Digitized by Google

HP 389.1

HARVARD·COLLEGE·LIBRARY

IN MEMORY OF
JAMES JACKSON
LOWELL

FIRST SCHOLAR OF THE CLASS
OF 1858 ✣ LEFT THE LAW
SCHOOL AT THE OUTBREAK
OF THE CIVIL WAR TO JOIN
THE 20TH MASSACHUSETTS
VOLUNTEER INFANTRY
MORTALLY WOUNDED AT
THE BATTLE OF GLENDALE
JULY 30TH 1862

FROM THE GIFT OF HIS SISTER
HARRIET LOWELL PUTNAM
M·CM·XVII

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Minerva.

Ein Journal
historischen und politischen Inhalts.

Dritter Band.

Für das Jahr 1815.

Juli, August, September.

— — — — — — To shew
the very age and body of the time,
its form and pressure.

Leipzig,
in der Expedition der Minerva.

Digitized by Google

HP 389.1

Harvard College Library
Dec. 24, 1921
J. J. Lowell fund

Digitized by Google

Inhalt des 95sten Bandes.

Seite

Wanderungen durch Spanien und Portugal im Gefolge der Französischen Armeen. Von Volgmann. 1

Biographische Notizen über Carnot. Aus dem Edinburgh Review. 45

Isaaco's, eines eingebornen Afrikaners, Tagebuch seiner Reise zur Aufsuchung von Mungo Park, zu der er im Jahre 1810 von dem Gouverneur von Senegal beauftragt wurde. 63

Ueber die weltlichen Herrschaften des Papstes, insbesondere über die drei Legationen. 120

Beiträge zur Geschichte der Revolution von Caracas. Von H. Poudenz und F. Mayer. Aus dem Französischen. 138

Parallelen. 158

Die Schlacht von Belle-Alliance. 161

Lord Blayney's, Generalmajors in Englischen Diensten, Gefangennehmung in Spanien. . 169

Wanderungen durch Spanien und Portugal im Gefolge der Französischen Armeen. Von Volgmann. (Fortsetzung.) 222

Beiträge zur Geschichte der Revolution von Caracas. Von H. Poudenz und F. Mayer. Aus dem Französischen. (Fortsetzung.) 255

Mr. Whitbread. 282

Seite

Was kann und muß jetzt das siegende Deutschland vom besiegten Frankreich nach den billigsten Gesetzen der Gerechtigkeit verlangen? . . . 308

Geschichte des Kabinets der Tuilerien seit dem 20. März 1815, und der Verschwörung, welche Bonaparte nach Frankreich führte. Aus dem Französischen. 314

Literarische Notizen. 369

Christian II., König von Dänemark, Norwegen und Schweden. 377

Beiträge zur Geschichte der Revolution von Caracas. Von H. Poudenx und F. Mayer. Aus dem Französischen. (Beschluß.) 398

Ansichten von St. Helena. Aus dem Englischen des Herrn Johnson, Esq. 448

Geschichte des Kabinets der Tuilerien seit dem 20. März 1815 und der Verschwörung, welche Bonaparte nach Frankreich führte. Aus dem Französischen. (Beschluß.) 476

Geschichte der Gesandtschaft im Großherzogthum Warschau, im Jahre 1812. Vom Herrn de Pradt, Erzbischof von Mecheln, damals Gesandtem in Warschau. Aus dem Französischen. 504

Digitized by Google

Juli. 1815.

1.

Wanderungen durch Spanien und Portugal im Gefolge der Französischen Armeen.

Von Volgmann.

Als nach jenem, für das Oesterreichische Kaiserhaus so schmerzhaften, Opfer des Wiener Friedens, die Ruhe Deutschlands wieder hergestellt war, eilten, außer dem diesseits des Rheines bleibenden Heere, alle übrige Korps der Französischen Armee, auf verschiedenen Straßen, nach den sechs Monate früher überstiegenen Pyrenäen zurück, um jenseits derselben, wo die Fackel des Krieges mit neuer verzehrender Glut, während des verringerten Widerstandes von dem nach einigen errungenen Vortheilen gewachsenen Muth und Fanatismus genährt, in allen Provinzen aufloderte, und die oft geschlagenen, vernichteten Haufen nur immer stärker und kühner sich zeigten, und selbst den Sieger durch ihre Besiegung entkräfteten, mit ver-

einter Macht, wie man wähnte, den langen blutigen Zwist durch einen gewaltsamen Schlag baldigst zu beendigen, die Engländer aus der Halbinsel zu vertreiben und den ephemeren Thron Josephs unumstößlich zu befestigen.

Eins dieser Korps, bis dahin von dem erst kürzlich zu dieser Würde gelangten, und jetzt zum Kommando der zur Besitznahme Hollands bestimmten Armee berufenen, Marschall Oudinot befehligt, verweilte bis zum April 1810 an den Ufern des Rheins, und begab sich dann nach den westlichen Küstenländern Frankreichs, wo das Monopol der Kornausfuhr, in den Händen des Staats oder einiger Günstlinge, allgemeine Unzufriedenheit erregt hatte, und die fortdauernde Gährung der Vendee und die von den Engländern häufig beunruhigten Küsten der Bretagne, die Aufmerksamkeit der Regierung erheischten. Seit zwei Monaten befand sich die erste Division in Nantes und Lorient, als sie gegen Ende August Befehl erhielt, über Bordeaux nach Bayonne zu marschiren, wohin ihr die zweite Division aus ihren bisherigen Standquartieren von Tours und Poitiers bald nachfolgte.

Nach einer gefahrvollen aber glücklich vollendeten

Digitized by Google

Reise durch die Afrikanischen Gewässer, war ich am 28. August zu Lorient ans Land getreten, und befand mich am folgenden Morgen durch einen der besondern Zufälle, die im Laufe des Lebens oft unvermuthet unsere sicher geträumten Entwürfe mit mächtiger Hand umgestalten, in einem mit Pfeilschnelle fortrollenden Wagen auf der Straße nach Nantes, um jene Division zu erreichen, zu welcher meine Bestimmung mich führte. Die Fluthen des Oceans, die Spitzen der Thürme und der Masten des Schiffes, welches mich getragen und im Hafen vor Anker lag, waren bald meinen Blicken entschwunden; nur die öden, mit Heidekraut bewachsenen, unabsehbaren Ebenen der Niederbretagne begrenzten den Horizont, nicht den mindesten Schatten gegen die von der dürren Fläche mit verdoppelter Hitze zurückprallenden Sonnenstralen gewährend. Einige hier und da hervorragende Hütten von Menschen bewohnt, deren fremdartige Sprache, so wie ihre Lebensweise und ganzes Aeußere, in das Gewand der tiefsten Armuth und des ekelhaftesten Schmutzes gehüllt, sie von allen benachbarten Völkern unterscheidet, macht den Reisenden oft glaubend, sich eher in den Wildnissen Polens, als auf dem gepriesenen Boden Frankreichs zu befinden.

Mehrere Tausende dieser Landbewohner ziehen im Frühjahr mit Weib und Kind nach den reichern Fluren von Poitou und Saintonges, um sich zu den Feldarbeiten zu verdingen, und gegen den Winter mit einem dürftigen Erwerb in ihre traurige Heimath zurückzukehren, wo man sich bei dem gänzlichen Holzmangel allgemein des gedörrten Kuhmistes gegen die Strenge der rauhen Jahreszeit, so wie zu jeder andern Feuerung, bedient.

Beim ersten Anblick einer dieser wandernden Haufen hielt ich sie nach ihrer braungelben Gesichtsfarbe, ihren schwarzen, wild herabhängenden Haaren, und ihrer in Lumpen gehüllten Gestalt, für einen Trupp Zigeuner. Außer allen übrigen Eigenschaften, welche sie mit jenen wirklich besitzen, sind beide Geschlechter dem Branntwein und dem Tabakrauchen gleich stark ergeben, und um diese Lieblingsbedürfnisse zu befriedigen, sieht man die Bretagneschen Schönen, vom zartesten Alter an, die dampfende Pfeife im Munde, bei ihrem Durchzug in den Städten für einige Sous, welche die Neugier der Einwohner ihnen spendet, ihre alten Nationaltänze in den Straßen aufführen.

Der einzige nennenswerthe Ort, auf einer Strecke von 20 Meilen, ist Vannes, der Sitz des Präfekten

des Morbihan-Departements, aber auch dieser, höchst schmutzig und unfreundlich, vermag so wenig, wie die noch weit unbedeutendern Flecken, den Fremden mit den unangenehmen Eindrücken auszusöhnen, welche der auf dem Lande in den drückendsten Formen herrschende Feudalgeist, der rohe Stolz der Städter, und die Trägheit aller, beim Anblick der sie umgebenden, nur eines thätigen Arms bedürfenden, unbebauten Fluren, nothwendig erregen müssen. Herzlich froh war ich daher, als ich bei Roche Bernard die Vilaine passirt hatte, die, ihren Namen in der That führend, ihre stets trüben Fluthen zwischen hohen, nackten, nur von Raubvögeln bewohnten Felsenufern dem nahen Meere zuführt, zu meiner Rechten den majestätischen Loire-Strom, und bald darauf vor mir Nantes zu erblicken, wo ich die Division noch erreichte und nach einem gehaltenen Ruhetag am 1. Septbr. mit derselben den Marsch nach Spanien antrat.

Während unseres Zuges durch die Vendee, die man gleich nach dem Uebergange über die Loire betritt, bot sich uns häufig die Gelegenheit dar, die Stimmung ihrer Bewohner wahrzunehmen. Statt der gewöhnlichen oft lästigen Neugier, des lebhaf-

ten, aus der Erinnerung ihrer eigenen Angehörigen entsprungenen Interesse, womit man uns oft in den von Truppen weniger besuchten Gegenden empfing, war hier auf allen Gesichtern Mißtrauen und Zurückhaltung ausgedrückt. Eine große Menge der in jenem gräuelvollen Vertilgungskriege zerstörten Dörfer und Flecken liegen noch jetzt in Ruinen, und gewähren den aufwachsenden Generationen Nahrung des mit der Muttermilch eingesogenen Hasses. Je mehr wir uns der Garonne näherten, desto zahlreicher wurden Städte und Dörfer, desto reicher die Fluren, und um die Ansicht ihrer reitzenden Ufer vollkommen zu genießen, fuhr ich von Blaye mit einem abgehenden Schiffe nach dem sechs Meilen entfernten Bordeaux, wo die Truppen erst zwei Tage später anlangten und Rasttag hielten. Von günstigem Winde getrieben, schwanden die herrlichen Paläste, Landhäuser und muntern Dörfer, die den Fluß begrenzenden weinreichen Berge, mit den anmuthigsten Schattirungen nur zu schnell bei mir vorüber, und beim Genusse dieser schönen Natur, welche das unempfindlichste Herz zu frohen Gefühlen stimmt, erschien der sonst so lebhafte Hafen, mit Hunderten abgetakelter Schiffe, die im Schlamme verfaulten,

als ein desto traurigeres Bild der Zerstörung und des Todes.

So weit die Straße nach Bayonne längs der Garonne sich hinzieht, wechseln geschmackvolle Wohnungen, lachende Felder, Wälder von Obstbäumen, mit einander ab, und bieten dem Auge, so weit es reichen kann, eine malerische Landschaft dar; aber schon jenseits Langon verändert sich plötzlich die Scene. Ungeheuere Tannen- und Kork-Wälder, von meilenlangen Sandwüsten zuweilen unterbrochen, treten an die Stelle der fruchtbaren Auen; das sanfte Klima wird hier zur drückendsten Hitze, und vergebens späht man auf der in gerader Richtung fortlaufenden, oft mehrere Stunden weit sichtbaren, Straße nach einem Dorfe oder einer Hütte.

Die Entfernung der auf der Militär-Straße liegenden Oerter nöthigte uns zu starken Tagereisen, und wir schätzten uns noch glücklich, diesen Marsch nicht im Winter machen zu dürfen, wo alles ein undurchdringlicher Morast ist, den man nur, wie die Bewohner dieser Gegenden, auf hohen Stelzen durchschreiten kann. Seit der Kaiser bei seiner Durchreise im Winter 1808 dem Präfekten, in ziemlich unsanften Ausdrükken, die Verbesserung der Wege anbefohlen, welche

seiner gewohnten Eile Grenzen gesetzt hatten, war man beschäftigt, eine neue Straße zu bauen, die aber durch die Schwierigkeit in dem sandigen Boden, durch die Entfernung der nöthigen Materialien, nur äußerst langsam sich ihrer Vollendung näherte. Nach neun Tagen hatten wir endlich diese steppenartigen Einöden (Landes), die dem Departement den Namen geben, zurückgelegt, und langten am 29. September in dem von Truppen aller Art angefüllten Bayonne an, das seit dem Ausbruch des Spanischen Krieges, im steten regen Gewühl der von allen Seiten herbeiströmenden Menge, theils nach Spanien gehender, theils zurückkommender Personen, ungeheuere Summen aus den verschiedenen Bedürfnissen aller dieser gezogen hatte. Keiner verließ diese Stadt, ohne vor seinem Eintritt in ein Land, das so wenig Hülfsmittel und Bequemlichkeiten erwarten ließ, sich mit dem Nothwendigen versehen zu haben, was sein Stand erforderte, und keiner kehrte aus demselben zurück, ohne sich der Gegenstände zu entledigen, die nur da, wo Jeder ganz auf sich selbst beschränkt, und ihr Mangel mit den unangenehmsten Entbehrungen verknüpft war, erfordert wurden. Auf dem Glacis waren lange Reihen hölzerner Baraken für

die sich sammelnden Depots errichtet, aus welchen dann die Detaschements zu ihren Korps abgingen, von denen ebenfalls bei dem täglichen Verlust, welchen die Art des Kriegs verursachte, häufige Transporte Kranker und Verstümmelter anlangten, die, ehe sie ihren Abschied erhielten, von einem dazu verordneten Sanitäts-Kollegium aufs schärfste geprüft, und oft, nachdem sie schon von den Aerzten ihrer Korps für unbrauchbar erklärt waren, noch zu fernerem Dienst verurtheilt wurden.

An die Stelle des General Tarreau *), der auf seine Güter im Innern Frankreichs zurückging, übernahm der General Conroux das Kommando

*) Tarreau kommandirte eine Division unter Moreau, und wurde, als ein treuer Anhänger dieses Generals, mit in seinen Proceß verwickelt, in welchem er zwar für unschuldig erklärt wurde; aber größtentheils außer Aktivität lebte, bis er, bei Eröffnung des Feldzugs 1809, das Kommando dieser Division erhielt. Erst nach seiner Befreiung in Wien, wo er als Gefangener die gröbsten Mißhandlungen des Pöbels erduldet hatte, wurde er Mitglied der Ehrenlegion, und jetzt mußte er, nach den Berichten des General Mouton, welcher über seine Truppen Musterung gehalten hatte, und wegen geheimen Argwohns, seine Stelle aufgeben.

unserer Division, und unter seinem Befehl setzte sich die erste Brigade am 4. Oktober gegen Vittoria in Marsch, wo wir unsere fernere Bestimmung erhalten sollten. Wir übernachteten am Abend dieses Tages in dem dicht am Meer liegenden Städtchen St. Jean de Luz zum letzten Mal auf Französischem Boden.

Die Pyrenäen mit ihren in ewigen Schnee gehüllten Häuptern, dem Auge schon in einer Entfernung von vierzig Stunden sichtbar, lagen nun dicht vor unsern Blicken und erhoben sich als eine ungeheuere Scheidewand zwischen beiden Reichen, noch weit ins Meer hinaus ihre Felsen streckend, an denen sich die Wogen mit schrecklichem Getöse schäumend brechen. Möchten doch, dachten Viele bei ihrem Anblick, diese von der Natur zur kolossalischen Mauer aufgethürmten Massen nie von Heeren überstiegen worden seyn, dann wäre eins der reichsten und schönsten Länder Europas nicht der gräßlichsten Verwüstung überliefert, und sein Boden mit dem Blut einer halben Million Menschen gedüngt worden, nicht jene schauderhaften Auftritte erfolgt, welche beide Nationen aus ihrer Geschichte zu vertilgen wünschten.

Von Bayonne an steigt man längs der Küste

über gut bebaute Hügel und durch sandige Thäler stets durch die Gebirge getäuscht, die ganz nahe zu seyn scheinen, sich immer weiter zurückziehen, bis erst jenseits der zehn Stunden von Bayonne entfernten Bidassoa, man sie wirklich erreicht, wo der Boden sich zu erheben anfängt und im Hintergrunde eines von hohen Felsen umschlossenen Halbzirkels das Spanische Städtchen Irun erscheint. Alles gewinnt hier plötzlich eine so veränderte Gestalt, daß man erstaunt, auf dem Raume von wenigen Schritten eine so allgemeine Verschiedenheit in Sitten, Gebräuchen, Sprache und selbst der Natur zu finden. Wirklich sah ich noch nie einen so auffallenden Kontrast zwischen zwei benachbarten Völkern, da die Gleichheit der Lebensweise, des Klimas und die gegenseitigen Berührungen gemeiniglich die Nationalcharaktere in einander verschmelzen und mit der größern Entfernung sich erst nach und nach das Eigenthümliche jeder Nation erhebt. Aber hier schreitet man ohne die Nüancen der Vermischung zu einem, seinen nächsten Nachbarn fremdartigen, Volke über, das überall das Gegentheil des Gewohnten darbietet, und man fühlt bald die Wahrheit der Bemerkung, daß die Pyrenäen eine Scheidewand zwischen Spanien

und der Civilisation des übrigen Europas bilden. Die öden Straßen der ersten Spanischen Stadt, die Gruppen der Männer und Weiber mit blassen, hagern Gesichtern, erstere alle gleichfarbig in lange braune Mäntel, der drückenden Hitze ungeachtet, gehüllt; letztere ihre Haare in eine Flechte bis über die Hüften herabhängend, den Obertheil des Körpers mit einem schwarzen Schleier (Mantilla) bedeckt, stolz und müßig auf- und abgehend, die klosterähnliche Bauart der Häuser mit Balkons, die nur durch kleine Oeffnungen, ohne Glasscheiben, mit hölzernen Laden versehen, erhellt werden, kurz, alles um uns her beschäftigte unsere Aufmerksamkeit und veranlaßte uns zu Vergleichungen mit den volkreichen Straßen, dem geschäftigen lebendigen Gedränge des kürzlich verlassenen Bayonne.

Von Irun windet sich die große Straße nach Madrid, eine der schönsten ihrer Art in Europa, zur Bequemlichkeit der Fußgänger an beiden Seiten mit breiten Quadersteinen belegt, in allerhand Krümmungen oft schneckenförmig über rauhe, nackte Granitfelsen, bald steil gegen die Wolken führend, an Abgründen vorüber, in deren Tiefe reißende Waldströme rauschen, bald durch angenehme Thäler mit

Kastanien= und Eichen=Wäldern bedeckt. Bis auf die höchsten Felsspitzen, in fast unzugänglichen Schluchten, erblickt man von allen Seiten einzelne, zerstreute Wohnungen und auf dem Wege zahlreiche Dörfer und Städte. Hernany, Tolosa, Villa real waren die bestimmten Etappen, wo die Truppen jedes Mal in den zu Kasernen umgeschaffenen Kirchen und Klöstern, die nach Verhältniß ihrer Größe die Aufschrift: Kaserne für zweitausend, dreitausend, führten, einquartiert wurden, und ihre Rationen an Brot, Fleisch, Wein aus den öffentlichen Magazinen erhielten, die von den Landesbehörden angefüllt und von Französischen Beamten verwaltet wurden. Diese Vampirs sogen das letzte Mark der Provinzen und der in ihren Wohnungen gebliebenen friedlichen Einwohner an sich, und richteten in den ihrer Raubsucht unterworfenen Distrikten dieselben Verheerungen, als die oft minder beutegierigen Soldaten, an. Durch ihre Bedrückungen verstärkten sie selbst die Feinde, und zwangen den Landmann, wenn er sich seine letzten Früchte entreißen sah, die mit so vieler Mühe gewonnen wurden, da der steile, felsigte Boden nicht erlaubt, mit Ochsen zu pflügen, sondern mit langen zweizinkigen Gabeln umgegraben wird, sein einziges

noch übriges Eigenthum, die Hütte, in der er gebo- ren war und seine Väter gelebt hatten, mit Weib und Kind zu verlassen, und mit einer Flinte bewaff- net, kochende Rache im Herzen, seinen Peinigern tödtlichen Haß schwörend, sich zu den in Hinterhalt lauernden Insurgenten zu begeben. Wehe dem Un- glücklichen, der in ihre Hände fiel; nicht zufrieden, ihm nur ein Leben rauben zu können, sättigten sie ihre Rache durch die grausamsten Qualen, in deren Erfindung sie wetteiferten, und leider fielen, trotz aller angewandten Vorsicht, täglich zahlreiche Opfer in ihre Gewalt. Zu mehrerer Sicherheit der Ver- bindung waren, nach Verhältniß der Entfernung zwi- schen den Städten, alle zwei oder drei Stunden befe- stigte Blockhäuser erbaut worden, die von einem zu diesem Dienst besonders errichteten Korps Fuß-Gen- darmen besetzt wurden, welche stationsweise die Kour- riers und Reisenden eskortirten. Allein häufig ereig- nete es sich, daß diese Posten von den Guerrillas aufgehoben, oder auf jedem Marsche beunruhigt und überfallen wurden, die in Höhlen und Schlupfwin- keln verborgen, jedesmal hervorbrachen, wenn sie, an Zahl überlegen, hoffen konnten, sich der Depe- schen oder der Transporte zu bemächtigen. Die Kom-

munikation war daher oft mehrere Wochen lang unterbrochen, und an jede zahlreiche Truppenabtheilung, welche von einem der Hauptsammelplätze ausmarschirte, schlossen sich allemal lange Züge von Bagage, Kranken und Isolirten aller Klassen an, die so lange warten mußten, bis sich eine günstige Gelegenheit darbot, um von einem Orte zum andern zu gelangen. Auf dem Marsche mußte dann alle militärische Vorsicht gegen die uns von allen Seiten umgebenden, entweder verborgenen, oder von der Höhe unersteiglicher Felsen uns mit Schimpfwörtern und Flintenschüssen empfangenden Feinde, gebraucht werden, die so kühn waren, unsere 3000 Mann starke Kolonne mehrmals anzugreifen, wenn wir in engen Defileen nicht vermögend wären, die steilen Höhen zu erklimmen. Ein starker Vortrab mußte stets, wenn Berge zu übersteigen und Tiefen zu passiren waren, die die Aussicht beschränkten, erst eine sichere Stellung fassen, und der Nachtrab durfte Keinen zurücklassen, denn funfzig Schritt hinter demselben war Jeder dem Tode geweiht. Eben so gefährdet waren die Umgebungen der Städte, die alle im strengsten Sinne blokirt, und überhaupt sich nur so lange im Besitz der Franzosen befanden, als ihre Besatzungen

sie gegen die steten Anfälle zu vertheidigen vermochten. Jedes Dorf war zu einer Festung umgeschaffen, und nicht ohne die größte Lebensgefahr durfte man es wagen, sich einen Flintenschuß davon zu entfernen. Zwar war die Nation im Anfang mehr mit Milde, als mit Strenge, behandelt worden; da aber alle Versuche fruchtlos blieben, und jeder Gedanke an die Wiederherstellung der Ordnung aufgegeben werden mußte, so schritt man zu härteren Maßregeln, und verordnete, daß jeder Ort, in dessen Bezirk ein Individuum der Französisch-alliiten Armee umgebracht würde, dafür eine Summe von 200,000 Realen erlegen, und falls der Magistrat den Thäter nicht ausliefern würde, einer aus ihrer Mitte an dessen Stelle erschossen werden sollte. Jeder mit den Waffen in der Hand Ergriffene wurde ohne weiteres an derselben Stelle aufgeknüpft, um den Uebrigen zum warnenden Beispiel zu dienen, und kein Tag verging, an welchem wir nicht längs der Straße Mehrere an den Bäumen hängen sahen, die bis zum letzten Augenblick den größten Muth und die größte Verachtung gegen ihre Richter gezeigt, und noch im Tode den Ausdruck ihrer letzten Gefühle, welche Wuth und Haß gewesen waren, in ihren Gesichts-

zügen behalten hatten. Indessen zeigte sich bald, was man schon früher erwägen konnte, wie wenig diese Mittel auf den Charakter eines Volks wirksam waren, das, wie alle Völker, welche für eine große Idee sich begeistert fühlten, den Tod verachten gelernt hatte, und vom Fanatismus geleitet, alle übrigen Gesetze dem alleinigen Zwecke der Vertilgung des Feindes unterordnete, dem jede Nachsicht Furcht und Schwäche schien, und das nur der siegenden Gewalt der Waffen gehorchte. Wenn die beweglichen Kolonnen der Franzosen, die Insurgentenhaufen in allen Richtungen verfolgend, sie endlich erreichten, so entging keiner dem Schwerte oder dem Strange, womit der täglich um seine Existenz kämpfende, grausam gewordene Soldat das Blut seiner gemordeten Waffenbrüder rächen zu müssen glaubte. Aber vergebens fielen Tausende, vergebens glaubte man, Provinzen unterjocht und die zerstreuten Banden vernichtet; die wenigen Entronnenen sahen bald wieder neue Tausende um sich her versammelt, die kühner und erbitterter, als vorher, das Schicksal der als Märtyrer der Freiheit Gestorbenen, an den Räubern ihrer Ruhe und ihres Throns vergalten, und so entstand das wahre bellum omnium contra omnes.

Besonders hatte man uns die Gegend zwischen Villa real und Mondragon als gefährlich geschildert, wo selten Kouriere oder schwach eskortirte Transporte den über zwei hohe Berge und durch waldige Gründe führenden Weg, ohne angefallen zu werden, zurücklegten. Wir erreichten jedoch glücklich letztern Ort, und fanden bei unserer Ankunft ein Detaschement der jungen Garde, das uns den Befehl von Vittoria überbracht hatte, den folgenden Tag nach Bilbao zu marschiren, in dessen Nähe ein Englisches Geschwader mit einer Landung drohete.

Da die engen Gebirgspfade von Mondragon aus das Fortbringen des Geschützes und Gepäckes unmöglich machten, so blieb selbiges da zurück, und wir luden die unentbehrlichsten Geräthschaften auf einige mit Ochsen bespannte Wagen, die schon am ersten Tage unsers Eintritts in Spanien uns sonderbar getäuscht und in Erstaunen gesetzt hatten. Dieses seltsame, in den gebirgigen Gegenden übliche Fuhrwerk besteht aus zwei Rädern, die ohne Speichen eine volle Scheibe bilden, in deren Mitte eine hölzerne Achse unbeweglich fest gemacht ist, auf welcher der Obertheil gemeiniglich aus einigen zusammengefügten Bretern mit einem geflochtenen Korbe ruhet, und durch

den Druck der Last auf die mit den Rädern sich umdrehende Achse die dem Ohre widerlichen, kreischenden und pfeifenden Töne hervorbringt, welche nach der Verschiedenheit des Holzes höher oder tiefer klingen, und jedem Wagen einen eigenen Ton geben, dessen Monotonie, im Takt mit dem langsamen Schritt der Ochsen, in weiter Entfernung traurig in den öden Felsenthälern wiederhallt; die Zugthiere sind bloß mit den Hörnern an der Deichsel befestigt und werden von dem Führer mit einem langen Stabe gelenkt, an dessen Spitze ein eiserner Stachel befestigt ist.

Am zweiten Tage trafen wir unangefochten in Bilbao ein, das in einem engen Thale liegt, durchströmt vom Durangofluß, der den Hafen bildet und zwei Stunden davon sich ins Meer ergießt. Sein Anblick schon hielt uns für die Unannehmlichkeiten des beschwerlichen Marsches hinlänglich schadlos. Wir glaubten uns wieder in Frankreich zu befinden, so sehr stach die Freundlichkeit, die zuvorkommende Geselligkeit ihrer Bewohner, eine Folge des Handels, gegen die bis dahin in Spanien gemachten Erfahrungen ab. Alles athmete freier, die schönen, mit Kunst und Luxus gezierten Spaziergänge (Arenal) längs dem Hafen im Mittelpunkte der Stadt, die geschmack-

vollen Gebäude und die Regelmäßigkeit der Straßen, die von Wagen nicht durften befahren werden, um das schöne Steinpflaster, das, von oben herab gesehen, Blumen und Zeichnungen vorstellt, nicht zu beschädigen, alle Gegenstände riefen frohe Erinnerungen in uns zurück. Auch Bilbao hatte die Geißel des Krieges hart betroffen, mehreremal hatte das wandelnde Kriegsglück die Besitzer desselben gewechselt, und in seiner Nähe waren Ströme Bluts geflossen, aber doch hatten die dabei erduldeten Leiden nicht den Frohsinn der Bewohner verscheuchen können. Wenn die Geschäfte des Tages beschlossen waren, versammelte sich die fröhliche Jugend auf den öffentlichen Plätzen, und beim Schalle der Kastagnetten rauschte der üppige Fantango oft bis tief in die Nacht. Um die Küsten zu sichern, war ein Bataillon nach Portugaletto am Ausflusse des Durango detaschirt, das seine Postenkette bis nach Castro erstreckte, um die Verbindung mit St. Ander zu unterhalten, und einige Kompagnien hielten die vorzüglichsten Punkte zur Sicherheit der Stadt besetzt, während wir alle Freuden des geselligen Lebens genossen; der Soldat erhielt seine Lebensbedürfnisse reichlich, von der besten Art, und jeder wünschte, diesen frohen Ort nie im Laufe

des Krieges zu verlassen, allein nur vierzehn Tage ward uns dieses Glück gewährt.

Eine Englisch-Spanische Eskadre von vier Fregatten und einer großen Anzahl kleinerer Kriegs- und Transportschiffe war, nach mehreren vereitelten Landungen an den Asturischen Küsten, die bloß dahin zielten, die unter den Generalen Bonnet und Kellermann im Norden befindlichen Divisionen zu beunruhigen, die Unterstützung der Hauptheere zu erschweren und den Krieg der Insurgenten thätig zu unterstützen, vor St. Ander und Laredo erschienen. Zu gleicher Zeit zeigten sich in Uebereinstimmung damit zahlreiche Haufen Guerrillas, und der Führer derselben, Don Julian, mit 700 wohlberittenen Lanciers, als wir am Abend des 24. Oktbr. eiligst Befehl zum Aufbruch erhielten, und unter dem heftigsten Ungewitter in der finstern, durch Blitze erhellten, Nacht nach Portugaletto marschirten, und hier den Arm des Meeres in einer elenden Schaluppe passirten, die jeden Augenblick den Untergang drohete. Ohne Rast setzten wir unsern Marsch fort, der über schroffe Felsenwände, deren Fuß die See bespülte, auf einem kaum drei Fuß breiten, mit ungeheuren Granitblöcken übersäeten Wege, an Tiefen vorüber-

führte, in die mehrere Menschen und Thiere hinabstürzten, die erst durch ihr jämmerliches Geschrei uns die eigene Gefahr bemerkbar machten. Um nicht gleiches Schicksal zu haben, mußte der erste des Zugs mit einem Feuerbrande den richtigen Steg zu erspähen suchen, und alle folgten einzeln, jeder sich an den Rockzipfel seines Vordermannes haltend. So erreichten wir mit Anbruch des Tages Somorostro, wo wir eine Stunde Erholung genossen, und gegen Mittag Castro, das noch drei Meilen von Laredo entfernt ist. Einige von Santona abgesendete Boten, denen es verkleidet gelungen war, zu uns zu kommen, benachrichtigten uns von der Gefahr, worin die schwache Besatzung sich befände, wenn nicht schneller Entsatz herbeieilte, und wir mußten überdieß eilen, die Vereinigung der Insurgenten mit den Landungstruppen zu verhindern. Nahe vor Laredo stießen wir auf einige feindliche Trupps, die sich bei unserer Annäherung zerstreuten, uns aber die ganze Nacht, die wir unter den Waffen am Strande zubrachten, beunruhigten, bis am Morgen sich die Guerrillas, über 1500 Mann stark, von den Bergen herab gegen die Küste zu bewegten, und den Augenblick zu erwarten schienen, wo die mit Landungs-

anstalten beschäftigte Flotte den Angriff machen würde. Um nun nicht von beiden Seiten zugleich angefallen zu werden, welches uns in die gefährlichste Lage versetzt hätte, mußte ein Bataillon des 6. leichten Infanterieregiments durch eine Seitenbewegung die hinter Bäumen und Felsen postirten Insurgenten vertreiben, welches auch mit Verlust einiger Todten und Verwundeten schnell und glücklich gelang. Aber während dessen war die Ausschiffung vollendet, und die Schaluppen steuerten nach der Küste, an ihrer Spitze vier Kanonenböte, die einen Hagel von Kartätschen und Kugeln auf uns schleuderten, dem wir nichts als die Spitze der Bayonnette entgegensetzen konnten, da die unfahrbaren Wege die Herbeischaffung des Geschützes unmöglich machten und der heftige Regen das kleine Gewehrfeuer hinderte. Die im Fort Santona befindliche Artillerie machte zwar ein höllisches Feuer auf sie, aber mehr als dieses zwang ein plötzlich sich erhebender Sturm, dem sogleich das Signal zum Wiedereinschiffen folgte, die Böte zur Rückkehr, und eine halbe Stunde nachher sahen wir die Fregatten vom wüthenden Sturm umhergetrieben, bald am Horizont verschwinden und wieder erscheinen. Eine Spanische Fregatte kämpfte im Angesichte

des Hafens bis Nachmittags vier Uhr mit den Wellen, um die hohe See zu gewinnen, bis ein heftiger Windstoß sie gegen das klippenvolle Ufer trieb, an dem sie vor unsern Augen scheiterte, ohne daß es möglich gewesen wäre, einen einzigen Menschen zu retten. Eine Brig und vier Transportschiffe traf dasselbe Schicksal; die See war mit Trümmern bedeckt und neunhundert Menschen fanden ihr Grab in den Wellen. Noch am folgenden Tage zeigten sich mehrere Fahrzeuge, die ihr Vorhaben nicht aufgegeben zu haben schienen, aber ein wohlgerichtetes Feuer der auf dem Strande während der Nacht errichteten Batterie, vereitelte den letzten Versuch, und der Anschlag auf Spaniens Nordküste war, für die gegenwärtige Jahreszeit wenigstens, vernichtet.

An demselben Tage, den 27., traf der General Conroux mit der zweiten Brigade, und einer Division unter dem General Caffarelli hier ein, als die letzten Fahrzeuge bereits aus dem Gesichtskreis verschwunden waren; wir kehrten vereint nach Bilbao zurück, wo wir Ruhetag hielten, und am 30., ohne Hoffnung des Wiedersehens, von dieser freundlichen Stadt und ihren biedern Bewohnern schieden, die noch späterhin, bei Erduldung der allent-

halben gegen uns erregten Gefahren und Beschwerden, uns oft mit der Nation wieder versöhnten.

Der Winter war jetzt für diese Gegenden angebrochen; unaufhörliche Regengüsse, die in einer gewissen Höhe sich in Schnee verwandelten, schwellten jeden Bach zu einem reißenden Strom, und bildeten in den Cantabrischen Gebirgen, über die uns die nächste Straße nach Vittoria durch Orunna führte, zahllose Wasserfälle, die in jeder andern Lage unsere Bewunderung würden gefesselt haben. Stürme, die zu Orkanen ausarteten, dichte Nebel, welche die nächsten Gegenstände verhüllten, hemmten oft unsern Marsch und machten ihn desto beschwerlicher. Nicht selten stiegen wir in einem Tage mehrere Mal aus den Regionen des Schnees und Eises in die noch grünen düstern Thäler herab, die von den Schlägen der zahlreichen Eisenhämmer wiedertönten, aus denen die von der Natur so reichlich mit diesem Metall versehene Biscaya und die Provinz Alava vorzüglich ihre reichhaltigen Erwerbsquellen ziehen.

Spät am Abend des 2. Novbr. kamen wir in Vittoria an, wurden am 3. von dem General Bonnet gemustert, und darauf nach Salamanca beordert, wohin wir auch am 5. aufbrachen und aus

den engen Thälern und Schluchten der Biscaya in die offenen Ebenen Castiliens traten, die in der Ferne von hohen Bergen begrenzt werden, welche noch zuweilen den Horizont verengen, und bei Pancorbo durch ein kühnes Spiel der Natur einen Engpaß bilden, der von einer auf dem steilen Bergrücken erbauten Citadelle vertheidigt wird. Der Felsen scheint hier geborsten zu seyn, um der Straße den nöthigen Raum zum Durchgange zu gestatten; von beiden Seiten steigen die schroffen Wände erst senkrecht und neigen dann ihre, frei über den Köpfen der staunenden Wanderer schwebenden, Massen gegen einander, bei deren Anblick jeder ein unwillkürliches Grauen empfindet. Am Ausgange dieses eine Viertelstunde langen Grundes liegt das kleine Städtchen Pancorbo, ehedem zum Etappenorte für die Truppen bestimmt, die jetzt von Miranda del Ebro bis nach Breviesca gehen mußten. Von letzterem Orte gelangt man am dritten Tage nach Burgos, das gleich beim Eintritt mit seinen Steinhaufen und Aschenhügeln an die hier vorgefallenen Gräuel der Verwüstung erinnerte. Von 12,000 Einwohnern, welche es ehemals zählte, ist ein Drittel verschwunden, die ansehnlichen Fabrik-Gebäude und weitläufti-

gen Klöster dienten der großen Menge der Truppen zur Wohnung, die von hier aus stete Streifzüge in die Gebirge von Soria unternehmen mußten, wohin sich alle aus Biscaya und Navarra vertriebenen Insurgentenhaufen zurückgezogen hatten. Die Straßen sind enge, finster und unreinlich, aber prächtig und ehrwürdig erhebt sich die Kathedralkirche, eins der schönsten Werke der Gothischen Kunst, über die sie umgebenden Gebäude, wie der bemooste Stamm einer dem Zahne der Zeit trotzenden Eiche über die jungen Pflanzen hervorragt.

Unter den Französischen Gouverneurs waren mehrere Anlagen zur Verschönerung der Stadt gemacht worden; so hatte man die Ueberreste des Cid und der Jsmene, die bisher in einem entfernten Kloster verborgen gewesen waren, gesammelt, und auf dem öffentlichen Spaziergange an den Ufern des Arlanzon in einem geschmackvollen Mausoleum beigesetzt; eine bisher in den meisten Spanischen Städten unbekannte nächtliche Erleuchtung war veranstaltet; aber alles dieß nur ein geringer Ersatz für die entsetzlichen Lasten, welche die Unterhaltung der Truppen, das

Satrapen-Leben des Gouverneurs *) und der obern Befehlshaber, und der Bau zur Vergrößerung der

*) General Dorsenne, damals Gouverneur der Provinz Burgos, eben so unerschrocken und tapfer im Getümmel der Schlacht, enthaltsam in Zeiten des Mangels, als weibisch und schwelgend in den Tagen der Ruhe, wurde wegen seiner angenommenen steifen Hofmanieren und seines ceremoniellen Anstandes, gemeiniglich vom Kaiser mon petit faquin genannt. Sein Aufwand verschlang die Einkünfte der Provinz, in der er, wie alle übrigen Statthalter, des schwachen Königs spottend, mit unumschränkter Gewalt herrschte. Daher glichen die königlichen Kassen im Besitz der Machtinhaber stets dem Fasse der Danaiden. Alle Personen der obern Klassen des Militärs, wie der Administration, strebten nach den meistentheils in Französischen Händen befindlichen Stellen der Provinzial-Verwaltung, die man als eine ergiebige Domaine und als das sicherste Mittel betrachtete, wenn Klagen erhoben wurden, aus Spanien ohne weitere Verantwortlichkeit abgerufen zu werden. Ein gewisser Baron Salmon, Oberst eines Infanterieregiments, hatte während vierzehn Tagen, die er Kommandant von Ledesma war, eine Summe von 50,000 Realen erpreßt; auf die wiederholten Beschwerden des Magistrats ward er unter Bedeckung von Gendarmen nach Frankreich geführt, und wenige Wochen nachher erhielt er ein Regiment in Deutschland;

Festungswerke der so theuer errungenen und durch ihre Lage so wichtigen Citadelle, verursachten. Unser Abmarsch, der nach gehaltenem Ruhetag am 9. erfolgen sollte, ward durch die verzögerte Austheilung der Lebensmittel, welche der Soldat auf vier Tage erhielt, bis zum 10. aufgehalten, und wir folgten weislich dem ertheilten Rath, uns mit den nöthigen Lebensbedürfnissen zu versehen, da bis Valladolid wir, nach dem Zeugniß aller von dort Kommenden, nicht erwarten durften, in den zerstörten Flecken und Dörfern das mindeste zu finden. Schon am ersten Abend in Celada, so wie die folgenden in Villadrigo, Torquemada und Duennas, empfanden wir den Nutzen dieser Vorsicht, denn außer einem Heere geldgieriger Französischer Marketender und Kaufleute, die alles Gefühl für Recht und Billigkeit schon jenseits der Bidassoa abgelegt hatten, den Truppen nachgezogen waren und in jedem besetzten Dorfe oder Kloster ihre Wucherstätte aufgeschlagen hatten, trafen wir nur wenige dürftige Bewohner, die höchstens uns ein schmutziges, unreinliches Obdach gewähren konnten. Wenn dann auch zuweilen einige die gewöhnlichen Bedürfnisse verkauften, so wendete sich doch der Soldat, durch frühere Beispiele von Vergiftungen gewarnt,

und von den vaterländischen Sitten und Gebräuchen, die den Franzosen unter jedem Himmelsstrich an sein Vaterland ketten, angezogen, zu seinen obgleich theurern Landsleuten, die dieses Gefühl zu ihrem Vortheil berechneten.

Kein Tag verging, ohne daß wir gänzlich durchnäßt worden wären, welches so nachtheilig auf unsere Truppen wirkte, daß bei unserer Ankunft in Valladolid von der 3000 Mann starken Brigade 290 Kranke in den dortigen Hospitälern zurückblieben. Diese ehemalige Hauptstadt, der man sich nähert, ohne die Umgebungen, welche die Nähe großer Städte immer verkünden, wahrzunehmen, bietet kaum noch einen Schatten ihrer vorigen Größe und Pracht dar. Nur ihr Umfang und einzelne Spuren zeigen von dem, was sie einst gewesen, aber ihre öden, häufig mit Gras bewachsenen Straßen verkünden deutlich, was sie jetzt ist: einsam und traurig. Die Bevölkerung hat sich von 80,000 Menschen nach und nach bis auf 24,000 vermindert; nur die Zahl der Kirchen und Klöster ist stets dieselbe geblieben, und daher beim ersten Anblick auffallend groß für den Ort, der weder ausgebreiteten Handel noch innere Industrie besitzt. Er ist der Sitz einer Universität und

Akademie der Wissenschaften, deren Lehrsäle jetzt zu Spitälern und Kasernen dienten.

In Valladolid verließen wir die schöne Straße nach Madrid, der wir bisher gefolgt waren, um die nach Salamanca über Medina del Campo, Canta la Piedra zu wählen, die durch das anhaltende Regenwetter eben so unwegsam, als durch die zahlreichen Guerrillas-Haufen unsicher geworden war. Sobald die Französische Armee in Portugal eingedrungen, hatten die Insurgenten, bis dahin aufgelöst oder zerstreut, wieder einen größern Spielraum erhalten, und in den nördlichen Theilen von Castilien und Leon sah man plötzlich längst todt geglaubte Führer an der Spitze ansehnlicher Korps. Marquesito *), Empecinado **), el Medico ***) beunruhigten wechselsweise die Umgebungen von Madrid oder Salamanca, hoben die Kommunikation mit Asturien und den südlichen Provinzen auf, und flüchteten bei Annäherung der ihnen an Beharrlichkeit nachstehen-

*) Ehemaliger Oberst der Linientruppen.

**) Ein angenommener Name; in frühern Jahren hatte er in Militärdiensten gestanden; vor der Revolution lebte er als Privatmann in der Dunkelheit.

***) Ein ausübender Arzt aus Avila.

den, aber an Streitkunst überlegenen Französischen Kolonnen in die Schlupfwinkel des Guadarama oder Cantabrischen Gebirges zurück, von wo aus sie bald wieder auf ihnen bekannten Wegen in entfernten Gegenden erschienen, den sicher gewordenen Detaschements und Patrouillen auflauerten, und ihre Gegenwart, weder Freund noch Feind schonend, durch Gräuel und Barbarei kund thaten. Der Insurgentenkrieg gewann durch die beiderseitige Erbitterung, die keinen Gedanken an Schonung übrig ließ, einen immer grausamern Charakter; aber man konnte sich auch nicht verhehlen, daß nach dreijährigen Anstrengungen und den ungeheuren Aufopferungen an Menschen und Kräften, man sich im Wesentlichen dem Ziel um keinen Schritt genähert, und die Unterwerfung Spaniens unter Frankreichs Scepter immer unwahrscheinlicher wurde. Die Anfangs rohen Haufen der fanatischen Bauern hatten, durch der Gefangenschaft entsprungene Soldaten der zerstreuten Linientruppen verstärkt, mehr militärischen Geist erhalten; die stete Nothwendigkeit, sich gegen die Ueberfälle des rastlosen Feindes zu sichern, ihn durch List zu besiegen, wo die Stärke es nicht vermochte, hatten sie mit den Gefahren vertrauter gemacht, und ihnen

in der Führung des kleinen Kriegs, wozu ihnen der bekannte Boden die trefflichste Gelegenheit darbot, eine Uebung verschafft, die ihnen manchen beträchtlichen Vortheil erringen half. Hierzu gesellte sich eine große Menge Ueberläufer der Französischen, vorzüglich aber der verbündeten Truppen, die, von Mangel, Beschwerden, oder auch von Beutesucht getrieben, ihre Fahnen verließen, und da für die Folge jede Hoffnung zur Wiederkehr verschwand und der sichere Tod ihrer harrte, die gefährlichsten Feinde ihrer früher von ihnen vertheidigten Partei wurden. Don Julian, einer der bekanntesten Insurgenten-Chefs, zählte unter seiner 7 bis 800 Mann starken Schaar regulärer, gut bekleideter und bewaffneter Kavallerie, mit der er das Land von der Sierra de Estrella bis an den Biscayischen Meerbusen beständig allarmirte, ein Drittel solcher Uebergetretener. Auch das weibliche Geschlecht nahm thätigen Antheil am allgemeinen Kampf, der freilich ohne Zusammenhang mit dem Ganzen, nach selbstgeschaffenen, von Zeit und Umständen abhängenden Gesetzen, geführt wurde, und gemeiniglich zeichneten sich die Weiber durch Grausamkeiten an den Gefangenen aus. Eine derselben, unter dem angenommenen

Namen la Caraccola, hausete an der Spitze eines 300 Mann starken Haufens, in der Gegend von Toro und Zamora, und obgleich sie unaufhörlich von den Französischen Truppen, denen sie furchtbar geworden war, verfolgt wurde, entging sie ihnen doch immer durch Klugheit und List. Während solchergestalt diese Banden, mit Englischen Waffen und Geld unterstützt, an Zahl und innerer Kraft gewannen, erlitten ihre Feinde täglichen Verlust, der nur unvollkommen durch die von Zeit zu Zeit ankommenden Ergänzungstruppen ersetzt wurde. Diese bestanden aus jungen Konskribirten, die, seit wenigen Wochen aus ihrer Familie gerissen, nach Bayonne geführt, hier eingekleidet und mit Waffen versehen, nach einem fernen Lande geschickt worden waren, wo sie, von Schmerz ergriffen, den ungewohnten Strapazen unterlagen, oft, ehe sie ihre Bestimmung erreicht hatten, schon erkrankten, und einzeln von den lauernden, blutdürstigen Feinden massakrirt, oder langsamer in den vollgepfropften Spitälern, ohne Pflege, ohne Wartung, der sichere Raub des Todes wurden.

Mehrere Guerrillas zeigten sich uns in der Ferne zwischen Valladolid und Medina del Campo; da aber unsere Anzahl zu stark war, begnügten sie sich, unsern

Marsch, der durch die entsetzlichen Wege, in denen das Geschütz fast versank, bis tief in die Nacht dauerte, zu beobachten. Noch beschwerlicher wurden die folgenden Tage, bis zum 20., an dem wir Salamanca erreichten, wo uns einige Ruhetage zu der so nöthigen Erholung gewährt wurden. Bis jetzt hatten wir nach dem Abgang des Marschalls Oudinot unter der unmittelbaren Leitung des Fürsten von Neufchatel, als Major-General, gestanden, ohne seit unserm Eintritt in Spanien zu irgend einer der vier Hauptarmeen zu gehören, die sich in der Halbinsel befanden. Erst hier wurde die schon längst gehegte Vermuthung, zur Armee des Marschalls Massena, die in der Gegend von Lissabon stand, zu stoßen, zur Gewißheit, als wir den Tag nach unserer Ankunft Befehl erhielten, den 23. nach Ciudad Rodrigo zu marschiren, wohin schon die zweite Division unter dem Befehl des Generals Claparede, während unseres Streifzugs nach Bilbao, vorangegangen war. Am bestimmten Tage passirten wir den Tormes über die von den Römern erbaute, zwanzig Fuß lange Brücke, die, nebst der Kathedralkirche und dem schönen, regelmäßig viereckigen Platze, mit einem Säulengange umgeben und mit den Büsten aller Casti-

lischen und Spanischen Könige geziert, die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt ausmacht, die, jetzt einer der ersten Waffenplätze, statt der Tausende von Studierenden aus allen Theilen des Reichs, mit Truppen, spekulativen Kaufleuten und Künstlern aller Art dergestalt angefüllt war, daß sie die Zahl der Einwohner weit überstiegen. Täglich langten Transporte von Kriegsbedürfnissen und Kolonnen von den entferntesten Gegenden hier an, oder andere marschirten nach den entgegengesetzten Richtungen, um die Verbindungen zu sichern, die immer wieder von herumschwärmenden Parteien gestört wurden. Salamanca in einer weiten fruchtreichen Ebene, die nur im Süden von den nahen Schneegebirgen von Bajar begrenzt wird, mit unzähligen Dörfern und Flecken bedeckt, war die Basis aller Operationen im nordwestlichen Spanien, und enthielt das Depot der in Portugal befindlichen Armee, deren Kommunikationsstraße von hier aus gesichert werden sollte, obgleich dieß nur bis Almeida noch möglich war. Freunde und Feinde zogen aus dieser Provinz ihre vorzüglichsten Unterhaltungsquellen, und beide Theile wetteiferten, den Besitz einander streitig zu machen, wobei die Insurgenten freilich der Ueberlegenheit weichen

mußten, aber kein Mittel sparten, um durch List oder Gewalt die Zufuhr zu erschweren, und ohne den hieraus erwachsenen Nachtheil zu erwägen, in blinder Wuth alles verheerten, was ihren Gegnern von einigem Nutzen seyn konnte.

Je näher wir Rodrigo kamen, desto bergichter und öder wurde der Boden, selten und dürftig die Wohnörter; das hohe Portugiesische Scheidungsgebirge stets im Gesicht diente uns oft zu einem sichereren Wegweiser, als der in tausend Richtungen sich zwischen den Felsen verlierende Pfad. Am 27. sahen wir endlich die halb zerstörte Festung vor uns sich über die rauhen Umgebungen erheben; noch entfernt trafen wir schon auf Spuren der Verwüstung, und in der Vorstadt San Francisco, wo uns unsere Quartiere angewiesen wurden, waren nur wenige menschenleere Häuser noch bewohnbar. Aber einen weit traurigern Anblick gewährte das Innere der Stadt selbst. Alles war verheert, alles zusammengeschossen, gegen 1100 Einwohner hatten ihr Leben bei der Vertheidigung der Stadt verloren, und Furcht und Schrecken waren noch auf den Gesichtern der Uebriggebliebenen ausgedrückt. Eifrig arbeitete man an der Ausbesserung der sechzehn Klafter breiten Bresche, und an der Weg-

räumung der Trümmer, womit die Straßen angefüllt waren. Der General Drouet, bestimmt, das Kommando unsers Korps zu übernehmen, war einige Tage vor unserer Ankunft mit der 2. Division zu einer Streiferei nach Portugal aufgebrochen, um einige Nachrichten von der Armee des Marschalls Massena einzuziehen, den folgenden Brigaden den Befehl zurücklassend, ihm baldigst in der bezeichneten Richtung zu folgen.

Ueber das Schicksal dieser Armee war man seit mehrern Wochen in der größten Unwissenheit, obgleich häufig Berichte in das Publikum gelangten, welche die Fortschritte der Französischen Waffen in diesem Theile der Halbinsel in dem gewöhnlichen Stil verkündeten, und obgleich man jenseits der Pyrenäen in allen politischen Zirkeln schon alle Schwierigkeiten der Besitznahme Lissabons' und der Vertreibung der Engländer, besiegt glaubte, war doch nicht die geringste Kunde von dem wahren Standpunkt und der Lage dieser Korps bis an die Grenzen durchgedrungeu.

Eine dreißig Meilen lange Wüste trennte die Verbindungen, und alle Versuche, welche beiderseits gemacht worden waren, diese Kluft zu durchbrechen, scheiterten an den unzähligen Hindernissen, womit

die von glühendem Hasse beseelten herumschwärmen- den Haufen verzweiflungsvoller Bewohner, die sicher wirkenden, obgleich grausamen Maßregeln des Englischen Feldherrn unterstützten. Die dahin abgesendeten Detaschements sahen daher bald, von der Mehrzahl der Feinde bedroht, alle Brücken gesprengt, die Straßen durchschnitten, sich zum Rückzug genöthigt, und von vielen kehrte kein einziger Mann wieder zurück.

Die lange unterbrochene Kommunikation nun wieder herzustellen, war unser Korps, das 9. nunmehr in Spanien, bestimmt, und wir folgten, dem Befehle des General Drouet gemäß, am 28. in der Richtung nach Sabugal bis Fuente Quinaldo, wo wir am folgenden Morgen Spaniens Boden und die letzten Einwohner verließen, denn schon die nächsten Dörfer waren öde und leer. Unsere fehlgeschlagene Erwartung, wenigstens eines Menschen während des Marsches, oder in Alfayetes, wo wir am Abend anlangten, habhaft zu werden, erregte einige Verlegenheit, da wir, ohne Wegweiser unter so vielen sich durchkreuzenden Pfaden, leicht den richtigen verfehlen, von den uns umgebenden Feinden, deren Daseyn wir kannten, ohne ihre Zahl oder ihren Standpunkt zu

wissen, in Hinterhalt gelockt und, wie so viele andere, vernichtet werden konnten. Einzelne Spuren der Verwüstung, rauchende Aschenhaufen, geraubte Gegenstände, welche der Soldat von sich geworfen hatte, mußten uns leiten. Plötzlich fielen bei der Avantgarde mehrere Schüsse; wir sprengten vor und erkannten die 2. Division, die man irrig für feindliche Truppen gehalten hatte, und die eben durch ein vor uns liegendes Thal defilirte; sie war unvermögend, weiter vorzudringen, und kehrte nebst unserer Brigade nach Ciudad Rodrigo zurück, wo, nach neuerdings eingetroffenen Befehlen, alle nöthige Vorbereitungen zu einem zweiten Zuge veranstaltet wurden, dessen Ausführung mit unzähligen Schwierigkeiten verknüpft war, auch ganz besondere Maßregeln erheischte. Zu dem Ende blieben die Feldkanonen jedes Regiments, nebst allen Bagagewagen ohne Ausnahme, in der Festung zurück; jede Kompagnie erhielt an dessen Stelle ein Lastthier mit Zubehör zum Transport der nöthigen Geräthschaften, und eine Batterie leichten Geschützes, mit mehreren Stücken auf Maulthieren getragen, wurden unserer Division zugesellt, so wie eine Kompagnie Sapeurs mit den nöthigen Werkzeugen und Mitteln zur Wiederherstel-

sung der Brücken, Mühlen und ähnlicher Hindernisse, die man häufig zu bekämpfen haben würde. Da ferner für Kranke am wenigsten auf diesem Marsch gesorgt werden konnte, und jeder dem Ganzen nur hinderlich und als verloren geachtet werden mußte, so wurden nach einer Prüfung der Aerzte die schon vorhandenen mit den Unfähigen nach Salamanca gesandt und in den Magazinen des Platzes für uns auf zwanzig Tage Zwieback bereitet. Während dieser Zeit kantonnirten die verschiedenen Regimenter in den Dörfern am linken Ufer der Agueda bis nach Almeida hin, und erschöpften noch diese dürftigen Gegenden, die unter allen, seit unserem Uebergang über die Bidassoa durchstrichenen Provinzen, von der Natur am kärglichsten ausgestattet und im Laufe des Jahres von den zahlreichen, in der Nähe der beiden Festungen operirenden, Armeen gänzlich ausgesogen worden waren. Der Soldat lebte, wie sein Wirth, von den genießbaren Kastanien und Eicheln der ungeheuern Wälder, oder von dem darin erjagten Rindviehe und Schweinen, die man, Sommer und Winter hindurch, sich ihre Nahrung in der Wildniß suchen läßt; sehnlich harrte er des Tages, wo er ein Land betreten würde, das er, ohne die damit ver-

bundenen Gefahren und Beschwerden in Erwägung zu ziehen, seit dem Feldzuge des General Junot und Marschall Soult, als eine unermeßliche Goldgrube hatte schildern hören, wo alle Disciplin in Hinsicht des Landes aufhörte, und Jeder, wie er sich ausdrückte, dort carte blanche, d. h. volle Erlaubniß, zu morden, zu schänden und zu plündern erhielt. Die traurige Erfahrung bestätigte leider bald diese Ansichten, die öftern Hebel des Muthes, welche jenen Kampf um Portugals Besitz zu einem der gräuelvollsten in der Geschichte gemacht haben.

2.

Biographische Notizen über Carnot.

Aus dem Edinburgh Review.

Wir haben oft Gelegenheit gehabt, die glückliche Neigung beinahe von ganz Europa zu bemerken, das Englische Volk als eine Art Schiedsrichter zwischen allen andern Nationen zu betrachten und seine Meinung als die wahre öffentliche Meinung anzusehen. Es ist nichts desto weniger augenscheinlich, daß diese Bemerkung einigen Ausnahmen unterworfen ist. Ueberall, wo von Privatinteresse die Rede ist, z. B. in Angelegenheiten, die auf das Seerecht Bezug haben, bei dem man immer voraussetzt, daß unsere Eifersucht gegen Frankreich mit ins Spiel komme, sind unsere Angaben nicht von Gewicht. Allein in gewöhnlichen Angelegenheiten wird die Englische Nation als eine Art Gerichtshof betrachtet, auf welchen fremde Fürsten wegen des Urtheils, welches wir über sie fällen, und die Völker in allem, was auf Gefühl und Gerechtigkeit Bezug hat, gewissermaßen Rücksicht nehmen müssen. Das ist besonders der Fall in

allem, was das feste Land betrifft, wo wir kein unmittelbares Interesse haben, und über welches demnach von Seiten der andern Mächte keine vorgefaßte Meinung gegen uns gehegt werden kann. Allein dieses Vertrauen ist hauptsächlich darauf gegründet, daß wir eine weit größere Freiheit als andere Völker Europas genießen, und besonders, weil wir Preßfreiheit in voller Ausdehnung haben, woraus erfolgt, daß die Meinung des Volks von großem Gewicht in der Nation sei. Seine Stimme wird oft gehört, trotz der Verderbniß der Regierung. Jeder und alle zusammen widerstehen der Unterdrückung, und die Meinung der Bürger wird mittelbar oder unmittelbar gehört, weil sie besser ist, und daher viel furchtbarer, als in irgend einem Lande. Es ist merkwürdig, wie sehr die fremden Monarchen, ihre Minister und die andern öffentlichen Gewalten, obgleich so ganz außer allem Bereich der öffentlichen Stimme, die sich in England vernehmen läßt, sich um das bekümmern, was wir schreiben, als zeichneten wir ihren Charakter, und stellten ihn den Blicken ihrer Zeitgenossen sowohl, als der Nachwelt dar. Es ist zwar nicht die öffentliche Stimme ihrer Landsleute, es ist die der Engländer; allein sie betrachten sie, als wäre es

die Stimme aller Nationen. Zudem wenden die Unterdrückten ihre Augen auf uns, wie man fälschlich in rednerischem Stil sagt, daß sie ehemals sie auf die Stadt Rom wendeten, als auf einen Zufluchtsort für die Unglücklichen, und wenn sie sich auch keinen Schutz versprechen können, so hoffen sie doch wenigstens hier Trost im Unglücke und die großmüthigen Aeußerungen unserer Gesinnungen zu finden. Durch ein solches glückliches Vorrecht in diesem Lande der Freiheit ausgezeichnet, müssen wir um so mehr darauf bedacht seyn, es bei allen Gelegenheiten zu rechtfertigen, und die Verirrungen und Ungerechtigkeiten zu bejammern, die darauf abzwecken, uns um das Zutrauen, welches alle Nationen in die öffentliche Meinung der Engländer setzen, zu bringen.

In dieser Hinsicht gibt es wenig Individuen, über welche die Meinung so schwankend und augenscheinlicher unter dem Einfluß der Vorurtheile und des Interesses gewesen wäre, als über den berühmten Mann, von welchem dieser Aufsatz handelt.

Während er Theil an der revolutionären Regierung nahm, und er uns nur durch die fürchterlichen Erfolge der, unter seiner Leitung stehenden, Französischen Armeen bekannt war, erwähnten wir seiner

nicht, und stellten uns, als mengten wir ihn unter die Häupter der Jakobinischen Partei.

Die regelmäßigere und minder unruhige Konstitution des Direktoriums und der beiden Räthe zeigten uns ihn auf einer erhabenen Stelle. Unter seinen Auspicien begannen die Siege wieder, und da es damals nicht leicht war, sein Betragen genau zu beurtheilen, behandelten wir ihn hart, gerade weil er seine Pflichten gegen sein Vaterland getreu erfüllte, und wir mit diesem im Kriege waren. Unsere Angriffe waren indeß nicht gegen sein militärisches Genie gerichtet; aber er ward auf eine ungünstige Weise bezeichnet und unter den Direktoren als das Urbild des Jakobinismus genannt, und Herr Burke, der ihn als einen blutdürstigen Schandbuben charakterisiren wollte, wählte ihn zur Hauptfigur seiner Gemälde, und mit seinem groben, aber raschen und ausdrucksvollen Pinsel schilderte er ihn als von den Blutdünsten seines Souverains angeschwollen und den Hals der andern Könige unter das Eisen der Guillotine legend.

Carnot war weit von dergleichen Thorheit entfernt, und gewiß hat seine Verwaltung zu einer andern Meinung von ihm Anlaß gegeben. Dem zu

Folge war die öffentliche Meinung vorbereitet, zu seinen Gunsten eine große Veränderung bei uns zu erleiden, sobald er aufhören würde, für unser Vaterland ein Gegenstand des Schreckens zu seyn. Hätte Burke gelebt, so hätte ihn gewiß nichts vermocht, seine Ansicht in dieser Hinsicht zu verändern; allein seine zahlreichen Bewunderer wurden plötzlich die des Herrn Carnot selbst, als dieser bei der Revolution vom 18. Fructidor vom Direktorium ausgeschlossen und aus dem Vaterlande, welches er so oft gerettet hatte, verbannt wurde. Da hörten wir von nichts mehr, als von seinen bewundernswürdigen Tugenden, von seiner vollkommenen Rechtlichkeit, seiner tugendhaften Standhaftigkeit und seinem großen Charakter. Diese Gesinnungen wurden verbreitet und gingen von Mund zu Mund, als drückten sie eine unbestreitbare Wahrheit aus, da sie eigentlich doch nur aus dem falschen Vertrauen, Herr Carnot habe die Grundsätze der monarchischen Regierung angenommen, und aus der bald nachher durch die Ereignisse gerechtfertigten Ueberzeugung, daß sein Verlust in Hinsicht der Leitung des Krieges in Frankreich nicht würde ersetzt werden können, hervorgingen.

Die Bewunderung und das Interesse, welches

die berühmte Darstellung seines Betragens entstehen ließ *), sind noch in lebhaftem Andenken; sie zeigte, daß die, welche sich eingebildet hatten, Carnot habe Frankreich verrathen, sich in seinem Wesen sehr geirrt hatten.

Bei der Rückkehr Bonaparte's nach der Expedition von Aegypten und bei den neuen Erfolgen der Französischen Armeen, erkannte man bald, daß Carnot abermals bei Entwerfung des Plans zum Feldzuge den Vorsitz gehabt habe; da er sich aber mit dem ersten Konsul über Gegenstände anderer Art und einer höheren Wichtigkeit in Opposition befand, so gaben wir die Bewunderung, die wir vorher für diesen Exdirektor hegten, wieder auf. Sein muthiger Widerstand gegen die Erhebung Bonaparte's zur Kaiserwürde erneuerte bald nachher die Lobeserhebungen wieder, die man vorher an ihn verschwendet hatte; denn wir betrachteten ihn als eine Art Opposition gegen die Regierung unseres Feindes, und als, gegen alle Erwartung, er als Gouverneur von Antwerpen ernannt wurde, war die öffentliche Meinung abermals getheilt, bis er der Wiederherstellung

*) Reponse de L. N. M. Carnot.

der alten Regierung in Frankreich beipflichtete. Endlich aber sah man seine Entfernung von den Geschäften, seine Stimme für den Tod Ludwig XVI., sein Memoire an den König im Juli 1814. Von diesem Augenblick an ist sein ganzes Verdienst, sind alle seine Tugenden vergessen, und wir sehen, wie im J. 1794 und 1795, in ihm vielleicht nichts mehr, als einen Jakobiner, einen Terroristen und einen Königsmörder.

Bei allen diesen Meinungsveränderungen bei uns, ist Carnot selbst nie einen Augenblick von dem Lebensplan abgewichen, den er sich vorgezeichnet hat. In den Augen seiner Landsleute hat sein Charakter nie die mindeste Veränderung erlitten. Alle gestehen ihm große politische und militärische Talente zu, die bei jeder Gelegenheit einen außerordentlichen Erfolg hatten. Sein Genie für die abstrakten Wissenschaften und was er für ihre Fortschritte gethan hat, übertreffen das, was sonst bloße Gelehrte leisten; darüber kann es keine verschiedene Meinungen geben. Sonderbar aber ist es, auf eine gleiche Uebereinstimmung zu stoßen, wenn man seine strenge Rechtlichkeit als Staatsmann mitten unter den abscheulichen Auftritten von Verheerungen, in welche er verwickelt

war, und unter all dem Schmutz, der ihn umgab, rühmen hört. Daß er in seinen Gesinnungen irre geleitet worden sei, daß er Meinungen hege, die in ihren Folgen für die Ruhe des menschlichen Geschlechts schädlich sind, daß der Antheil, den er an der Verurtheilung und Hinrichtung des Königs nahm, die unglücklichsten Resultate hervorbrachte, das sind die gewöhnlichen Bemerkungen seiner Gegner, allein seine Rechtschaffenheit und seine Festigkeit werden von Niemand bestritten. Wir gestehen gern seine Irrthümer ein, d. h. wir hegen über einige Hauptpunkte eine der seinigen ganz entgegengesetzte Meinung, allein seine Rechtlichkeit ist eine Thatsache, die keine abweichende Meinung verändern kann.

Mit einem Worte, Carnot ist und war immer ein aufrichtiger Republikaner; man hat ihn nie überzeugen können, Frankreich könne, es sei wegen seiner Ausdehnung, oder irgend einer andern Ursache, diese Regierungsform nicht annehmen, und er hat diesen Traum, oder wie man es nennen kann, diese Chimäre, mit dem unbezwingbaren Eifer verfolgt, der unsere Hampden und Sydney zu ihrem ruhmwürdigen Märtyrerthum führten. Man könnte glauben, daß er, eben so wie sie, den Tod für die

Vertheidigung seiner Grundsätze erlitten haben würde. Er hat stets alles, was die gewöhnlichen Menschen an das Leben knüpft, Vermögen, Vergnügen, Macht, Ruhm, Vaterland, Familie aufgeopfert, wenn seine Grundsätze es erheischten.

Carnot ist im J. 1753 zu Nolay in Bourgogne geboren; sein Vater war ein achtungswerther Rechtsgelehrter, der seinen Sohn beim Geniewesen anbrachte, wo er sich bald durch seine wissenschaftlichen Arbeiten auszeichnete. Ehe er noch sein zwanzigstes Jahr erreicht hatte, gab er schon mehrere mathematische Werke, eine Lobrede auf den Marschall von Vauban, die von der Akademie zu Dijon gekrönt wurde, und einige kleine Gedichte, heraus. Diese verschiedenen wissenschaftlichen Talente hatten seine Aufnahme in mehrere Akademien veranlaßt.

Er zeigte besonderen Geist für den Stand, dem er sich gewidmet hatte. Man hat viel von der Unterstützung gesprochen, die ihm die Familie Condé angedeihen ließ. Wenn diese Unterstützung wirklich Statt gefunden hat, so gibt sie bloß einen Beweis von den unübersteiglichen Hindernissen, die unter der ehemaligen Regierung einem werdenden Verdienste im Wege standen, wenn es nicht durch Geburt oder

Vermögen begünstigt wurde. Denn bei allen seinen anerkannten Talenten und der Verwendung der Prinzen, war er doch, zur Zeit der Revolution, bloß zum Kapitän emporgestiegen, ob er gleich schon sechs und dreißig Jahr alt war.

Bonaparte, der gerade für denselben Dienst erzogen, und bei ähnlichen kriegerischen Talenten, durch den Direktor Carnot unterstützt ward, wurde unter der Regierung der Freiheit in einem Alter von sechs und zwanzig Jahren zum Obergeneral ernannt.

Im September 1791 zum Deputirten der gesetzgebenden Versammlung erwählt, nahm Carnot thätigen Theil an den republikanischen Maßregeln; und nach dem nur zu sehr berüchtigten 10. August des J. 1792, wurde er als Kommissär zu den Armeen gesendet, um ihnen die Abschaffung des Königthums bekannt zu machen. Er stimmte, wie Jeder weiß, für den Tod des Königs, eine Handlung, auf welche man das anwenden kann, was, bei einer ähnlichen Gelegenheit hier zu Lande gesagt wurde, daß sie nicht eine heimliche Handlung gewesen wäre; und wir müssen hierbei wieder an die Bemerkung des Mr. Fox erinnern, die er über einen weit größeren Frevel äußerte, der sich auf eine ähnliche Hinrich-

tung in einem dem Despotismus unterworfenen Lande bezieht.

Damit man gleichwohl nicht denke, daß wir eine Vertheidigung der Richter des Königs übernehmen wollen, so tadeln wir die Konvention, daß sie ihre Vollmacht überschritten hat, indem sie das Richteramt ausübte, und mehr noch, indem sie einen Urtheilsspruch in Ausführung setzte, von dem sie sah, daß er nur von einer kleinen Mehrzahl ausgesprochen war. Allein der Unparteilichkeit halber, die wir allen Theilen schuldig sind, müssen wir in Erwägung ziehen, daß dieses Urtheil während einer Revolution und mitten in einem Bürgerkriege gefällt wurde, wo die Gesetze gewöhnlich durch die Stöße einer immerwährenden Zuckung zum Schweigen gebracht sind, und Niemand der nothwendigen Freiheit genießt, um der Bewegung seines Gewissens zu folgen und den Wunsch, den es ihm eingibt, zu äußern.

Im J. 1793 wurde Carnot als Volksrepräsentant zur Nordarmee abgesendet, und zeigte dort sogleich seine Kühnheit und seinen festen Charakter, indem er den General Gratien auf dem Schlachtfelde absetzte, weil er sich vor dem Feinde zurückge-

zogen hatte, und sich selbst an die Spitze der Kolonnen stellte, um das Gefecht zu erneuern.

Als er zum Mitglied des nur zu sehr berüchtigtigten Heilausschusses ernannt worden war, wurde er darin ausschließlich mit der Leitung des Krieges beauftragt. Es ist allgemein anerkannt, daß er keinen Theil an den andern Verrichtungen dieses Ausschusses unter der blutigen Regierung Robespierre's hatte. Nach dem Sturze des letztern trug er wirksam zu den kräftigen und muthigen Maßregeln bei, durch welche die Regierung die Anarchie der Klubs und die Empörung der Sektionen vernichtete. Um diese Zeit und bei der Bildung des Direktoriums wirkte er mehr als jeder Andere mit, die Revolution zu enden. Bei der Einführung der Konstitution von 1795 wurde er in das Direktorium berufen, und ordnete von neuem die Schicksale Frankreichs und des Kontinents, indem er die Leitung der militärischen Angelegenheiten der Republik wieder übernahm.

Im Septbr. 1797 wurde die berüchtigte Revolution vom 18. Fructidor durch die Partei veranlaßt, die stets zur Mäßigung in den Verhältnissen mit den fremden Mächten und zu einem auf Unabhängigkeit

gegründeten Frieden geneigt war. Carnot, der von dieser Partei war, verwarf selbst für seine eigene Vertheidigung alle Maßregeln, die von neuem zum Bürgerkrieg hätten Anlaß geben können, verweigerte die Unterstützung der Armee, die unter den Befehlen seines erhabenen Freundes Moreau stand, und ließ lieber eine Weile den Argwohn über sich schweben, er habe mit Pichegru gleiche Absichten gehabt, als daß er sich durch gewaltsame Maßregeln auf der ersten Stelle der Regierung hätte zu erhalten suchen sollen, und verbannte sich freiwillig.

Als Bonaparte aus Aegypten zurückkam, wurde Carnot wieder angestellt, und kam an die Spitze des Kriegsdepartements.

Man sah bald, daß die öffentliche Freiheit in Frankreich würde vernichtet werden. Da legte Carnot seine hohen Aemter abermals nieder, zog sich in den Schooß seiner Familie zurück und ergab sich den Studien.

Im März 1802 wurde er zum Mitgliede des Tribunals erwählt, und erhielt in demselben seine Freiheitsgrundsätze, ohne sich von dem damals herrschenden knechtischen Geist anstecken zu lassen, oder der Furcht und der Hoffnung gewöhnlicher Staatsmänner Raum zu geben. Oft bot er allein der

Regierung die Spitze, er stimmte gegen das lebenslängliche Konsulat, und im Jahre 1804 wagte er es allein im Tribunat, sich der kaiserlichen Würde mit aller Kraft seiner hinreißenden Beredsamkeit und aller Gewalt seines Charakters zu widersetzen.

„Sollen wir," rief er aus, „weil der erste Konsul seinem Vaterlande Friede und Wohlfahrt wieder gegeben hat, ihm die theuersten Interessen desselben opfern? Sollen wir ihm unsere Freiheit opfern, um ihn zu belohnen, daß er sie gerettet hat? Müssen wir den Stolz, den männlichen Heldenmuth der republikanischen Tugenden durch eine lächerliche Eitelkeit, durch niedrige Schmeichelei, durch einen grenzenlosen Geiz, durch Hintansetzung alles dessen, was zur Nationalwohlfahrt beiträgt, ersetzen? Wurde die Freiheit dem Menschen als eine Frucht gezeigt, zu der er die Hand nicht ausstrecken darf, ohne vom Tode angefallen zu werden? Also hat die Natur, indem sie uns diese Freiheit so sehr zum Bedürfniß machte, uns als Stiefmutter behandelt! Nein, ich kann dieses so allgemein allen andern vorgezogene Gut, ohne welches alle andere nichts sind, nicht als bloße Täuschung betrachten. Mein Herz sagt mir, die Freiheit sei möglich, ihre Verwaltung sei leichter

und fester, als irgend eine eigenmächtige Regierung, als irgend eine Oligarchie."

„Wir haben unter uns keine republikanische Regierung begründen können," sagt er an einer Stelle seiner Rede, „obgleich wir es unter verschiedenen, mehr oder minder demokratischen Formen versucht haben; allein man muß bemerken, daß von allen Konstitutionen, die nach einander ohne Erfolg versucht wurden, keine war, die nicht mitten unter Faktionen entstanden, nicht das Werk von eben so gebieterischen als vorübereilenden Umständen gewesen wäre; darum waren alle fehlerhaft. Allein seit dem 18. Brumaire fand sich eine Epoche, einzig vielleicht in den Jahrbüchern der Welt, um geschützt gegen Stürme ruhig nachzudenken, die Freiheit auf feste, von Erfahrung und Vernunft anerkannte Grundlagen zu begründen. Nach dem Frieden von Amiens konnte Bonaparte zwischen dem republikanischen und monarchischen System wählen. Er konnte thun, was er wollte, nicht das mindeste Hinderniß hätte ihm entgegengestanden. Das Pfand der Freiheit war ihm anvertraut, er hatte geschworen, es zu vertheidigen. Wenn er sein Versprechen hielt, so hätte er die Erwartung der Nation, die ihn allein für fähig hielt,

das große Räthsel der öffentlichen Freiheit in ausgedehnten Staaten zu lösen, erfüllt; er hätte sich mit einem unvergleichlichen Ruhm bedeckt. Was thut man statt dessen jetzt? Man schlägt vor, ein völliges und erbliches Eigenthum aus einer Macht für ihn zu schaffen, deren Verwaltung ihm nur übertragen war. Heißt das das Interesse des ersten Konsuls selbst verstehen? Ich glaube es nicht."

„Ich bestrebte mich immer," sagt er an einer andern Stelle, „den bestehenden Gesetzen unterworfen zu seyn, selbst, wenn sie mir am meisten mißfallen. Mehr als ein Mal wurde ich ein Opfer meiner Ergebenheit für dieselben, und nicht von heute an werde ich einen entgegengesetzten Weg wandeln. Ich erkläre demnach, daß, obgleich ich den gemachten Vorschlag bekämpfe, ich von dem Augenblick an, wo eine neue Ordnung der Dinge eingeführt seyn und die Beistimmung der Masse der Bürger erhalten haben wird, ich der erste seyn werde, mich mit meinen Handlungen darnach zu richten, und der oberen Gewalt alle Beweise von Rücksichten zu geben, welche die konstitutionelle Anarchie gebietet."

Als das Tribunat im J. 1806 aufgefordert wurde, trat Carnot abermals in das Privatleben zu-

rück, und hatte keine Verbindungen mit der neuen Dynastie mehr. Er hielt genau, was er versprochen hatte, nichts gegen die Regierung zu unternehmen, obgleich er sie mißbilligte und sich ihrer Einführung widersetzt hatte.

Endlich, im J. 1814, nach einem Zwischenraume von beinahe acht Jahren, als er sah, daß man mit der Rückkehr der Bourbons bedroht war, und immer doch die bestehende Regierung dem wahrscheinlichen Schrecken einer Gegenrevolution vorziehend, bot er dieser, als sie im Unglück war, seine Dienste an, die er ihr verweigert hatte, als Macht und Glück sie umgab *). Das Anerbieten wurde angenommen,

---

*) Er schrieb darüber folgenden Brief an den Kaiser:

„Sire, so lange der Erfolg Ihre Unternehmungen gekrönt hat, habe ich mich enthalten, Ew. Maj. meine Dienste anzubieten, von denen ich nicht glaubte, daß sie Ihnen angenehm seyn würden. Gegenwärtig, Sire, wo das Unglück Ihre Standhaftigkeit auf eine große Probe stellt, zaudere ich nicht, Ihnen die schwachen Kräfte, die mir noch übrig sind, anzubieten. Die Anstrengung eines sechzigjährigen Armes ist freilich unbedeutend; allein ich habe geglaubt, daß das Beispiel eines alten Soldaten, dessen patriotische Gesinnungen bekannt

und der Kaiser vertraute ihm die Stelle eines Gouverneurs von Antwerpen. Er setzte diesen Platz sogleich in einen unangreifbaren Vertheidigungsstand, behauptete seinen Posten bei allen Angriffen bis ans Ende, und weigerte sich, ihn zu übergeben, obgleich er von der provisorischen Regierung dazu aufgefordert war, bis zur völligen Wiederherstellung Ludwig XVIII. auf den Thron. Er rechtfertigte dieses Betragen, indem er den Befehlen des Königs gleich Gehorsam leistete und mit seinen Generalen und der Armee der neuen Ordnung der Dinge beipflichtete.

Man glaubt allgemein, er sei eingeladen worden, unter der neuen Regierung ein Kommando anzunehmen, das er aber verweigert habe. Gewiß ist es, daß er keine Verbindung mit dem Hof mehr unter-

---

sind, viele um Ihre Fahnen sich zu sammeln, bewegen könnte, die noch ungewiß sind, welchen Entschluß sie ergreifen sollen, und die sich einreden lassen könnten, es heiße ihrem Vaterlande dienen, wenn man Sie verließe."

„Noch ist es Zeit für Sie, Sire, einen ehrenvollen Frieden zu erringen, und es dahin zu bringen, daß Ihnen die Liebe eines großen Volks wieder werde."

„Mit Ehrfurcht verharre ich ꝛc."

hielt, als er den Gang der Angelegenheiten, der darauf abzielte, den Anordnungen des Freibriefes auszuweichen, wahrnahm, und um diesem Einhalt zu thun, schrieb er das bekannte Memoire an den König im Juli 1814. Dann zog er sich wieder zurück, wie er es schon so oft gethan hatte, wenn er sich genöthigt sah, seine Grundsätze aufzuopfern. Von neuem verließ er seine Stelle, eben so arm, als er sie angenommen hatte, da er im Laufe der Revolution ungefähr die Hälfte des mäßigen Vermögens verloren hat, das ihm seine Eltern hinterließen. Nie benutzte er für sich selbst oder seine Familie die beispiellosen Gelegenheiten, die sich ihm darboten, Reichthümer zu sammeln.

In Bezug auf das oben erwähnte Memoire *) ist noch Folgendes anzuführen. Es scheint, Carnot habe im Juli vorigen Jahres begonnen, dieses Memoire drucken zu lassen, in der Absicht, die Aufmerksamkeit Sr. Maj. zu erregen, überzeugt, daß geschriebene Werke selten bis zu den Königen gelangen. Da einer der Minister Nachricht davon bekam, trug er dem Polizei-Direktor auf, mit dem Verfasser über

---

*) S. Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur. 4. Heft.

den Zweck dieser gefährlichen Bekanntmachung zu sprechen; allein er erfuhr, daß die Absicht des Verfassers nicht sei, die gedruckte Schrift im Publikum zu verbreiten. Der Polizei-Direktor versprach demnach, der König solle das Manuskript lesen, und er werde ihm wissen lassen, ob er es für paßlich finde, daß das Werk gedruckt werde. Tags darauf bekam Carnot Nachricht, daß Se. Maj. es gelesen hätten, aber wünschten, daß der Druck, bis auf neuen Befehl, unterbleibe. In diesem Fall, sagte Carnot, soll es Manuskript bleiben. Da indeß einige Abschriften unter vertrauten Freunden herumliefen, so wurde das Werk ohne Mitwissen des Verfassers gedruckt, der, sobald er davon unterrichtet wurde, durch die Tageblätter bekannt machte, daß dieß ohne seine Zustimmung und gegen seine Absicht geschehen sei.

Nachschrift.

Bekanntlich schloß sich Carnot von neuem an Bonaparte, sobald dieser in Paris angelangt war, und wurde von ihm zum Minister des Innern ernannt. Ob er wirklich zu der Rückkehr desselben mit gewirkt habe, darüber fehlt es noch an authentischen Berichten. Die Zeit wird uns lehren, ob Carnot

unter der gegenwärtigen Regierung seine Ideen von bürgerlicher Freiheit mehr als unter allen vorherigen verwirklicht sehen wird.

3.

Isaaco's, eines eingebornen Afrikaners, Tagebuch seiner Reise zur Aufsuchung von Mungo Park, zu der er im Jahre 1810 von dem Gouverneur von Senegal beauftragt wurde *).

Ich Isaaco verließ Senegal Sonntags am 22. des Monats Tabasky **). Nachmittags kamen wir auf einen Ankergrund am Fuße der Dünen. Am nächsten Morgen schifften wir an den Dünen vor-

*) Dieses ursprünglich in Arabischer Sprache abgefaßte Tagebuch ist ein Anhang des vor kurzem in London erschienenen: The Journal of a Mission to the Interior of Africa, in the Year 1805. By Mungo Park. Togheter with other Documents, official and private, relating to the same Mission. To which is prefixed an Account of the Life of Mr. Park. London, 1815.

**) Am 7. Jan. 1810.

über, und wären beinahe gestrandet; wir legten mit dem George an. In der Nacht vom 23. lichteten wir die Anker von der Rhede und legten uns vor Gori am 24. ungefähr um vier Uhr Nachmittags *). Bei meiner Ankunft fand ich, daß mir manches von meinem Gepäck gestohlen war. Ich ließ dem Kommandanten von Gori meine Absicht merken, daß ich meine Reise aufschieben würde, bis sich meine gestohlnen Sachen wieder gefunden hätten. Der Kommandant schickte mich wieder auf das Schiff George, und befahl, nach Senegal zurückzusegeln, um daselbst meine Klage beim Gouverneur Maxwell anzubringen. Wir waren neun Tage bei trübem Wetter zur See und kamen nicht vorwärts; am zehnten Tage mußten wir wieder nach Gori zurück.

Den Tag nach meiner Ankunft (Freitags) sendete der Kommandant einen Eilboten nach Senegal zum Gouverneur, und ließ ihm melden, meine Sachen seien mir gestohlen, und am Freitag darauf brachte mir der Eilbote mein Gepäck **). Noch denselben

*) Die Tageszeit ist nicht ganz genau, da sie nach der Muhamedanischen Gebetszeit angegeben ist.

**) Die Sachen waren auf dem Lichter gestohlen worden.

Tag Nachmittags verließ ich Gori auf dem George und kam in Gambia an, die Nacht darauf in Yummy. Yummy verließen wir am folgenden Sonntag und kamen Montags in Jilifrey an. Dieß verließen wir an demselben Tage wieder; fuhren des Nachts an Tancrowaly vorüber, kamen Dienstags an einem Walde vorbei und ankerten in Baling. Von Baling aus kamen wir Nachmittags um vier Uhr einem Walde gegen über vor Anker. Nachts lichteten wir die Anker und legten des Morgens an, reiseten nach dem Frühstück ab und legten zu Mittag an, gingen unmittelbar darauf wieder ab und legten nach Sonnenuntergang an. In der Nacht kamen wir an Caur vorüber und ankerten um vier Uhr Donnerstags. Abends lichteten wir die Anker wieder und kamen zu Mittag in Yanimmaru an. Freitags Morgens verließen wir es wieder und kamen nach Mongha, von wo wir denselben Tag mit Sonnenuntergang wieder absegelten und Abends spät nach Mariancunda kamen. Da Robert Ainsley dort war, ging ich ans Land und überreichte ihm den Brief des Gouverneurs. Von Gori bis zu meiner Ankunft in Mariancunda vergingen im Ganzen acht Tage. —

Robert Ainsley behielt mich fünf Tage bei sich. Er gab mir, auf Verlangen des Gouverneurs, ein Pferd, einen Esel und etwas Korallenkraut. Mittwochs früh verließ ich Robert Ainsley und ging nach dem Flecken des Königs von Cataba, um mich ihm vorzustellen. Mein Gepäck und Gefolge hatte ich an diesem Tage nach Giammálocoto vorausgesendet. Als ich zu dem König von Cataba kam, gab ich ihm eine Muskete und eine Bernsteinschnur Nr. 4, die er an sein Gefolge vertheilte. Am Abend desselben Tages nahm ich wieder Abschied vom König und kam nach Giammalocoto, nach Sonnenuntergang, wo ich meine Leute und mein Gepäck vorfand. Ich verließ Giammalocoto Freitags früh und schlief in Tandacunda. Morgens darauf (Sonnabends) reiste ich wieder ab und übernachtete in Guenda. Sonntags setzte ich über einen Fluß und schlief unter einem Tamarindenbaum dicht am Flecken Sanduqumanna. Ich sendete Sallatigua-küra, dem Könige dieses Landes, fünf Bars Tabak. Ich ging nach Wullimanna und übernachtete daselbst; Mansancoije, dem Anführer, gab ich zwei Bars Scharlachtuch und zwei Bars Tabak; dem Sohne ein Bar Scharlachtuch. Tags darauf früh reiste ich ab, hielt Mit-

tags in Carropa an, und kam nach Cussage, wo wir übernachteten. Dort fand ich meine Familie, die von dem Bambarra-Heere vertrieben worden war. Zwei Tage blieb ich in Cussage, und gab Maitafodey, dem Haupt des Fleckens, drei Flaschen Pulver *). Cussage verließ ich mit meiner ganzen Familie am Abend, und kam an andern Morgen nach Montogu, wo meine Familie sich aufgehalten hatte, ehe das Bambarra-Heer in dieß Land gekommen war. Hier fand ich meine Mutter. Ich blieb dort ungefähr anderthalb Monat oder sechs und vierzig Tage.

Nachdem ich über meine Sachen, die ich nicht mitnehmen konnte, verfügt hatte, verließ ich Montogu ungefähr um neun Uhr Morgens mit meiner Familie und meinen Leuten, hielt in Mundundon, nachdem ich über drei Flüsse gegangen war, an, und blieb die Nacht daselbst. Mamadu, der Häuptling, schlachtete mir ein Schaf; ich gab ihm eine Flasche Pulver. Den andern Morgen reisten wir ab, hielten Mittag in Cuchiar unter einem Baum, wo wir auch den übrigen Theil des Tages zubrachten. Wir füllten unsere Lederschläuche mit Wasser, reisten um vier Uhr

*) Eine Flasche Pulver gilt fünf Bars.

Nachmittags ab, die ganze Nacht hindurch, und kamen um drei Uhr früh nach Saabie. Dieser Flecken ist von Priestern, (Marabus) bewohnt. Wir blieben hier zwei Tage. Ich fand daselbst einen Verwandten einer meiner Weiber, und gab ihm eine Flasche Pulver und drei Pagnes (ein Stück Tuch, das die Eingebornen zu ihren Kleidern brauchen). Den andern Morgen verließen wir Saabie, hielten Mittags in Jumajaury an, und kamen dann nach Tallimangoly. Dort traf ich einen Verwandten, der mir ein Schaf schlachtete; ich gab ihm drei Stücken Bernstein. Wir schliefen bei ihm. Am Morgen darauf reisten wir ab, kamen um Mitternacht nach Baniscrilla, wo ich den König von Bondu mit dem Bambarra-Heer fand. Ich stellte mich ihm vor und gab ihm zehn Flaschen Pulver, dreizehn Stück Bernstein Nr. 1, zwei Stück Korallen Nr. 1, und eine schöne zinnerne Büchse; seinem ersten Bedienten eine Pagne, an Werth ein Stück Baft; seinem Goldschmied vier Pagnes; dem Häuptling des Fleckens zwei Flaschen Pulver. Hier blieben wir zwei Nächte, und reisten dann des Morgens früh ab, wie das Heer seine Straße nach Gambia zog. Mittags hielten wir in Cambaya, denn wir waren sehr hungrig. Abends brachen wir wieder auf und schliefen

auf der Rhede. Tags darauf, ungefähr um acht Uhr des Morgens, gingen wir über Gnary und Sangnongagy; in letzterem Flecken bekamen wir ohne Hinderniß einige Erbsen. Mittags blieben wir in Dugay. Am nächsten Morgen reisten wir zeitig ab, und ruhten Mittags in Daacada; Abends hielten und übernachteten wir in Bugoldanda. Am Tage darauf hielten wir Mittags in Saamcolo. Etliche Sänger des Fleckens besuchten mich; ich gab ihnen einige Tändeleien. Hier hatte ich einen großen Streit (Palaver) über einen meiner Hunde, der Jemand gebissen haben sollte; ich hatte Mühe, ihn zu retten.

Tags darauf früh abgereist; Mittags in Samburdaga angekommen und daselbst übernachtet. Am nächsten Morgen um neun Uhr früh in Debbu angekommen. Mein Freund Salumu gab mir zwei Schafe, ich ihm zwei Flaschen Pulver. Salumu sagte, er wolle mich, wenn es mir gefiel, nach Sego begleiten; ich willigte gern ein, und gab ihm zehn Pagnes für sein Weib zum Unterhalt bis zu seiner Rückkehr. Am Morgen darauf, als Salumu reisefertig war, zogen wir von Debbu ab, nen durch Faleme und hielten auf der andern e in einem Dorfe, das auch Debbu hieß. Dort kaufte

ich zwei Schafe und etwas Korn; wir blieben drei Tage da; unser Korn war uns zu Kuskus ausgegangen. Von Debbu reisten wir Montags früh, den ersten Tag von Raky Gamon *) ab, und kamen Mittags im Flecken Diggichucumi, der Residenz des Königs von Bondu, an; hier blieben wir vier Tage und schlachteten zwei Schafe. Ich gab Almami Sega zwei Flaschen Pulver und kaufte ein Schaf. Von hier brachen wir früh auf, und kamen nach Sabecuria, wo wir übernachteten. Dieß ist der letzte Flecken von Bondu nordwärts.

Sabcuria verließen wir zeitig, fuhren bei Guhumbo vorbei und schliefen auf der Rhede. Am nächsten Morgen, um neun Uhr, hielten wir in Dramana, St. Joseph, der Festung von Galam, gegen über; dort blieben wir fünf Tage. Ich mußte dort so lang verweilen wegen eines Streits, den ich mit der Familie eines von meinen Weibern hatte, die sie nicht mit mir reisen lassen wollte. Ich ward geschieden, und sie mußte mir, wie das Gesetz unter uns Muhamedanern verlangt, was sie bei unserer Verheirathung erhalten hatte, herausgeben. Ich erhielt

*) 4. Mai 1810.

einen jungen Bullen und vier Schafe. Dem Häuptling Enchumana gab ich vierzehn Bars an Bernstein und Pulver; den Leuten anderthalb Flaschen Pulver und zwei Bars Bernstein; dem Häuptling von Galam zwei Flaschen Pulver und zwanzig Flintensteine.

Wir reisten zeitig ab, kamen über zwei Flüsse, Choligota und Taningcholi, und langten Mittags in Mussala an, wo wir übernachteten. Der Häuptling behandelte uns gut. Ich gab ihm zwei Flintensteine und dreißig Lasten Pulver. Sehr früh reisten wir wieder ab und kamen nach Tambuçana am Flusse Senegal. Dort sah ich einen Mohren, der eine sehr schöne Stute hatte, die ich mit den in Dramana zurückerhaltenen Sachen kaufte. Der König von Bambarra baute dort eine große Festung. Wir reisten ab und kamen Mittags nach Samicuta, darauf nach Guichalel, wo wir im Hause Amady Face's, des Häuptlings des Fleckens, schliefen. Auch den folgenden Tag blieben wir da, weil ich einen meiner Sklaven hatte fortgehen lassen, den ich zurück erhielt. Den nächsten Morgen bei Zeiten gingen wir über den Senegal-Fluß bis Seltucule, auf der Maurischen Seite. Ich kaufte ein Schaf, blieb da und ward gut behandelt.

Von da zeitig abgereist, hielten wir um neun Uhr früh in Culu und übernachteten daselbst. Wir fanden dort nur Weiber; die Männer waren dem Bambarra-Heere gefolgt. Zeitig wieder aufgebrochen, gingen wir durch Cholibinne und kamen in Challimancunna an, wo ich zwei Tage blieb. Urigiague, der Häuptling, nahm mich gut auf und schlachtete einen Ochsen. Ich gab ihm eine Flasche Pulver. Früh vor Tagesanbruch reisten wir ab, kamen durch Fallau, und hielten mit Tagesanbruch am Duro-See, um Wasser mit zu nehmen; gingen dann weiter und kamen um neun Uhr früh nach Medina. Dort mußte ich zwölf Tage bleiben und die Rückkehr eines meiner Reisegefährten abwarten; da ich nichts von ihm hörte, sendete ich nach ihm, weil ich ihm meine Stute und eine Muskete geliehen hatte. Man brachte mir Stute und Muskete zurück Der Häuptling und die Leute im Flecken behandelten mich gut und gaben mir fünf Schafe; ich ihnen dagegen eine Flasche Pulver und anderthalb Bars. Ich kaufte ein Schaf. Auf diese Art waren drei Monate seit meiner Abreise von Montogu verflossen.

Wir reiseten sehr früh ab, gingen über den Kirgut, einen großen Fluß, voll Nilpferde und Krokodile.

Mittags kamen wir nach Cugnacary, vormals die Hauptstadt des Königreichs Casso, das aber jetzt Bambarras inne hatten. Ich erhielt ein Schaf und gab dafür eine Flasche Pulver und fünf Flintensteine. Wir blieben die Nacht hier. Am nächsten Tage bei Zeiten gingen wir wieder über den Kirgut-Fluß. Um neun Uhr früh kamen wir durch Maretumane, und weiterhin über einen großen Felsen, Tappa. Mittags langten wir in Camatirigue an, nachdem wir über fünf Flüsse gegangen waren; hier blieben wir zwei Tage, erhielten einen Ochsen und ein Schaf von Seraculies, der in Casso Hof hielt. Nare-Mussa, dem Häuptling, gab ich eine halbe Flasche Pulver und zehn Stück Bernstein. Einer meiner Sklaven ward hier losgekauft, und ich tauschte einen andern dafür ein. Auch traf ich des Königs von Bambarra Boten, und gab ihm eine halbe Flasche Pulver. Wir reisten früh wieder ab, kamen durch Garry zwischen zwei Felsen, Mittags nach Lambatara, wo wir übernachteten. Den ganzen Weg über waren wir von Bergen und Felsen umgeben. Wir machten uns zeitig auf, nachdem wir Wasser vorräthig mitgenommen hatten; hohe Berge waren zu übersteigen. Um Mittag kamen wir auf der Spitze eines derselben an.

Ein Theil meiner Leute ging voraus; als sie auf der Spitze waren, wurden sie von so viel Bienen umgeben und angefallen, daß Leute und Lastthiere sich zerstreuten *). Als sie etwas ruhiger waren, gingen wir nach unsern Lastthieren, die alles abgeworfen hatten, was sie auf dem Rücken getragen. Einen meiner Esel fand ich todt, von den Bienen in die Nüstern gestochen, und einen meiner Leute eben auch fast todt. Ich mußte ihm etwas geben, um ihn wieder ins Leben zu bringen; es kostete viele Mühe. Wir schliefen am Fuße dieses Berges unter einem Affenbrotbaum.

Früh des Morgens brachen wir auf; um neun Uhr trafen wir unterwegs einen Boten des Königs von Bambarra, der nach mir gesendet war; wir hielten an und setzten uns zusammen unter einen Baum. Er sagte mir, sein Herr sende ihn, mir zu melden, daß, wenn er mich in Cugnacary träfe, er Befehl habe, mir hinlängliche Lebensmittel zu schaffen und dort mich rasten zu heißen; da er mich aber auf der

---

*) Bienen gibt es in diesen Theilen des Landes in Menge, besonders auf den Berggipfeln. S. Park's Tagebuch, S. 37.

Straße und weit über Cugnacary getroffen, wolle er mich nach dem ersten Flecken geleiten, mir einigen Vorrath schaffen, und ich solle dort rasten. Ich willigte ein. Wir gingen über Gunduguede', und kamen um vier Uhr Nachmittags nach Jyggitiny Yalla. Bei meiner Ankunft sagte ich dem Boten meine Absicht, dem König etwas zu senden, um ihn wissen zu lassen, daß ich auf seinem Gebiet und ihm nahe sei. Ich sendete also meinen Freund Salumu nach Giocha, wo der König Hof hielt. Ich sagte ihm, bei seiner Ankunft in Giocha solle er zu Sabila, dem Haupte aller königlichen Sklaven und seinem Vertrauten, gehen, ihm dreizehn Stück Bernstein, Nr. 1, ein Paar Scheren, eine Tabaksdose und einen Spiegel geben, und ihm sagen, ich mache ihm dieß zum Geschenk und lasse meine Ankunft melden. Nach dieses Mannes Abgang sendete ich einen andern Boten nach Giocha zu meinem alten Freund Allasana-Boçiara, einem der Boten des Königs von Sego, welche als Gesandte abgeschickt waren, und ließ ihm sagen, ich sende ihm ein Stück Bernstein und ein Stück Silber, als ein Zeichen meiner Nähe, und würde, ohne ihn gesehen zu haben, Giocha nicht verlassen. Seine Ankunft daselbst

hatte ich von einem Karavane-Sklaven unterwegs erfahren.

Nachdem ich diese beiden einander unbekannten Boten gesendet, kam Abends des Königs Bote, und sagte mir, er gehe ab, habe aber Befehl für den ersten Flecken, wohin er komme, daß ich gut aufgenommen werde, und man mir Lebensmittel zukommen und jede Unterstützung angedeihen lassen sollte. Weiterer Befehle sollte ich dann gewärtig seyn. Ich übenachtete also dort. Im Verlauf der Nacht sendete der Häuptling des Fleckens, der mir bis auf weitere Befehle angewiesen war, einen Boten an seinen Sohn, wo ich war, daß ich doch hier bleiben möchte. Am Morgen darauf kam sein Sohn zu mir, und sagte, es sei unnöthig, daß ich weiter gehe, sein Vater habe ihm einen Boten gesendet, und ihm sagen lassen, mich mit allem Nothdürftigen zu versehen und hier zu behalten. Ich sagte ihm, wenn ich bliebe, wo ich wäre, müßte ich mit meiner Familie verhungern und verdursten; ich würde also weiter gehen, wohin ich befehligt wäre, wenn ich nicht mit Gewalt zurückgehalten würde. Ich erhielt sogleich alles Nöthige und reiste ab.

Mittags kamen wir nach Maribuga, wo ich zu

bleiben befehligt war. Fula Massa, der Anführer, sendete mich zu seinem Bruder, um dort zu wohnen. Als ich dahin kam, wurde mir's abgeschlagen; ich ging also nach einem großen Affenbrotbaum und machte da Halt. Der Häuptling kam und sagte mir, ich solle hier bleiben. Ich sagte, ich könne nicht, da es an Wasser fehle und meine Gesellschaft so stark sei. Er gab sogleich Befehl, daß Niemand im Flekken Wasser ziehen solle, damit es mir nicht fehle und ich keine Entschuldigung habe. Ich ergriff diese Gelegenheit, meinen Leuten und meinem Vieh zu trinken zu geben, und füllte meine Schläuche. Als ich reisefertig war, kamen die zwei nach Giocha von Jyggitiny Yalla gesendeten Männer an. Einer sagte mir, er habe Sabila gesehen, ihm meine Botschaft und Geschenk gebracht, Sabila habe gesagt, er sehe, ich wolle sein Freund seyn, wogegen er nichts habe. Der andere Bote sagte mir, des Königs von Sego Abgesandter habe gesagt, ich könne versichert seyn, er werde Giocha nicht verlassen, bevor er mich gesehen, wie ich es wünsche.

In meiner Karavane hatte ich einen Kaufmann, den ich in Dramana traf. Er kam von Senegal und hatte einige Freunde in diesem Flecken, welche

ihm sagen ließen, er möge sein Geräth von dem meinigen nehmen und auf die Seite bringen, da ich in großer Gefahr sei, ausgeplündert zu werden, und seine Sachen, wenn sie unter meinen gefunden würden, für ihn verloren seien. Er machte Einwendungen dagegen, was mir seinen guten Willen und seine Freundschaft für mich bewies. Ich sah nun wohl, daß man etwas Unangenehmes gegen mich im Schilde führte, zwang also den Kaufmann, seine Sachen von den meinigen wegzuschaffen, indem es unrecht wäre, daß er um meinetwillen leiden solle. Darauf stellte ich mich und meine Leute wohl bewaffnet vor den Baum. Ich hatte zwei Flinten mit doppelten Läufen und eine Muskete in gutem Stande und gut geladen, und erwartete so, was da kommen würde.

Als ich mich so in Vertheidigungsstand gesetzt, kam ein Bote des Königs, derselbe, den ich erst getroffen, und sagte mir, da ich über Wassermangel klage, wolle er mich nach einem andern Flecken bringen. Wir reisten also ab und kamen nach Wassaba; hier wies er mir ein Haus zur Wohnung und sicherer Verwahrung meiner Sachen an. Hierauf verlangte er, ich sollte meine Leute von mir thun und im Flecken vertheilen, um mich besser ausplün-

dern zu können; ich widersetzte mich standhaft, ging mit Leuten, Gepäck u. s. w. mitten in den Hof des Hauses und blieb da.

Der Häuptling des Fleckens kam zu mir, und bat mich um meine Leute, damit er mir einen Bullen holen könnte. Des Königs Bote nahm ihn bei Seite und sprach eine Weile mit ihm; er kam wieder, und sagte, er könne mir den Bullen doch jetzt nicht geben, da sein Vieh zu weit von des Königs Heerde sei. Als der Bote mich im Hof gelagert und bestimmt sah, Abends da zu bleiben, verließ er mich und ging fort.

Als ich sicher war, daß er fortgegangen, sendete ich einen andern Mann nach Giocha zu Madiguiju Marabu, der ihn vor Sabila bringen sollte; wenn er ihm vorgestellt wäre, sollte er ihm sieben Stück Bernstein geben, und dem König wissen lassen, daß, wohin ich auch käme, ich immer einige von seinen Leuten träfe, die mich von Ort zu Ort anhielten; meine Absicht sei bestimmt, zu ihm zu kommen und Sabila um die Gewährung meines Gesuchs zu bitten. Am folgenden Tage kam mein Eilbote zurück und meldete, Sabila habe gesagt, es sei seines Königs Wunsch, daß ich bliebe, wo ich

wäre; den Tag darauf aber sollte ich ihn, den König, besuchen; was ich auch bewilligte.

Am folgenden Tage sendete mir der König einen Boten, mit dem Befehl, mich zu ihm zu bringen. Ich ließ meine Familie und mein Gepäck zurück, nahm drei Mann Reiter und vier Mann Fußvolk mit mir, und zog mit dem Boten ab. Voraus hatte ich einen Mann mit fünf Stück des größten Bernsteins, Nr. 1, gesendet, mit dem Befehl, mich in Giocha zu erwarten. Wir kamen Dienstags Nachmittags um drei Uhr im Rücken des Fleckens an; dort wartete mein Vorausgesendeter und sagte mir leise, wo ich auch hinginge, wir wären verrathen; ich solle dem König nicht sagen, daß ich nach Sego ginge, indem unser Leben davon abhinge. Ich erwiederte, er wisse wohl, ich sei vom Gouverneur von Senegal nach Sego gesendet, dahin müsse ich, wenn mich nicht Mord oder Gewalt abhielten. Hierauf ging ich in den Flecken dicht vor des Königs Thür, von seinem Boten begleitet. Dort stieg ich ab, der Bote ließ mich an der Thür warten und holte Befehl vom König ein. Er kam alsbald zurück, und sagte mir, der König schlafe; die Wache nahm mich und meine Leute in Beschlag und legte

uns in die Wachtstube. Es war eben um Sonnenuntergang, und nicht eine Seele von meinen Freunden und Bekannten, oder Verwandten, besuchte mich. Da fing ich an ernstlich zu überlegen, was wohl zu thun seyn möchte. Eine Griot-Frau *) war die einzige Person, die mich in meinem Unglück tröstete.

Dieß Weib ging, als sie mich verließ, sogleich zu den Gesandten von Sego, wie ich nachher erfuhr, und sagte zu ihnen: weh mir, weh mir! mein Rükken ist gebrochen **). Die Gesandten fragten sie um die Ursache; sie sagte: „weil Isaaco, unser Freund, hier ist, und sie ihn morden wollen." Da Sabila ein mächtiger Mann war, und ich nichts von ihm hörte, sendete ich meinen Knaben zu Madiguiju, und bat ihn, er möchte den Knaben zu Sabila führen, und wenn er dort wäre, ihm die fünf Stück Bernstein geben. Da ich nicht stark bewacht war, sendete ich einen andern Mann zu meinem Gastwirth, wo ich immer blieb, wenn ich über diesen Flecken reiste, mit meinem Gruß, und wie ich mich wundere, daß ich ihn noch nicht gesehen. Er ließ mir sagen, er freue sich, mich so nahe und gesund zu wissen;

*) Balladensängerin und Tänzerin.

**) Ein Schmerzensausruf.

aus den letzten Worten schloß ich, er scheue sich, mit mir sich einzulassen, so lange ich in des Königs Händen wäre. In der Nacht sendete ich den Kaufmann, dem ich in Maribugu rieth, seine Sachen von den meinen zu trennen, zu Sego's Gesandten, und ließ ihnen melden, daß ich da sei.

Da ich die Wache sorglos sah, ging ich, noch immer in der Nacht, zu meinem Gastwirth, der immer Einfluß auf den König hatte, und gab ihm ein Halsband von einer meiner Frauen, neun Stück Bernstein und sieben Stück Korallen. Von da ging ich zu Madiguiju, und sagte, ich sei mit einigen Papieren an den König von Sego gesendet, um mir meine Reise nach einem schon lange in das Innere dieses Landes entwichenen Weißen zu erleichtern. Von da ging ich zu Sabila und sagte ihm dasselbe. Nachher ging ich wieder in die Wache und legte mich schlafen, indeß die Wache sich mit Tanz, Gesang und Trinken ergötzte. Da meine Unruhe mich nicht schlafen ließ, stand ich auf und fand keine Wache mehr.

Ich ging an die Luft und wollte wieder schlafen, konnte aber nicht. Auf der Straße hörte ich einige Reiter, die, wie ich muthmaßte, nach Sabila's

Haus ritten. Früh am Morgen sendete ich einen andern Boten an die Gesandten, um sie von meiner gefährlichen Lage zu benachrichtigen: ich hätte erfahren, sie gingen ohne mich fort nach Sego, und wie unlieb es mir sei, nicht ein Wort von ihnen zu hören. Sie ließen mich wieder fragen, warum ich nicht denselben Weg, wie auf meiner früheren Reise, gewählt hätte. Ich ließ ihnen sagen, da die beiden Reiche in friedlichem Vernehmen ständen, so hielt ich es für sicher und räthlich, durch diesen Theil zu reisen; Mungo Park habe dem König ein Geschenk versprochen, und da Mungo Park nicht zurückkehre, habe der Gouverneur von Senegal mir dasselbe Geschenk für Massony anvertraut, und ich führe es jetzt bei mir. Wollten sie aber dennoch ohne mich fortgehen, so möchten sie es thun; ob ich befreit oder gestorben wäre, würden sie dann zeitig genug in Sego erfahren. Sie sendeten zu Tiguin-Coroba, dem König, einen Boten, welcher sprach: wir haben gehört, daß unser Freund Isaaco in Giocha ist, und ein Geschenk an Dalha, König von Sego, überbringt, welches Mungo Park Mansong, Dalha's Vater, versprochen hatte; da aber Park nicht zur rechten Zeit in sein Land zurückgekehrt ist, so haben

seine Freunde Isaaco zum Ueberbringer dieses Geschenks gewählt, welches er bei sich führt, und welches für Sego, den König, unsern Herrn, bestimmt ist. Im Fall Isaaco zurückzugehen wünscht, bitten wir, ihm dieß nicht zu gestatten; wünscht er aber weiter auf seiner Sendung nach Sego, so bitten und hoffen wir auch, du wirst ihm allen Beistand und einige sichere Leute geben, die ihn nach Sego bringen *).

Hierauf kam Massatan Wague, ein Marabu, der mir sagte, was ich oben erzählt habe, und wie ich in der Absicht verhaftet worden sei, mich zu tödten und mir meine Habseligkeiten zu nehmen; Sabila habe mich dieser Gefahr entrissen und mein Leben gerettet. Diesem Geschichtchen glaubte ich nicht gar viel, weil ich wohl wußte, warum sie mir solche milde Theilnahme erwiesen, dankte aber Gott für meine Erhaltung. Mussatan Wague rieth mir, dem Sohne des Königs etwas zu geben. Ich ging zu dem Prinzen und gab ihm ein halbes

*) Diese zweideutige Einladung ward dem König gegeben, der gar wohl wußte, der König von Sego sei mächtiger, als er, und wenn er Isaaco irgend auf eine Art beleidige, könne er seine Besitzungen verlieren.

Stück weißen Bast und zwei Stück Bernstein Nr. 1. Nun ging ich nach der Wache zurück, wo ich die folgende Nacht zubrachte.

Am nächsten Morgen ging mein Wirth zum König und bat, da nun alles für mich günstig ausgefallen schien, er möge mich in seine Wohnung aufnehmen dürfen. Der König bewilligte es. Er kam auch sogleich und holte mich mit meinen Leuten ab. Ich ging mit meinem Wirth und Gefolge zum König; als ich zu ihm kam, überreichte ich ihm, nach den gewöhnlichen Begrüßungen, eine schöne zinnerne Büchse. Der König wendete sich an Sabila und sagte mit einem Kopfnicken: hier ist die Sache. Sabila sagte: dieser Mann ist unser alter Freund und ein guter Mann. Mein Wirth sagte dasselbe. Der König wendete sich zu mir und sprach: „Nein! hier ist deine Büchse, behalte sie; was du sonst in mein Land gebracht, behalte ich. Du kannst nach dem Orte zurückkehren, von wannen du kamst, und auf deiner Sendung denselben Weg, wie vormals mit dem weißen Manne, verfolgen; aber deine Sachen und was du sonst bei dir hast, behalte ich. Ich weiß, was du hast, ist für den König von Sego bestimmt.“ Ich sagte: „wohl hätte ich einen

andern Weg genommen, und Ihr hättet nie von mir gehört; aber unterwegs hörte ich, Ihr lebtet in Frieden mit dem König von Sego. Ich dachte also, ich könnte sicher durch Euer Land reisen." Er brach ab und sagte: „was ich gesagt habe, ist genug."

Ich verließ das Haus mit einigen seiner Sklaven, ging nach meiner Wohnung und ergänzte sogleich den Betrag von sechzig Bars an Pulver, Bernstein ꝛc., nahm das von Robert Ainsley für mich gekaufte Pferd, drei Enten und die ausgeschlagene zinnerne Büchse, ging mit meinem Wirth zum König und bot ihm dieß zum Geschenk an, was er auch annahm. In seiner Gegenwart gab ich Sabila eine Flasche Pulver, des Königs Sänger eine Tabaksdose. Als der König diese Geschenke sah, das einzige, was seinen Zorn stillen konnte, sagte er, er wolle mir einige Leute mitgeben, die mich bis nach Sego bringen sollten. Ich sagte ihm, ich könnte nicht so bald fort, weil, wer mich sähe, glauben würde, ich flöhe vor ihm, und ich gedächte deshalb zu bleiben, wo ich wäre, und ein wenig zu rasten. Der König sagte zu Sabila: „Du siehst, Isaaco scheint ein muthiger Mann zu seyn; wär er feig, er wäre davon gelaufen und hätte mir seine Sachen

gelassen.“ Ich ging nach Hause und blieb da den übrigen Tag und die Nacht.

Früh reiste ich mit meinen Leuten nach Wassaba, um meine Familie und meine Sachen zu holen. Ich blieb da zwei Tage; da ich aber unruhig war, und irgend einen gegen mich geschmiedeten Plan fürchtete, auch dazu nach den wenigen Worten, die ich zu verschiedenen Zeiten gehört hatte, guten Grund zu haben glaubte, so ging ich nach Giocha zurück, stellte mich dem Könige vor und sagte ihm, ehe ich seine Besitzungen verlasse, hielt ich für gut, ihm Treue und Freundschaft zu schwören, und werde, wenn ich je wieder von Senegal nach Sego und zurück gehen sollte, jederzeit durch sein Land gehen und ihn sehen; aber ich wünschte auch zugleich, er möchte mir seinen Schutz und gute Behandlung zusagen und mein Freund seyn, selbst wenn er mit dem König von Sego Krieg führte. Er sendete nach Chiáman, dem ältesten Sohn der königlichen Familie, welcher mir dieß in seinem und des Königs Namen schwor. Ich beschwor gleichfalls, was ich so eben gesagt habe. Nachdem ich geschworen, verlangte Chiáman ein schönes Gewehr, oder ein Hemd (Cussabi), von mir, um unsere Schwüre zu

besiegeln. Ich sagte, ich hätte für jetzt nichts für ihn, gab ihm aber mein Wort, sobald ich in das Land der Weißen zurückgekehrt seyn würde, ihm eins von diesen verlangten Dingen zu überbringen.

Ich blieb bis zum nächsten Morgen in dem Flekken. Unterdeß hatte ich ein Gebet (Grisgris), oder Amulet, für einen Mann geschrieben, der mir einen Bullen gab, den ich nach Wassaba mitnahm. Dort übernachtete ich. Am nächsten Morgen hatte ich den Bullen geschlachtet. Tags darauf ließ mir Jaque, Chiámans Bruder, sagen, ich möchte ihn dort erwarten. Sogleich sendete ich meine Familie und mein Geräth einen andern Weg und erwartete Jaque. Er kam und schenkte mir einen Esel mit Kuskus beladen, der mir unterwegs nützen könnte. Ich gab ihm dafür ein halbes Stück feinen weißen Bast, fünf Flaschen Pulver, zwei Spiegel und zwei Tabaksdosen. Dann verließ er mich, und ich ging an demselben Tage nach Giocha, um Abschied vom König zu nehmen, und ihn zu bitten, er möchte mir den versprochenen Führer geben; denn zwischen Wassaba und Giocha muß man über sieben Flüsse setzen. Er gab mir einen Mann, Namens Murocuro, mit, der zu Fuß ging. Hierauf drückte

er mir die Hand und sprach: „Isaaco, nun hege ich keine Falschheit mehr gegen dich, wohl aber ehedem, weil du weiße Männer nach Sego führtest, und nie hier durchgingst, mir etwas von ihren Schätzen zukommen zu lassen, da doch sonst Jedermann ihre Großmuth erfuhr.“ Ich beurlaubte mich von ihm und ging nach Chicuray, Chiáman's Flecken, wo ich meine Familie und Gepäck wohlbehalten traf. Dort blieb ich zwei Tage. Chiáman schlachtete mir einen Bullen und ich gab ihm ein Pagne, zwei Stück Bafts an Werth, eine Flasche Pulver, zwanzig Flintensteine und ein Bar Scharlachtuch.

Abends brachen wir auf und kamen nach Chicuray. Sambabile (Chiámans zweiter Bruder) gab mir etwas Korn und ein Schaf. Ich gab ihm ein blaues und ein gestreiftes Pagne, eine Flasche Pulver, zwanzig Flintensteine und ein Bar Scharlachtuch; die Pagnes hatte ich für drei Sklaven gekauft, die ich verkaufen mußte, um meine Ausgaben bestreiten zu können. Dort blieb ich zwei Tage. Dann brach ich des Morgens auf und kam Mittags in Iyallacoro an, wo Madifutane, des Königs Sohn, Hof hielt, dem ich ein halbes Stück feine

Baumwolle und zwei Stück Bernstein gegeben hatte. Er gab mir etwas Korn. Madimariah, ein Marabu, schlachtete mir einen Bullen; ich gab ihm eine Flasche Pulver.

Am Morgen darauf brach ich von dort auf und kam über drei Flecken; um drei Uhr Nachmittags gelangte ich nach Cobla. Ich erhielt aus dem Flekken gekochte Speisen und gab dafür zwei Flintensteine. Wir reisten am andern Morgen zeitig ab und kamen Mittags zu Amadifaluma-bugu an, dem letzten Flecken, der dem König Tiguing-coro gehört. Es war Mittwochs, sechs Monden *) nach meiner Abreise von Senegal. Ich kaufte daselbst einen Esel.

Da ich einen großen Wald vor mir zu bereisen hatte und des Weges unkundig war, dung ich mir vier Führer. Am folgenden Morgen ging ich ab und ging über einen kleinen Fluß am Flecken. Mittags betraten wir den Wald und kamen an einen großen schlammigen Teich, wo die Schweine nicht sicher durch konnten; unsere Führer zeigten uns einen bessern Weg, wo wir leicht hinüber kamen. Um 2 Uhr

*) 2. Juli 1810

Nachmittags hielten wir an einer Stelle an, wo vordem ein Flecken gewesen war. Nach Sonnenuntergang fanden wir unterwegs eine große Landschildkröte, die wir schlachteten und daselbst übernachteten. Am andern Morgen brachen wir wieder auf; um zehn Uhr Vormittags gingen wir über Sanna, ehemals ein Flecken, und hielten daselbst etwas an. Die vier Führer wollten wieder zurück, sie scheuten sich, weiter zu gehen. Ihr Betragen war nicht nach meinem Sinne, ich ward zornig und sagte, eher ginge ich zurück, als daß ich in so einem Walde bliebe. Sie zeigten mir einen Weg und sagten, ich sollte ihn nur immer verfolgen, ohne links noch rechts abzuweichen, dann würde ich bald ein bewohntes Dorf finden. Ich gab ihnen eine halbe Flasche Pulver und zehn Flintensteine, und ließ sie gehen, da ich nicht anders konnte.

Ich ging weiter, und fand den Weg, den neun Jahre vorher der König von Sego mit seinem Heere, als er gegen Tiguing-coro zog, genommen hatte. Weiter hin fanden wir einen kleinen Teich; da wir sehr durstig waren, blieben wir ziemlich den Tag über da. Etwas weiterhin fanden wir einen großen Teich, wo wir Halt machten und die Nacht unter

einem Baume zubrachten. Früh reisten wir ab, und kamen Mittags zu den Seen Chinchare und Tirinn. Diese Seen trocknen nie aus, und des Königs Heer hält daselbst immer an, um Wasser mitzunehmen. Nach dem Mittagsessen brachen wir auf und kamen nach Sonnenuntergang in den Flekken Giangunte, wo wir fünf Tage blieben, weil einer von meinen Leuten krank wurde. In der ersten Nacht erhielten wir etwas von Lebensmitteln; am folgenden Tage schlachtete man mir einen Bullen. Hier dankte ich Gott für meine Rettung.

Am dritten Tage kamen des Königs Leute; der Flecken gab ihnen einen Bullen und ein Schaf, welches ich selbst schlachtete; sie gaben mir auf mein Theil ein Viertel von jedem. Dieser Flecken ist von einer Lehmmauer umgeben, gut befestigt und meines Bedünkens gegen jeden Angriff sicher. Da ein Schwein sehr stark und fett war, konnt' ich es nur mit großer Mühe fortbringen, ich sagte also dem Häuptling des Fleckens, er möge es aufnehmen und dem König, seinem Herrn, bringen, wogegen er Einwendungen machte, indem er sich fürchtete, ein unbekanntes Thier anzunehmen und sich noch dazu bei seinem Herrn verantwortlich zu machen. Ich

sagte, ich könne es unmöglich weiter mit fortnehmen, müsse es also bei ihm lassen, und er möge damit machen, was er wolle; wie der Flecken seinem Herrn, so gehöre auch das Schwein ihm, und ich sei überzeugt, er werde es wohl gut pflegen.

Wir gingen zeitig ab und kamen Mittags nach Fabugu. Nach Tische gingen wir nach Giongoey, wo wir nach Sonnenuntergang ankamen; dort blieben wir zwei Tage. Früh am Morgen reisten wir ab, und um zehn Uhr kamen wir an den See Sonne, hielten ein wenig unter einem Baume, setzten über den See, hielten eine Zeitlang in Tonneguela an, dann in Gommingtora, wo wir übernachteten und ein Schaf erhielten. Wir gingen bei Zeiten ab und kamen früh um zehn Uhr nach Wattera. Abends brachen wir wieder auf und kamen in eine große, offene, und wegen der häufigen Mohrendurchzüge für Reisende sehr gefährliche Fläche. Wir reiseten daher Tag und Nacht.

Um drei Uhr Nachmittags kamen wir nach Tucha. Auf meinem Wege von Gommingtora hierher, sah ich einen Baum, der auf der Spitze eines vertrockneten andern großen Baumstumpfes gewachsen war; das Holz des obern Baumes wird zu unserm

Schießpulver gebraucht. Nahe am Baum ist auch ein breiter und hoher pyramidalischer Felsen und ein großer Stein auf der Spitze des Gipfels. Bei meiner Ankunft in Tucha vermißte ich ein Kistchen, das mein Neffe mit sich führte, und das einige Spiegel, Korallen, meinen feinen Cussabi und meiner Frauen Armbänder, die mir der Gouverneur Maxwell gegeben hatte, enthielt. Ich fragte den Knaben, was daraus geworden sei; er sagte, da er unterwegs müde gewesen, habe er das Kistchen einem Manne gegeben, der unserer Karavane von Giocha aus gefolgt sei. Ich vermuthete, der Mann habe es gestohlen, da ich ihn nicht mehr unter uns sah, ließ daher meine Familie und mein Gepäck dort, und ging sogleich mit einigen von des Königs Leuten nach Wattera, dem Diebe nachzuspüren. Ich hatte den Häuptling von Tuchas und den Sohn des Häuptlings von Wattera bei mir. Von Wattera gingen wir nach Tagubu, wo wir den Dieb fanden, der das Kistchen erbrochen und die Sachen heraus genommen hatte; meinen Cussabi hatte er an, einiges war schon verkauft, das Uebrige befand sich noch in seinen Händen; er sah sich nach einem Sklaven um. Wir ergriffen ihn. Der Häuptling von

Tagubu bat mich, ihn in seinem Flecken nicht zu schlagen, sondern nach Dinghang zu bringen. Wir gingen also dahin. Mainroro, der Häuptling, sagte mir, da ich den Dieb ergriffen, möchte ich ihn mitnehmen und mit ihm nach Gutdünken schalten.

Wir kamen nach Togubu und übernachteten daselbst; am Morgen darauf trafen wir in Wattera ein. Abends reisten wir wieder ab und gelangten Nachts nach Tucha, wo ich meine Familie fand. Unterwegs zeigte mir der Dieb, wo er das Kistchen erbrochen. Ich fand die Riegel unbrauchbar und ließ sie liegen. Am nächsten Morgen verließ ich Tucha und kam um neun Uhr Vormittags in Duabugu an. Der Häuptling wünschte, ich möchte da bleiben, aber ich schlug es ab; er gab mir ein Schaf. Weiterhin gingen wir über Dilla-sau Curna und Bonubugu, wo wir etwas verweilten und Magnacoro mit Sonnenuntergang erreichten; alle diese Flecken sind mit Ronnbäumen *) umgeben. Der Dieb trug das noch übrige Schwein den ganzen Weg. Unterwegs blieb mir einer von meinen Leuten liegen, weil er ein Schenkelgeschwür hatte. In Magnacoro wars ich

*) Eine Art Palmbaum.

gut behandelt; ich übernachtete dort; der Mann mit dem Schenkelgeschwür kam am folgenden Tage nach. Ich blieb hier zwei Tage. In diesem Flecken steht ein schöner Duallibaum, der erste, den ich auf meinem Wege von Senegal fand. Dieser Baum ist sehr schön, immer grün und blühend, trägt aber keine Früchte. Im Rücken des Dorfs ist ein Eisenhammer; in einer kleinen Entfernung vom Fluß ein Wasserfall, nicht ganz so hoch, als die Felups. Ich nahm Führer, um den rechten Weg zu finden. Wir reisten früh ab, kamen Mittags nach Subacarra, setzten über einen kleinen Fluß, weiterhin über noch einen, und hielten in Sirecaime, einem zwischen zwei Bergen gelegenen Flecken, wo wir übernachteten. Am Morgen darauf erhielt ich zehn Mullen Korn und zog ab.

Mittags kamen wir nach Camecon, erhielten da von Fiong, dem Häuptling, ein Schaf, etwas Milch und Korn. Nachmittags gingen wir ab über Sidong. Mit Sonnenuntergang kamen wir nach Sannanbu, wo wir übernachteten. Hier fand ich meine Schwester und einige von meinen Frauen, die ich auf meiner Reise mit Park dort gelassen hatte, und die auf meine Rückkehr warteten. Ich fragte

sie, was sie über Park gehört hätten. Sie versicherten mich, sie hätten Alhagi Biraim gesehen, der ihnen gesagt, Park sei todt; er selbst habe das Boot gesehen, worin jener im Lande Haussa gestorben, denn er sei an dem Orte gewesen, wo Park ertrunken. Yamme Marabu gab mir einen Bullen, Mulira auch einen, Guiniba einen und Facoro, der Häuptling, auch einen, nebst etwas Korn. Zwei Schafe erhielt ich von Alhagi, eins von Fatuna-bugon, eins von Amadibinne-durara und drei von Dimba Sumares. Wir blieben acht Tage daselbst.

Am neunten Tage wurde das Schwein, was ich zurückgelassen hatte, hierher gebracht. Ich erhielt von Mulina einen Esel, gab Amadibinne eine Muskete und fünf Ellen weißes Baumwollenzeug, Yamme eine halbe Flasche Pulver, meiner Schwester ein Muslin Pagne, dem Häuptling eine Flasche Pulver und zwanzig Flintensteine. Hier ließ ich auch den Dieb frei, der das Schwein den ganzen Weg getragen hatte; ich ließ ihn frei, weil ich gewiß war, daß er, wenn er einmal in des Königs Gewalt wäre, sterben müßte. Vier Tage nachher kam auch das Schwein. Es war

der dreizehnte Tag meines Aufenthalts in Sannamba und der siebente Monat meiner Reise.

Ich reiste bei Zeiten ab und ließ das Schwein von denselben Leuten fortbringen. Ich ging nach Baromba, nahm Wasser mit aus einer großen Quelle, und kam durch Bancumalla. Nachdem wir an einem großen See vorüber waren, hielten und übernachteten wir in Sirberra, im Hause Babamerine's, der ein Schaf schlachtete. Vom Häuptling Manchia erhielten wir ein Schaf. Ich gab ihm zwanzig Lasten Pulver und zehn Flintensteine. Des Nachts reisten wir wieder ab und kamen des Morgens um zwei Uhr nach Cumow. Dort ist nur Ein Brunnen im ganzen Flecken und drei schöne Dualtibäume stehen um ihn herum. Wir fanden hier des Königs Heer.

Oestlich vom Flecken steht ein ungeheuer großer Baum, in dem viel Fledermäuse nisten; ein anderer solcher Baum steht westlich vom Flecken. Was aber das Außerordentlichste ist, die Fledermäuse von Osten gehen immer des Nachts nach Westen und kommen mit Tagesanbruch wieder nach Osten; die von Westen gehen nie nach Osten. Die Fledermäuse sind

alle von einer Art. Die Eingebornen sagen, ihr gesetzmäßiger König liege westlich. Das Heer brach um drei Uhr auf und ich mit anbrechendem Tageslicht; auf der Straße trafen wir den Nachtrab, der zum Heere stoßen wollte. Um vier Uhr Nachmittags kamen wir nach Gargnie, einem großen Flecken, wo wir übernachteten. Es ist nur Ein Thor darin, und an jeder Seite desselben stehen zwei große Bäume. Der Flecken liegt einem großen, schönen See gegen über, welcher ihn mit Wasser versieht. Wir trafen eine Karavane aus Cancare und erhielten von ihr einige Collas. Wir reisten zeitig ab und kamen um zehn Uhr Vormittags in Dedugu an, wo wir übernachteten. Leute aus Gargnie hatten das Schwein hierher gebracht und waren wieder zurückgekehrt; und da alles Volk dieses Fleckens auf dem Felde war, mußte ich bis zum nächsten Morgen warten, ehe mir das Schwein fortgebracht wurde. Ich erhielt drei Vögel und gab drei Lasten Pulver dagegen. Am folgenden Morgen verlangte ich zwei Mann, die das Schwein tragen sollten, wie ich in jedem Flecken that, und zog ab. Ich kam über Issicora und fünf wüste Flecken; um vier Uhr Nachmittags erreichte ich Yaminna, wo ich drei Tage in dem Hause

Boya Modiba's blieb, der mir ein Schaf schlachtete. Ich gab ihm zwei Bars Scharlachtuch. Ein in Montogu losgekauftes Weib, das meiner Karavane gefolgt war, fand hier ihren Mann, der mir ein Schaf und hundert Collas gab.

Wir reisten in der Frühe ab und kamen Mittags nach Yaminna *) am Fluß Joliba (Niger). Ich wollte sogleich über den Fluß, aber der Regen verhinderte mich. Um vier Uhr Nachmittags schiffte ich mich in einem Kahn ein und kam um zehn Uhr Abends in Mognongo an, auf der andern Seite des Flusses, nachdem ich neun Flecken zurückgelegt hatte. Der Fluß ist hier sehr breit. Mittags kamen wir in Samman an, und wohnten bei Guingnina, wo wir früher mit Park gewohnt hatten. Um vier Uhr Nachmittags gingen wir wieder ab und erreichten mit Sonnenuntergang Sego-coro, auf der entgegengesetzten Seite von Samman, nachdem wir durch vier Dörfer gekommen waren; wir nahmen unsere Wohnung in Sego Somma.

Dieser Flecken war vormals Residenz der Könige; und bis diesen Tag begibt sich der König, wenn er

*) Derselbe Name, wie der des letzterwähnten Orts.

in Krieg gehen will, noch immer dahin, seine Amulete (Gris-gris) zu holen und sich vorzubereiten. Wenn sie einen König, Prinzen, oder einen Mann von hohem Range, er sei Fremder oder Einheimischer, gefangen nehmen, so sperren sie ihn bis zum Fastenmonat ein. Hierauf wird er hierher gebracht und in einem bloß zu diesem Zweck bestimmten Hause aufbewahrt; dann wird ihm die Gurgel abgeschnitten. Hat das Blut den Boden vollkommen befleckt, so wird der Körper auf das offene Feld geschafft und wilden Thieren zur Beute gegeben. Es vergeht kein Fastenmonat, ohne daß nicht einer oder mehrere in diesem Hause geschlachtet werden, und acht Tage lang nach diesen Hinrichtungen darf Niemand, wer es auch sei, am Hause (das Kognoba heißt) vorübergehen, ohne seine Schuhe oder Mütze wegzuwerfen.

Zeitig reisten wir fort über Segobugu, Segocura und Duabugu, und kamen um acht Uhr früh nach Sego-chiro, der Residenz Dacha's, Königs der Bambarras, Montags, am 11. des Monats *). Diese Stadt ward von Dacha's Großvater **) erbaut, der gegen den rechtmäßigen König aufstand,

*) Den 26. Aug. 1810.

**) Mansong's Väter, Namens Wolln.

als erwählter Führer an der Spitze seiner Parte den König aus seinen Besitzungen vertrieb, der sich westwärts zog und daselbst zum König ausgerufen wurde. Da er ein großer Krieger war, so behauptete er sich auf dem angemaßten Throne und ließ ihn seinen Nachkommen, die ihn jetzt in Frieden besitzen.

Ich wohnte bei Guiawe, einem dem Könige ergebenen Manne. Morgens darauf, als der König von meiner Ankunft hörte, ließ er mir sagen, er gehe nach Duabugu, und wünsche, ich möchte ihn dort besuchen. Er war eben aufs Pferd gestiegen und wollte fort, als ein starker Regenguß einfiel; er stieg ab und ging nach Hause zurück. Nach dem Regen befahl er mir, zu ihm zu kommen und die Schweine so, wie ich sie zur Reise gebunden, zu ihm zu bringen. Als ich in den ersten Hofraum trat, fand ich eine Wache von vierzig Mann, jung, stark und bartlos. In dem zweiten traf ich eine wohlbewehrte und zahlreiche Wache, die im Schatten lag. Etwas weiter hin fand ich den König sitzend; im Boden steckten vier breite Schwerter zu beiden Seiten und hinter ihm die, welche ihm Mungo Park gegeben hatte. Er hatte seine kriegerische

Tracht an, wie er immer muß, wenn er ein Heer absendet, so lange bis es zurückkehrt. Gemeiniglich trägt er Kleider von weißer oder blauer Coton oder Seide, mit vielen Gris-gris, die mit Gold- oder Silber-Platten bedeckt sind, besetzt. Ich nahm an der einen Seite neben ihm Platz, mein Wirth auf der andern. Nach den herkömmlichen Begrüßungen legte ich die Trommel, die zwei Doppelhaken, das Bett, die zwei Schweine, das Scharlachkleid rc. und einen Hund *) vor ihn hin. Ich sagte ihm: Maxwell, Gouverneur von Senegal, grüßt Euch und versichert Euch seiner Ergebenheit. Hier ist das Geschenk, das Manchong (oder Mansong), Euer Vater, von Park verlangte, und dieser ihm zu senden versprach.

„Geht es dem Gouverneur wohl?"

„Ja, er befindet sich wohl und bittet um Euern Beistand in seinen Bemühungen, zu entdecken, was aus Park geworden, ob er todt oder noch am Leben sei; auch, daß Ihr mir ein Schiff zur Erleichterung meiner Reise geben möchtet; dafür will Euch der Gouverneur belohnen."

---

*) Der andere kam uns in Mariacunda abhanden.

„Was will mir der Gouverneur geben?“

„Leistet Ihr mir allen Beistand, der in Eurer Macht steht, 100 Bars.“ Er fragte mich, wie ihm der Gouverneur diese Summe geben könne, da er von ihm so weit entfernt sei? Ich sagte, der Gouverneur sei freilich weit entfernt, ich aber sei statt seiner und für ihn verantwortlich. Da nahm er meine Anerbietung an und versprach mir seinen Beistand. Der König ließ mir einen Bullen schlachten. Ich blieb bis zu Ende dieses Monats *).

Am ersten **) des folgenden Monats, wo ich abzureisen gesonnen war, kam ein Prinz von Tombuctu nach Sego, und bat um ein ihm versprochenes Weib. Der König zog mit einer Wache von 600 Mann, fast nackt und wohl bewehrt, dem Prinzen entgegen. Der Prinz sagte, daß, da er ein Freund seines Vaters (Manchong) sei, habe er es für seine Pflicht gehalten, ihn wissen zu lassen, daß er gekommen sei, das versprochene Weib abzuholen. Der König erwiederte: „Wie habt Ihr dem Volke Eures Landes gestatten können, eine meiner Kara-

*) 13. Septbr. 1810.

**) 14. Septbr. 1810. Sie rechnen Einen Tag, wenn der Mond sichtbar ist.

vanen *) zu plündern? Warum verhütetet Ihr es nicht, und plündertet selbst eine andere mir ebenfalls angehörige Karavane?" Der König entließ den Prinzen und kehrte mit der Wache heim, nachdem sie ihre Musketen abgeschossen hatte. Der Prinz ging nach seiner Wohnung. Er überlegte seine mißliche Lage; wegen seiner schlechten Aufführung war das ihm versprochene Weib einem Andern gegeben worden; die Leute aus den geplünderten Karavanen waren beim König gewesen und hatten ihn verklagt; sein Leben stand also auf dem Spiele. Er sandte sogleich drei Pferde an den König und ein halbes Stück Cotor an die gegenwärtigen Hauptleute.

Am nächsten Tage kamen die Gesandten von Giocha mit den Gesandten von Tigiung-coro zusammen. Tags darauf ging der König nach Impebara. Am folgenden traf ich ihn da. Nachdem ich neun Tage dort geblieben war und nichts gehört hatte, war ich verdrießlich; es ging Einer zum König und sagte ihm, daß ich unwillig sei und fort wolle. Er ließ mir sagen, er gehe nach Banangcoro, ich solle

*) Mein Wirth verlor seinen Antheil an dieser Karavane, 700 Gros Golds und einen Sklaven.

mit ihm gehen. Er reiste von Banangcoro ab, ich aber blieb. Er sendete mir einen Eilboten, daß ich zu ihm kommen sollte. Ich thats und wohnte bei Inche, des Königs Sklaven und Vertrauten. Der Zweck der Reise des Königs war, eines seiner Kinder zu sehen. Er hat jetzt sechs am Leben und drei hatte er umgebracht. Es ist Brauch, daß, wenn ein Knabe von des Königs Weibern am Freitag geboren wird, man ihm den Hals sogleich abschneidet. Der König sendete nach mir. Ich ging um zehn Uhr Morgens zu ihm; er ließ die Geschenke zum Theil vor sich bringen, darunter waren die Schweine *). Sie wurden von ihm losgebunden und gefielen ihm sehr.

Am folgenden Tage (Freitags) gab er mir ein Boot mit drei Fischern, und ich reiste mit der nächsten Fluth ab, Mungo Park nach. Wir kamen über zehn Flecken, und zum Abendessen nach Sansanding, wo wir übernachteten **). Zu Land reisten wir um drei Uhr Nachmittags ab, kamen nach Sonnenunter-

---

*) Der übriggebliebene Hund starb nach meiner Ankunft in Sego.

**) Dieser Flecken ist zwei Tagereisen zu Land von Banangcoro.

gang in Madina an und wohnten bei Alihu. Dort fand ich Amadi Fatuma, denselben Führer, den ich Park empfohlen hatte, und der mit ihm die Reise von Sansanding machte. Ich sendete nach ihm; er kam alsbald. Ich fragte ihn um treuen Bericht über Park. Als er mich sah und Park erwähnen hörte, fing er an zu weinen, und seine ersten Worte waren: „sie sind alle todt.“ Ich sprach: „ich komme zu Euch, um genau zu erfahren, wie er starb.“ Er sagte, sie wären auf immer verloren, und es sei ganz vergeblich, weiter nachzuforschen; denn nach unwiderbringlichem Verluste forschen, sei unnützer Zeitverlust. Ich sagte ihm, ich ginge zurück nach Sansanding, und ersuchte ihn, mich Tags darauf dort zu treffen, was er auch versprach. Ich ging nach Sansanding und übernachtete dort. Am folgenden Tage sendete ich das Boot nach Impebara zurück. Amadi Fatuma kam um die bestimmte Zeit, am 21. des Monats *). Ich begehrte von ihm zu wissen, was ihm über Park kund geworden.

*) 4. Oktbr. 1810.

Wir reisten von Sansanding in einem Boote am 27 *) des Monats ab, und kamen in zwei Tagen nach Selli **), wo Park seine erste Reise endete. Park kaufte sich einen Sklaven, der ihm bei der Fahrt des Boots helfen sollte. Es waren Park, Martyn, drei andere Weiße, drei Sklaven, ich selbst als Führer und Dolmetscher, neun an der Zahl auf dem Boot. Ohne zu landen kauften wir den Sklaven. In zwei Tagen kamen wir nach Ginne. Wir gaben dem Häupiling vier Stück Bast und gingen weiter. Als wir bei Sibby ***) vorbeifuhren, kamen uns drei Boote nach, mit Piken, Lanzen, Bogen und Pfeilen, aber keinem Feuergewehr, bewaffnet. Da wir ihre feindselige Absicht kannten, befahlen wir ihnen, zurückzugehen, aber umsonst, wir mußten sie mit Gewalt zurücktreiben. Wir gingen weiter über Kakbara †), drei wollten uns den Weg hindern, wir jagten sie mit Gewalt zurück. Als wir über Tombuctu kamen, fielen uns wieder

*) Das Tagebuch gibt weder Monat noch Jahr an.

**) In Park's erster Reise Silla.

***) Hier ist keine Zeit angegeben. Im Plan Dibbie.

†) Im Plan Kabra.

drei Boote an, wir schlugen sie ab, manche erlegend. Bei Gurumo kamen uns sieben Boote nach, die wir ebenfalls zurückschlugen. Wir verloren einen Weißen durch Krankheit und waren noch acht Mann; jeder von uns hatte funfzehn Musketen, die immer in Ordnung und schußfertig waren. Wir kamen an einem Flecken, dessen Namen ich vergessen habe, vorbei, der Residenz des Königs Gotoijege; da zählten wir sechzig hinter uns drein kommende Boote, die wir abwehrten; viele wurden niedergestreckt. Als sie so viele umgebracht und unsere Ueberlegenheit sahen, faßte ich Martyn's Hand und sprach: „Martyn, laßt uns aufhören, zu feuern, wir haben schon zu viel erlegt. Da hätte mich Martyn fast umgebracht, wäre nicht Park dazwischen getreten. Nachdem wir auf einem langen Wege über Gotoijege gekommen waren, trafen wir ein starkes Heer auf der einen Seite des Flusses; sie hatten keine Thiere irgend einer Art bei sich. Wir gingen auf die andere Seite, und es ging ohne Feindseligkeiten ab.

Unsern Weg verfolgend, strichen wir an den Felsen hin. Ein Flußpferd stieg vor uns auf, und hätte fast das Boot umgeworfen; wir feuerten darauf und

verscheuchten es. Nach vieler Mühseligkeit retteten wir das Boot ohne wesentliche Gefahr. Wir kamen auf einen Ankerplatz vor Kaffo und brachten dort den Tag zu. Ehe wir von Sansanding abgingen, hatten wir einen starken Vorrath von Lebensmitteln an Gesalzenem und Frischem aller Art auf das Boot gebracht; weshalb wir denn nirgends anzuhalten brauchten. Das Boot war so groß, daß es bequem 120 Mann faßte. Abends brachen wir auf und kamen vor eine Insel; wir sahen am Strande eine Menge Flußpferde; als wir naheten, warfen sie sich in solcher Unordnung in das Wasser, daß sie fast unser Boot umwarfen. Wir segelten an der Insel vorbei. Früh kamen drei Boote von Kaffo hinter uns, die wir zurückschlugen. Wir kamen einer kleinen Insel ganz nahe und sahen einige Bewohner; ich ward an den Strand geschickt, etwas Milch zu kaufen. Als ich unter sie kam, sah ich zwei Boote an Bord gehen, um frische Lebensmittel, Geflügel, Reis u. s. w. zu erhalten. Einer der Inselbewohner wollte mich umbringen; er hielt mich an und sagte, ich sei sein Gefangener. Als Park sahe, was vorging, errrieth er die Sache, hielt die beiden Boote und das Volk an, und sagte zu den Leuten,

wenn sie mich umbrächten, oder gefangen hielten, wolle er sie alle umbringen und ihre Boote mit sich nehmen. Da die am Strande Parks Absicht sahen, sendeten sie mich auf einem andern Boote an Bord. Da wurden sie frei gelassen. Hierauf kauften wir einige Lebensmittel von ihnen und machten ihnen einige Geschenke.

Kurze Zeit nach unserer Abreise kamen zwanzig Boote aus demselben Orte uns nach; als sie uns nahe waren grüßten sie uns und sagten: „Amadi Fatuma, wie kannst du durch unser Land gehen, ohne uns etwas zu geben?" Ich erinnerte mich an das, was sie zu Park gesagt hatten, und er gab ihnen einige Stück Bernstein und etliche Kleinigkeiten; da zogen sie friedlich ab. Als wir auf eine seichte Stelle des Flusses kamen, sahen wir am Strande viele Männer sitzen; als wir näher kamen, standen sie auf. Wir zeigten ihnen unsere Musketen, worauf sie von dannen in das Innere flohen. Etwas weiter hin kamen wir auf eine gefährliche Stelle. Die Felsen hatten den Fluß verrammt, nur drei Fuhrten waren noch dazwischen frei. Als wir der einen näher kamen, entdeckten wir dieselben Leute wieder auf dem Gipfel eines großen Felsen; dieß

war uns, besonders mir, sehr ungelegen, und ich gelobte ernstlich, nie wieder dahin zu kommen, ohne den Armen bedeutende Liebesgeschenke zu machen. Wir kehrten um und kamen an eine minder gefährliche Stelle, wo wir unbeschwert fort konnten.

Wir kamen vor Carmasse und gaben dem Häuptling ein Stück Bast; fuhren weiter und ankerten vor Gurmon. Park sendete mich mit 40,000 Cowries ans Land, Lebensmittel einzukaufen. Ich ging und kaufte Reis, Zwiebeln, Geflügel und Milch, und wir reisten Abends spät wieder ab. Der Häuptling des Fleckens sendete uns ein Boot nach, zu melden, daß auf dem Gipfel eines sehr hohen Berges ein starkes Heer lagere und uns erwarte, daß wir besser thäten, umzukehren, oder doch auf unserer Huth seyn müßten. Wir kamen alsbald auf einen Ankerplatz und brachten da den noch übrigen Theil des Tages und die Nacht zu. Früh brachen wir auf; als wir an dem eben erwähnten Berge vorbeikamen, sahen wir das Heer, bestehend aus Mohren, mit Pferden und Kamelen, aber ohne Feuergewehr. Da sie uns nichts sagten, fuhren wir ruhig vorbei und in das Land Haussa, wo wir auf einen Ankerplatz kamen. Park sagte zu mir: „nun, Amadi,

bist du am Ende deiner Reise; ich nahm dich an, mich hierher zu bringen, du verläßt mich nun; ehe du aber gehst, mußt du mir die Namen der nothwendigsten Lebensmittel u. s. w. in der Landessprache, wo ich nun hinkomme, sagen.“ Ich willigte darein; wir brachten damit zwei Tage zu, ohne zu landen. Auf unserer ganzen Reise war ich der Einzige, der ans Land gestiegen war. Wir reisten ab und kamen nach Yaur.

Ich ward Morgens darauf ans Land gesendet mit einer Muskete und einem Säbel, die ich dem Häuptling des Fleckens, nebst drei Stück weißen Basts zur Vertheilung übergeben sollte. Ich thats, gab auch Alhagi ein Stück, eins Alhagi-biron, und das andere Einem, dessen Namen ich vergessen habe, sämmtlich Marabus. Der Häuptling gab uns einen Bullen, ein Schaf, drei Krüge Honig und vier Männertrachten Reis. Park gab mir 7000 Cowries, und befahl, Lebensmittel einzukaufen. Ich that es. Ich sollte zum Häuptling gehen und ihm fünf Silberringe, etwas Pulver und Flintensteine geben, und ihm sagen, diese Geschenke gäben die Weißen dem König, und sie würden, ehe sie abzögen, sich bei ihm beurlauben. Nachdem der Häupt-

ling diese Dinge angenommen, fragte er, ob die Weißen wieder zu kommen gedächten. Da Park von dieser Frage unterrichtet ward, erwiederte er, er könne niemals wieder kommen *). Park hatte mich für meine Reise bezahlt, ehe wir Sansanding verließen. Ich sagte ihm: „ich versprach, Euch in das Königreich Haussa zu geleiten. Wir sind nun in Haussa. Ich habe meine Verbindlichkeit gegen Euch gelöst; nun will ich also Euch verlassen und zurückkehren.“

Am folgenden Tage, Sonnabends, reiste Park ab, und ich übernachtete in dem Flecken (Yaur). Am nächsten Morgen ging ich zum König, ihm meine Aufwartung zu machen. Beim Eintritt in das Haus fand ich zwei Männer zu Pferde; sie waren vom Häuptling von Yaur gesendet. Sie sprachen zum König: „uns sendet der Häuptling von Yaur, zu melden, daß die Weißen fort sind, ohne dir, oder ihm, dem Häuptling, etwas gegeben zu haben. Sie hatten viel bei sich und wir haben nichts bekommen; und dieser

*) Diese Worte waren Anlaß zu seinem Tode; denn die Gewißheit, daß Park nicht wiederkehrte, vermochte den Häuptling, die Geschenke dem König vorzuenthalten.

Amadi Fatuma, der jetzt vor dir steht, ist ein schlechter Mann und hat euch beide zu Narren gehabt." Der König ließ mich sogleich in Fesseln werfen, und alles, was ich bei mir hatte, mir abnehmen; einige waren dafür, mich umzubringen, andere wollten mein Leben erhalten. Am folgenden Morgen sendete der König in aller Frühe ein Heer nach einem Flekken, Bussa genannt, an der Flußseite. Vor diesem Flecken ist ein Fels quer über die Breite des Flusses. Ein Theil der Felsen ist sehr hoch; es ist im Felsen eine große Oeffnung in Gestalt eines Thores, welches der einzige Durchgang für das Wasser ist; die Strömung ist hier sehr reißend. Dieß Heer ging und nahm Besitz von dem Gipfel dieser Oeffnung. Park kam dahin, nachdem sich das Heer aufgestellt hatte; dennoch versuchte er, durchzukommen. Er ward mit Lanzen, Piken, Pfeilen und Steinen angegriffen, vertheidigte sich aber lange. Zwei seiner Sklaven auf dem Schiffsstern wurden erlegt; sie warfen alles, was sie im Boot hatten, in den Fluß und feuerten immer fort; allein von der Menge und Anstrengung überwältigt, unfähig, das Boot gegen den Strom zu halten, da keine Wahrscheinlichkeit war, zu entkommen, ergriff Park einen der Weißen

und sprang in das Wasser; Martyn that dasselbe. Sie ertranken im Strom, indem sie zu entkommen suchten. Der einzige auf dem Boot gebliebene Sklave, als er sah, daß die Inländer noch immer unaufhörlich auf das Boot schossen, stand auf und sagte: „hört auf zu schießen, ihr seht, es ist Niemand mehr in dem Boot, als ich! Nehmt mich und den Kahn, aber ermordet mich nicht.“ Sie nahmen das Boot und den Mann und führten ihn zum König.

Ich lag drei Monate in Eisen; der König befreite mich endlich und gab mir eine Sklavin. Ich ging sogleich zu dem auf dem Boot gefangenen Sklaven, der mir erzählte, wie Park und die andern alle umgekommen, wie ich so eben erzählt habe. Ich fragte ihn, ob er gewiß wisse, daß nach seiner Gefangennehmung nichts auf dem Boot befindlich gewesen. Er sagte, nichts, als er und ein Wehrgehäng. Ich fragte, wo dieß Wehrgehäng wäre. Der König hab' es genommen und einen Gurt für sein Pferd daraus gemacht.

Fortsetzung von Isaaco's Tagebuch.

Alsbald sendete ich einen Pule nach Yaur, mir auf alle Weise und um jeden Preis das Wehrgehäng,

wie alles, was etwa noch von Park aufzufinden wäre, zu verschaffen. Ich verließ Madina und kam nach Sansanding, dann nach Sego. Bei meiner Ankunft ging ich zum König und erzählte ihm obiges. Er sagte, er wollte das Land selbst verwüsten, wenn es nicht zu weit wäre. Er sammelte ein Heer und ging damit nach Banangeoro; ich folgte ihm dahin. Er befahl dem Heere, das Königreich Haussa zu zerstören. Das Heer zog ab über Tombuctu einen langen Weg und hielt zu Sacha; sendete von hier aus einen Eilboten an den König, ihm zu melden, wo sie wären, und daß Haussa für ein Heer viel zu fern sei, und daß Fährlichkeiten aller Art zu bestehen wären. Der König befahl ihnen, nach Massina, einem kleinen dem Pule-Volk gehörigen Lande zu gehen, alles Vieh wegzunehmen und wieder zu kommen. Sie thaten es und brachten viel Vieh mit. Der Vortrab kam nach einer dreimonatlichen Reise mit dem Vieh zurück, das Heer einen Monat später; im Ganzen waren sie vier Monate weggewesen. Dem König mißfiel des Anführers Benehmen gar sehr, und er wollte ihn bestrafen, weil er nicht hingegangen, wohin er gesendet worden; aber sie bemerkten, sie wären so weit, als möglich, gezogen;

die Entfernung wäre zu groß und würde das Heer aufgerieben haben; Klugheit und die schon ausgestandenen Drangsale hätten ihnen die Nothwendigkeit der Rückkehr klar gemacht, wiewohl es ganz gegen ihre Neigung geschehen. Wir kehrten alle nach Sego zurück.

Ich ging wieder nach Sansanding und blieb daselbst, um den nach Yaur gesendeten Pule zu erwarten. Nach vier Monaten kam er wieder, nachdem er acht Monate gereist und viel gelitten hatte. Er brachte mir das Wehrgehäng und sagte, er habe eine junge Sklavin des Königs bestochen, die es ihm gestohlen hätte, er konnte aber nichts weiter bekommen, da sich nichts, was Park oder seinen Gefährten gehörte, vorfand.

Ich ging nach Sego und benachrichtigte den König von dem, was ich über Park erfahren, und daß ich nun sogleich nach Senegal gehen wolle. Der König wünschte, ich möchte die Regenzeit bei ihm zubringen. Ich sagte, ich könnte nicht bleiben; da der Zweck meiner Sendung erreicht sei, so wünschte ich so bald als möglich fort. Da Amadi Fatuma ein guter, ehrlicher und aufrichtiger Mann war, so hatte ich ihn bei Park angebracht. Was

er mir erzählte auf seinen Eid, ohne Eigennutz, noch Hoffnung irgend einer Belohnung, daß nichts von Park und seinen Sachen übrig sei, stimmte mit der Erzählung einiger Reisenden, die in dieß Land gekommen waren, überein. Ich war von der Wahrheit dessen, was er sagte, überzeugt, wie von den Gefahren, die ich vergebens in einem so entlegenen Lande würde bestanden haben. Dieß alles vermochte mich, nicht weiter zu reisen. Als ich das Wehrgehäng hatte, hielt ich fürs beste, nach Senegal zurückzukehren.

Fernere Nachricht von Isaaco.

Isaaco sagt, Park habe ihm seine Papiere gegeben, sie nach Gambia zu Robert Ainsley zu bringen, mit einer Anweisung an Robert Ainsley von zehn Bars; Park sei von Sansanding mit Amadi Fatuma in seiner Gegenwart abgegangen. Er könne den Tag nicht bestimmt angeben, aber vier Monate nach seiner Abreise von Sansanding sei Park gestorben, welche Tagesangabe auch aus Parks Papieren, die er Robert Ainsley überbrachte, bestätigt werden könne. Park habe alle Gefährten bis auf vier Mann verloren.

Er kam mit drei und dreißig Weißen in Fulah Dugu an, und von Fulah Dugu in Sego, welches acht Tagereisen ist, aber von einem Neger gemeiniglich in drei Tagen zurückgelegt wird. Sechs und zwanzig Mann verloren sie durch Regen und Dünste u. s. w. Park ging von Sansanding mit vier Mann ab.

4.

Ueber die weltlichen Herrschaften des Papstes, insbesondere über die drei Legationen.

Das Haupt der katholischen Kirche hat in unsern Tagen weit weniger als Fürst der Kirche, denn als Fürst des Kirchenstaates die Aufmerksamkeit der Politiker auf sich fest gehalten. Unter der letzten Benennung hat der Bischof in Rom, der noch bis in das achte Jahrhundert ein wirklicher Servus servorum Dei, und nur ein sehr reicher Prälat war, mit vieler Klugheit, aber gewiß nicht im Geiste des Stifters der christlichen Religion, eine Masse der herrlichsten Länder Italiens zusammengebracht, und aus dem geistigen Reiche, dem allein wahren Kirchenstaate, ein weltliches Fürstenthum sich gesammelt,

was so oft den Fürsten des Friedens in Blutvergießen und Krieg verflocht, und ihn, mit scheinbarer Erhebung, in die Reihe der irdischen Gewalthaber herabzog, die an diesem Schlepptaue so oft das Schifflein Petri nach Wohlgefallen bugsirten. Der höchste Flor des Papstthums war bereits verblüht, als die weltliche Macht desselben ihren Kulminationspunt erreichte, und dadurch die Unverträglichkeit beider gleichsam augenfällig andeutete. Am Ende des 16. Jahrhunderts stand der wie Mosaik zusammengesetzte Staat schon ganz wie ihn, im Anfang des 19., der Korsikanische Attila in die Masse seiner Weltbeute warf. Nur Urbino ward später, 1636, von einem frommen Herzog aus dem Hause Rovere, dazu erworben. Wieviel an Menschen und Erde eigentlich das Ganze enthalten habe, das konnte man so ganz zuverlässig nicht erfahren; denn, wie alle schlechte Regierungen, die das Licht scheuen, und nicht leiden mögen, daß man von ihnen rede, war man immer der naseweisen Wissenschaft Statistik, einer Tochter Deutschen Fleißes und Deutschen Scharfsinnes etwas gram, und des Glaubens, zum gut regieren gehöre vor allen Dingen das Geheimthun. Es gibt noch zur Stunde Deutsche kleinere Regierun-

gen, die im diesem Stücke recht päpstlich gesinnet sind. Wir sind zwar nicht des Dafürhaltens, daß die Erdensöhne um ein namhaftes glücklicher dadurch und seitdem geworden, daß man so ängstlich und ämsig die Meilen mißt und die Köpfe zählt, um zu erfahren, wie viel sich da wohl an Geld und Geldeswerth herausfiltriren lasse; aber die harmlose Wissenschaft ist daran doch unschuldig.

Sie hat nun durch Crome, Lebret, Norrmann, Büsching, Okhart u. A. herausgebracht, daß der Kirchenstaat an Deutschen Quadratmeilen messe 800 oder 840, mit Avignon und Venaissin 850 oder 860, und mit Benevento wohl auch 900; und an Menschen enthalte vielleicht 2,117,000, oder 2,200,000; 2,300,000, oder 2,400,000. Messen, rechnen und fehlen, und doch sehr wichtig seyn, ist Eigenthümlichkeit der Statistik. Es leben also im Garten der gemäßigten Zone keine 3000 meist sehr arme Menschen auf einer Quadratmeile, unter der absoluten Gewalt eines unfehlbaren Alleinherrschers, der kein Gesetz hat, als seinen Willen — und die Nothwendigkeit. Es ist merkwürdig, daß aus dem Schooße einer Kirche, die in dem Grundprincip ihrer Verfassung durchaus eine republikanische

monarchische Mischung enthält, wie sie gewiß in der christlichen Kirche liegt, und zur Darstellung dieser Form in den Europäischen Reichen, zur Anpflanzung dieser Idee in den Menschenköpfen ihrer Bewohner sicher den mächtigen Impuls mitgegeben hat, daß aus dieser Kirche ein so absolutes Reglement hervorgehen konnte, wie solches im modernen Rom in dem Maße besteht, daß der Papst kein anderes Staatsgrundgesetz erkennt als das kanonische der Unveräußerlichkeit alles einmal Besessenen.

Wir haben hier den Punkt berührt, auf welchen wir eigentlich unsere Richtung genommen haben. Der Fürst der Kirche, von Bonaparte in die Knechtschaft geführt, von Europens Fürsten, und namentlich dem Deutschen Kaiser — denn der Oesterreichische wird uns immer der Deutsche seyn — wieder zum unabhängigen Herrn eines weltlichen Gebietes eingesetzt, denn den tollen Wagestreich des gekrönten Kochs von Neapel konnte man schon im Entstehen für eine Sternschnuppe erkennen, murrt und seufzet jetzt über seine Befreier, weil sie ihm nicht alles gaben, was er einst verlor, und weil sie sein Gewissen dadurch beschweren, daß sie den Grund-

satz der Unveräußerlichkeit des Patrimonii St. Petri nicht so verstanden wissen wollen, als müsse ihm alles wieder gegeben werden, was der Sturm der Zeit, was Friedensschlüsse und Verträge indessen auf andere Besitzer übertragen, und was die Gewalt des Sieges in dem rechtmäßigsten aller Kriege dem frü- heren Erwerber, der oft nur ultramontanische Grund- sätze zu seinen Gunsten im Großen übte und à la Pape handelte, glücklich wieder abgerungen hat.

Völlig unveräußerlich wäre jeder Bestandtheil des Kirchenstaates? Zurück müßten von Rechtswegen ihm gegeben werden, nicht allein die Marken, sondern auch die drei Legationen Bologna, Ferrara und Ravenna? — Warum schweigt der Kardinal Staats- sekretär von Avignon und Venaissin, warum von Benevento, von dem, was frühere Päpste in frühe- ren Jahrhunderten fahren ließen; warum fordert er nicht die Diamanten zurück, und den Schatz Six- tus V., die ihm die Französischen Kontributionen abgepreßt haben, deren er allein an baarem Gelde 50,000,000 Livres an den General Bonaparte zahlte? Entweder, es können über die Veräußerung von Bestandtheilen des Römischen Gebietes Staats- verträge gültig geschlossen werden, oder der Frieden

von Tolentino vom J. 1797, der letzte, den wahrscheinlich der heil. Vater als weltlicher Herrscher geschlossen hat, und alle früheren Staatsverträge bis auf den vom J. 1209 mit Kaiser Otto IV. über die Mathildischen Güter waren lauter Verletzungen des Grundgesetzes, und nur unter dem geistlichen Vorbehalt gültig, sie, sobald es die Umstände erlaubten, wieder zu brechen; weil, so wie jeder Abt nichts seinem Heiligen, nach der Sprache des Mittelalters, so auch der Römische Stuhl nichts seinen Nachfolgern vergeben könne. Die Unveräußerlichkeit ist in dem richtigen Sinne kein Grund, den Stand von 1791 oder 1795 herzustellen; denn dieser Stand selbst war keineswegs das Produkt der Unveräußerlichkeit. Ein kurzer Blick auf die Erwerbungsgeschichte der einzelnen Bestandtheile des ehemaligen Kirchenstaates wird dieß beurkunden.

Im Voraus muß man bemerken, daß das Oberhaupt aller Urkundenschreiber (clerici, clerks) und Urkundenbewahrer (sacellani, monachi) ein besonderes Unglück hatte, seine wichtigsten Urkunden zu verlieren, ohne sagen zu können, wohin solche gekommen seyn mögen. Papst Stephan II., dem die Griechischen Exarchen und die theologischen Kaiser

im neuen Rom, Byzanz, mit ihren Machtsprüchen und Beschränkungen etwas viel lästig fielen, ließ sich von dem Usurpator Pipin, von dem nachher die rechtmäßigen Kaiser des Abendlandes abstammten, in der Stille das Exarchat 754 schenken, für die Erlaubniß, sich Italien zu erobern. Allein kein Mensch ist in der Geschichte aufbehalten, der die Schenkungsurkunde je gesehen und ihren genauen Inhalt wußte. Kaiser Karl der Große schenkte noch mehr hinzu in verschiedenen Zeiten und Gegenden; aber auch darüber existiren keine Urkunden. Niemand hat sie je gesehen; aber viele bezeugten, daß geschenkt worden. Das ist seltsam! Aber alles, was der Römische Stuhl als geschenkt erklärt, beweist noch besser, daß der Stuhl kein Thron habe werden sollen. So wie der Statthalter Gottes, so sollte der erste Bischof auch der Statthalter des Kaisers werden, das meinte Karl, indem er jenen förmlich dazu, zum Patricius im Exarchat ernannte. Kein Kaiser übertrug ihm je die Herrschergewalt über Rom selbst, und von Karl bis auf die Hohenstaufen, würde jeder es übel genommen haben, und nahm es, wenn sich der Papst den Souverain von Rom genannt hätte. Kein späterer

Kaiser hat ihn dazu gemacht. Es war also eine Zeit, wo er alles war, was die Hierarchie der Kirche heischen mochte, und doch kein weltlicher Herrscher; wo er Rom nicht besaß, und vom Exarchate selbst, worunter Ravenna und Commachio u. s. w. gehörten, nur Kammergüter, und sie nicht mehr alle in neuester Zeit besitzt. Auch in Korsica hatte Karl der Große dem Papste Besitzungen geschenkt, die er längst verloren. Wird er sie wohl zurückfordern, weil die erworbenen Güter der Kirche unveräußerlich sind?

Die Mathildischen Güter ließ sich Gregor VII. 1077 von seiner Seelenschwester schenken, aber die Urkunde darüber ist so wenig vorhanden, daß 1102 man eine neue Urkunde sich darüber ausstellen ließ, die ebenfalls nur noch in einem Fragmente existirt. Aber die Schenkung umfaßte unstreitig auch große Besitzungen in der Lombardei und im Genuesischen, ja selbst in Lothringen von Mathildens Mutter her. Warum fordert sie der Papst nicht als der Kirche geschenktes Eigenthum? Es verglich sich zwar Innocenz III. 1209 mit Otto IV. über diese reiche Erbschaft, welcher sie ebenfalls durch ein Testament geschenkt bekommen

haben will. Allein wenn selbst durch Cessionen kein Kirchenstaatstheil veräußerlich ist, warum könnte der Papst nicht darnach greifen? Und auch Toskana gehörte zum Theil unter die Mathildischen Güter.

Im Anfange des 18. Jahrhunderts ließ der päpstliche Hof noch gelehrte Deduktionen schreiben, über seine weltliche Herrschaft in den Herzogthümern Parma und Piacenza. Wird er sie nicht erneuern müssen, wenn man ihm auch die Legationen und Marken wieder gäbe, da seine Ansprüche unveräußerlich, wie seine Aussprüche untrüglich sind? Die kurfürstliche Bestätigungsurkunde vom J. 1279. über die Bestandtheile des Kirchenstaates nennen ausdrücklich darunter Sicilien, Korsica und Sardinien, und was hätte man nicht frommen und unwissenden Deutschen Fürsten noch alles hineinsetzen können. Warum fordert der Papst nicht das Kirchengut zurück, was ihm schwarz auf weiß zuerkannt worden?

Doch nun zu den Erwerbungen des Besitzes, wie sie der heilige Stuhl bis zu Bonaparte's Macht besessen.

Benevento erwarb Leo IX. als Vikar des

Kaisers Heinrich III., 1052, durch freiwillige Unterwerfung, und erhielt eine kaiserliche Cession der Rechte auf dieß Herzogthum. Zur Stunde aber ist nicht ausgemacht, was denn zu diesem Benevent gehört, denn die Urkunde — ist abermals verloren.

Die Mark Ancona ist ein Stück aus der Schenkung der Markgräfin Mathilde, nach der Vergleichsurkunde mit Otto IV. vom J. 1209, ging aber dennoch verloren, und mußte erst 1532 wieder erobert werden.

Das Herzogthum Spoleto desgleichen, so wie das Exarchat

Ravenna in jener Urkunde neu bestätigt ward. Aber Julius II. entriß es erst wieder den Venetianern, die sich an jene Schenkung nicht gekehrt hatten.

Bologna mit seinem Gebiete riß der ungestüme Papst Julius II. 1507 durch einen in Person angeführten Ueberfall an sich, als noch der Gebieter dieser Landschaft, Giovanni Bentivoglio, am Leben war. Er hatte darauf so viel Recht, als allenfalls Bonaparte auf Holland, und es gelang ihm der Raub nur, weil Venedig, Spanien und Frankreich ebenfalls gern die Beute gemacht hätten,

sie aber keiner dem andern gönnte. Marchiavelli macht in seinem Principe im 25. Kapitel die Bemerkung, daß Julius durch seinen Ungestüm zu Stande gebracht habe, was nie ein anderer Papst durch alle menschliche Klugheit ausgerichtet hätte. Der Deutsche Kaiser war so wenig von der Rechtmäßigkeit des päpstlichen Besitzes überzeugt, daß Joseph I. noch 1708 Bologna als Reichslehen in Beschlag und Besitz nehmen ließ. — Nicht besser läßt sich wohl der Erwerb von dem Herzogthum

Ferrara mit Rechtstiteln belegen; denn Clemens VIII. vereinigte dieses alte, berühmte Besitzthum des Hauses Este, 1598, als ein erledigtes Lehen mit dem Kirchenstaate, und verletzte so offenbar die Erbansprüche des Hauses Modena, daß bis zur Stunde die letzten noch aufrecht bestehen; denn der 31. Artikel des Rastatter Friedens 1714 behielt die Modenesischen Rechte auf die Herausgabe bevor; und nur die Verkettung der ultramontanischen Schlauheit mit den Europäischen Welthändeln ließ die Ansprüche bis zum jetzigen Moment unbefriedigt, welchen man wohl nicht aus der Hand lassen wird, ohne ihn zu nützen.

Commachio ließ sich der Papst ein Mal schon

vom König Pipin 754 als Bestandtheil des Exarchats schenken, und dann zwei Mal von dem Kaiser Otto IV. und den Kurfürsten 1279 bestätigen; und dennoch fand man Gründe, 1708 auch Commachio als Reichslehen in Besitz zu nehmen, welches dem Herzog von Modena zukommt, und widerrechtlich zugleich mit Ferrara diesem herauszugeben hartnäckig verweigert worden ist. Erst 1725 gelang es dem Papste, mit unerörterten Ansprüchen in den Besitz desselben zurückzukehren.

Venaissin nahm der Papst als erledigtes Lehen 1273 in Besitz, nachdem die Grafen von Toulouse durch die Uebermacht Frankreichs vernichtet worden waren.

Avignon erkaufte Papst Clemens VI. im Jahre 1348 um 80,000 Goldgulden von der Königin Johanna von Neapel als Gräfin von Provence, für ein souveraines Eigenthum. Er hätte es nie erkaufen sollen; denn es war die Kette, woran ihn Frankreich nicht allein siebenzig Jahre in Person, sondern Jahrhunderte durch Drohung des Verlustes gefangen hielt. Ludwig XV. gab es nur unter der Bedingung zurück, daß die Jesuiten aufgehoben werden sollten. Jetzt hat der Papst diese

Janitscharen, oder wie Pius VII. sie in seiner Wiedererweckungsbulle selbst nannte, Ruderer — als Bostandschi's — des Schiffleins Petri wieder aufleben lassen. Er verlöre wohl Avignon und Venaissin zum andern Male, wenn nicht die Revolutionsherren ohne Umstände am 14. Septbr. 1791 Avignon und Venaissin als einen Bestandtheil Frankreichs erklärt hätten, noch ehe der Friede von Tolentino 1797 auch noch die drei Legationen hinwegnahm. Warum hört man nicht, daß der Kardinal-Staatssekretär auch jene Grafschaften zurückbegehrt, auf die er nach dem Prinzip der Unveräußerlichkeit bei einem viel rechtlicheren Erwerbtitel gleiche Ansprüche geltend machen müßte? Was haben die drei Legationen voraus, deren Besitz selbst nach älteren Friedensschlüssen dem Papste von Rechtswegen noch bestritten geblieben ist?

Castro und Ronciglione ist auf die ungerechteste Art von der Welt zum Kirchenstaate gekommen. Innocenz X. entriß es dem herzoglichen Hause von Parma in der Mitte des 17. Jahrhunderts, weil ein Herzog beträchtliche Geldanleihen bei dem monte di pietà zu Rom schuldete. Der Infant von Spanien, dem Parma zu Theil gewor-

den, drang lebhaft auf Ersatz, und erbot sich, die geliehene Summe zu bezahlen. Frankreich hat in dem Vertrage von Pisa 1664 ausdrücklich bedungen, daß gegen Zahlung von 160,000 Pfund die Herausgabe geschehen solle. Umsonst! Der Papst hielt seinen Vergleich nicht, suchte nur Zeit zu gewinnen, und wußte 1739 einen Verzicht auf die Herausgabe des ungerechten Gutes vom Kaiser herauszulocken. — Die unglücklichen Einwohner von Castro mußten die ganze Schale des Priesterzorns ausleeren; denn als sie den Bischof, den der Papst dahin gesendet, in der Entrüstung über den an ihrem rechtmäßigen Herrn begangenen Raub erschlagen hatten, befahl Innocenz X., die Stadt von Grund aus zu zerstören, und noch liegt sie unter den Unversöhnlichen in Ruinen.

Urbino vermachte sein letzter Herzog aus dem Hause Rovere 1636 dem Römischen Stuhle. Hier ist wenigstens das äußere Recht, abgesehen von den angewandten Mitteln, unbestritten und bestimmt.

Dieß ist die kurze Erwerbungsgeschichte der Hauptbestandtheile des Kirchenstaates, einer monströsen, listigen Benennung. Die Stadt Rom selbst konnte nur durch unzählige Intriguen und Gewaltthätigkei-

ten, durch absichtlich zweideutig gefaßte Urkunden aus einer freien Kaiserstadt in eine municipale des Römischen Bischofs verwandelt werden, und von Innocenz III. an, der dieß im 13. Jahrhundert zu erlisten wußte, dauerte es noch volle drithalbhundert Jahre, bis der Papst endlich wirklich Souverain von Rom war und blieb, und sein Besitzrecht beruhete nur auf späterer konnivirender Anerkennung. Außer jenen Hauptmassen, gibt selbst ein Schriftsteller, der die Souverainitätsindustrie des heiligen Stuhles sonst mit günstigen Augen betrachtet (Spitler), und z. B. den Erwerb von Castro und Ronciglione ganz in der Ordnung zu finden scheint, die Wahrheit zu, daß kleine Gebiete der Barone mit offener, bloßer Gewalt unterjocht, und namentlich unter Papst Alexander VI., in der Absicht, seinen Bastard Nepoten des selbsterzeugten Hauses Borgia zu bereichern, Länder-Reunionen meist noch wilder und oft auch noch viel ungerechter betrieben wurden, als 180 Jahre nachher Ludwig XIV. von Frankreich sie gegen Deutschland ausübte *).

---

*) Muratori, les droits de l'Empire sur l'etat ecclesiastique, Utrecht, 1713.

Dieser kurze Ueberblick der Erwerbsgeschichte des weltlichen Regiments und Länderbesitzes zeigt wohl zur Genüge, daß Mehreres, ja das mehrste, auf dunkeln, und Bedeutendes auf sehr bestrittenen Rechten, einiges aber auf bloßem Unrechte gegründet und besessen sei; daß, Castro's und Ronciglione's nicht zu gedenken, insbesondere Commachio und Ferrara klaren Ansprüchen des Hauses Modena-Este unterliegen, und Bologna nicht viel besser erworben worden sei; daß endlich, wenn kein Europäisches Kabinet dem päpstlichen Hofe ein Ohr leihen würde, wenn er Parma und Piacenza, Toskana, Sicilien, Korsika und Sardinien zurückforderte, weil Schenkungsbriefe und Urkunden aller Art einmal dieß alles zum patrimonium S. Petri glaubig registrirten, wenn es dem Papste noch nicht einmal zu Sinne gekommen, die Grafschaften Avignon und Venaissin von Frankreich zurückzufordern, er noch viel weniger im Rechte und der Hoffnung seyn könne, die von ihm durch einen solennen Friedensschluß von Tolentino abgetretenen drei Legationen Bologna, Ferrara und Ravenna, aus dem einzigen Grunde zurück zu verlangen, weil es der Deutschen Tapferkeit gelungen, diese Länder dem Erbfeinde zu entreißen, sie vor

dem Anfalle eines nachäffenden kleinen Usurpators mit ihrem Blute zu beschirmen, und weil die Großmuth und Politik der verbündeten Souveraine sich vereinte, dem obersten Bischof ein unabhängiges Gebiet in Italien wieder einzuräumen, und, als eine Einigkeit, den Fürsten der katholischen Kirche als weltlichen Landesherrn wieder einzusetzen, damit er nicht der Mann eines Einzelnen seyn möge. Pius VII. hat, zu Venedig im Exil erwählt, am 14. März 1800 seine Regierung angetreten, und das Gebiet, was ihm der Friede von Tolentino gelassen, in sieben neue Delegationen getheilt; er hat den Sixtinischen Schatz und die 200 Millionen Franken, welche die ungerathenen Söhne der Kirche seinem Vorfahr durch die höhnendste Uebervortheilung allmälig abgepreßt hatten, verschmerzt, hatte das Kreuz von beinahe hundert Millionen Gulden Schulden auf sich genommen *), und mit seinem ehrwürdigen Muthe und apostolischer Einfachheit und Ergebung, die geschlagenen Wunden zu heilen gesucht, und gewiß schon, als er also begann, dem heil. Kollegium die Approbationsformel zugerufen: quid vobis videtur dilecti fratres? Wer im Unglücke sich sein wahres Reich, nicht von dieser Welt,

*) Pius VII. und sein Pontifikat, S. 629.

in den Herzen der Menschen zu bauen wußte, sollte auch der nicht das Glück ertragen können, ohne die Römische Erbsünde an sich zu fühlen, und die Hände nur nach mehr Land auszustrecken, was ohne Unrecht einem Andern gehören kann, nachdem es mit wenig Recht lange den Römischen Stuhl hatte tragen helfen? Sollte der Besitz eines ganzen Königreiches von etwa 550 Quadratmeilen und 1,400,000 Menschen, mit allen Elementen größerer Blüthe und Kraft bei einer bessern Regierung, als vorhin vom Vatikan ausging, ohne Getreidemonopol, ohne Nepotismus, ohne Papiergeld, schlechte Rechtspflege, Mönchthum, Industrieverachtung und Finanzpachtmißbräuche, sollte eine so reiche Dotation, womit die Großmuth der Häupter Europens den Fürsten der Kirche aufs neue ausgestattet, nachdem er alles hoffnungslos verloren, dem apostolischen Geiste Pius VII. nicht genügen? Quid vobis videtur dilecti fratres? —

14. Juni 1815. Alb. Friederich.

Anmerk. Diese Ansichten und Darstellungen werden auch dann noch von einigem Interesse seyn, wenn die Entscheidung also fallen sollte, daß dem Papste alles Abgetretene zurückgegeben würde.

5.

Beiträge zur Geschichte der Revolution von Caracas.

Von H. Poudenx und F. Mayer.

Aus dem Französischen.

Die Provinz *) Caracas war der Schauplatz zweier Verschwörungen, die darauf abzielten, das Europäische Joch abzuschütteln. Sie hatten einige Jahre vor den letzten Unruhen, die dieses Land erschütterten, Statt.

Die erste wurde von drei Staatsgefangenen, die aus Spanien in die Kerker von Guayra geschickt wurden, angesponnen; die zweite ist die des General Miranda.

Die erste wurde den 13. Juli 1797 entdeckt. Sie war auf eine bewundernswürdige Art mehrere Monate lang geheim gehalten worden. Die beiden Staatsgefangenen, die sie leiteten, waren Cortes Campomanes und Picornel, zwei Europäer,

---

*) Generalkapitainerie.

angeklagt, Karl IV. nach dem Leben getrachtet zu haben. Diese Männer verbanden mit einer großen Verstellungskunst die feurige Lebhaftigkeit aller revolutionären Köpfe. Die vorzüglichsten Mitwirker, die sich in dieß Unternehmen verwickelt hatten, waren die Kreolen Joseph Maria España und ein gewisser Gual, Hauptmann von den Linientruppen, der sich vom Dienst zurückgezogen hatte. Die Staatsgefangenen bauten im Anfange auf den glücklichen Ausgang der Verschwörung. Als sie aber sahen, daß die Begeisterung erkaltete, so richteten sie ihr ganzes Augenmerk auf die Mittel, dem Schwerte der Gerechtigkeit zu entgehen. Durch ihr einnehmendes Wesen und kluges Benehmen hatten sie viele Kreolen an sich gezogen, und da sie sich einen zahlreichen Anhang unter den verschiedenen Klassen der Gesellschaft verschafft, überredeten sie ihre Anhänger, daß ihre Gegenwart in den Provinzen von großem Nutzen seyn würde, um den glücklichen Ausgang des Aufstandes zu unterstützen. Dieß war die Ursache, welche ihre Entweichung erleichterte, um so mehr, da ihre Wächter zugleich ihre vorzüglichsten Bewunderer waren. Es gelang ihnen, zu entkommen; anstatt aber zu handeln, hielten sie sich

verborgen. Es vergingen zwei Monate, ohne daß irgend ein Versuch von ihrer Seite gemacht wurde; und die Lauheit der meisten Theilnehmer an der Verschwörung, war offenbar ein Beweis von Reue darüber, daß sie sich in eine geheime Verbindung, die ihnen sehr verderblich werden konnte, eingelassen hatten. Der Mangel eines allgemeinen Entschlusses zeigte den Haupttheilnehmern, daß es Zeit sei, auf ihre Sicherheit zu denken. Sie wendeten vor, daß es, um Unterstützung zu erhalten, unumgänglich nothwendig sei, sich mit den Engländern in Verbindung zu setzen. Man erleichterte ihnen die Mittel zur Abreise, und zwei von ihnen zeigten sich im Laufe der Revolution nur erst im Jahre 1811 wieder. Alles wurde entdeckt, allein die Rädelsführer waren schon verschwunden. Zwei und siebenzig Personen wurden für mitschuldig befunden *), sieben

*) Der König Karl IV., dessen Milde bekannt ist, schickte, als er von dieser Verschwörung unterrichtet worden war, an die Audienz von Caracas einen geheimen Befehl, in dem er ihr empfahl, Blut zu schonen. Dieser Befehl setzte dem Verfahren der Audienz Schranken, und sie ging von dem System der Strenge, das sie im Anfange angenommen hatte, ab; so fielen weit weniger Schlachtopfer. A. d. Verf.

wurden zum Tode verurtheilt — Gual, der unter dieser Zahl war, starb unvermuthet zu Trinidad — drei und dreißig wurden auf mehrere Jahre zu den Galeeren oder zu gewöhnlicher Gefängnißstrafe verdammt; zwei und dreißig, gegen welche man nur leichte Beweise hatte, wurden nach Europa geschickt und der Willkür des Königs überlassen; sie wurden frei gegeben, mußten aber schwören, nicht wieder in die Generalkapitainerie zurückzukehren. Der König versprach ihnen, sie in Spanien in denselben Graden anzustellen, die sie in Amerika bekleidet hatten.

Die Langsamkeit, welche die Tribunale bei der Leitung dieser Untersuchung beobachteten, war die Ursache, daß man zu glauben anfing, es sei eine Amnestie bewilligt worden. Joseph Maria España, der zur Zeit der Verhaftungen entflohen war, kehrte, durch diesen Anschein verführt, in den Schooß seiner Familie zurück. Der neue Generalkapitain, Don Manuel de Guevara Vasconcellos, ließ ihn, als er seine Rückkehr erfuhr, verhaften, und ohne weiter auf das allgemein sich verbreitende Gerücht, daß die Provinz sich empören werde, im Fall man diesem Verschwornen nach dem Leben stehe,

Rücksicht zu nehmen, ließ er ihn am 8. Mai 1799 hinrichten. Seine Hinrichtung hatte ohne irgend einen Aufstand und ohne das geringste Zeichen von Mißbilligung Statt.

So endete dieser erste Anschlag zur Unabhängigkeit, der von gebornen Spaniern angesponnen worden war.

Einer der Menschen, die oft zum Unglück der Völker erscheinen, machte einen zweiten Versuch, dieses Land in Aufruhr zu setzen. Dieß war Don Francisco de Miranda, ein geborner Kreole aus Coro. Er hatte die Sucht, sich berühmt zu machen, er war ein geistvoller Mann von Natur und besaß große Kenntnisse, die er sich während eines langen Aufenthaltes in verschiedenen Ländern Europa's erworben hatte. Sein Körperbau war kräftig, und er verband mit einem alles Maß überschreitenden Ehrgeiz viel Geschmeidigkeit und einen ränkevollen Geist. Allein die Eigenschaften, die einen großen Mann bilden und den glücklichen Ausgang kühner Unternehmungen sichern, gingen ihm ab. Er hatte keine Festigkeit und keinen Muth. In seiner Jugend spielte er in Rußland eine Rolle und wurde in Frankreich in den ersten Jahren der Revolution

gebraucht. Die Händel, welche ihm durch die Familien Mantuanes zugezogen worden waren, hatten ihn genöthigt, sein Vaterland zu verlassen; immerwährend nährte er in seinem Herzen die brennende Begierde, sich zu rächen, und diese war in Verbindung mit einigen lobenswerthen Beweggründen ohne allen Zweifel die Ursache der Versuche, die er unternahm, sein Vaterland unabhängig zu machen. Wir werden in dem Fortgange dieser Schrift die Geschichte seines politischen Benehmens kennen lernen, bis zu dem Zeitpunkte, wo er mit dem Spanischen General Monteverde eine Kapitulation abschloß, die seinen abenteuerlichen Unternehmungen ein Ziel setzte und ihn der Rache der Spanier überlieferte.

Er hielt sich seit langer Zeit in England als Flüchtling auf, und als im J. 1806 diese Macht mit Spanien in Krieg verwickelt wurde, faßte er den Entschluß, sein Vaterland zum Aufstand zu reitzen. Er begab sich in die Vereinigten Staaten, wo er mit Hülfe eines verführerischen Vortrags mehrere Personen von angesehenen Familien, und eine große Anzahl von Abenteurern, die vor Begierde brannten, sich zu bereichern und auszuzeichnen, auf seine Seite zog.

Da er Einverständnisse mit seinem Vaterlande unterhalten hatte, so rechnete er auf die Unterstüzzung seiner Freunde; aber die Wachsamkeit des Generalkapitain, verbunden mit den Nachrichten, die er aus den Französischen Kolonien erhielt, machten seinen tollkühnen Plan scheitern. Eine Menge seiner Gefährten sahen sich in ihrem Zutrauen betrogen, sie wurden in dem Augenblicke ihrer Ausschiffung ergriffen und gehangen; mehrere wurden in die Kerker geworfen, wo sie lange geseufzet haben; andere endlich in die Minen geschickt.

Miranda wurde von den Englischen Befehlshabern der Westindischen Inseln unterstützt, und verdankte seine Rettung einer schimpflichen und schnellen Flucht; er überließ seine unglücklichen Mitschuldigen der ganzen Strenge der Gesetze.

Er zog sich nun nach Trinidad zurück, und von da nach England, wo er bis zu dem Ausbruche der letzten Revolution von Caracas von der Regierung eine Pension genoß.

Die Unruhen in der königlichen Famlie von Spanien führten die Ereignisse von Arranjuez herbei. Sie äußerten einen verderblichen Einfluß auf Amerika, indem sie die Keime der Spaltung unter den

Stellvertretern des Mutterstaates verbreiteten. Die Ernennung Murat's zum Statthalter des Königreichs war dem Spanischen Ansehen ebenfalls sehr nachtheilig. Die Depeschen des Statthalters wurden mit scheelen Augen empfangen; die Abdikation von Bayonne, die kurze Zeit darauf erfolgte, und die Einführung einer fremden Dynastie, brachten in der neuen Welt allgemeine Bestürzung hervor, und indem sie in allen Theilen der Monarchie Zweifel und Ungewißheit erregten, veranlaßten sie mehrere derselben, auf ihre Sicherheit zu denken.

Die Völker der Provinz Caracas wiesen, in den ersten Augenblicken von einer edlen Vorliebe für die gefangene königliche Familie begeistert, die Abgesandten des Königs Joseph mit Verachtung zurück.

Der Generalkapitain Emparan, ein Mann von einem furchtsamen Charakter, wußte in diesem Zeitpunkte keine feste Entschließung zu fassen, die, indem sie die Gemüther im Zaume gehalten hätte, sie zugleich würde abgehalten haben, über die leichten Mittel, die sich ihnen zur Abwerfung des Spanischen Joches darboten, nachzudenken; und seine Unentschlossenheit war eine der Ursachen, welche diese Provinzen zur Insurrektion fortrissen.

Spanien bot, in mehrere Parteien getheilt, ein Gemälde der fürchterlichsten Unordnung dar. Indeß vereinigten sich in einem Theile der Halbinsel die vorzüglichsten Köpfe, die an Ferdinand VII. hingen. Es bildete sich die Central-Junta; sie begab sich nach Sevilla und von da nach Cadix, dem letzten Bollwerk der Spanischen Freiheit. Sie übernahm die Verwaltung der Theile von Spanien, die der Bothmäßigkeit Joseph's noch nicht unterworfen waren, und setzte sich mit den Kolonien in Verbindung.

Die Provinz Caracas ahmte im J. 1808 dem Beispiele des Mutterstaates nach; sie bildete Provinzial-Junten, und Caracas wurde der Sitz einer Central-Junta *); diese übernahm die Sicherheit der unter ihrer Gerichtsbarkeit stehenden Provinzen.

Der Generalkapitain fand sich durch diese Maßregel, die gegen seine Beistimmung und ohne Bestätigung der Spanischen Regierung ergriffen worden war, beleidigt, und verhinderte die Errichtung dieser Junta; anstatt aber die Gährung der Gemüther

*) Der erste Entwurf zu dieser Junta wurde von dem Cabildo, einer Versammlung von Municipalbeamten, gemacht.

durch sanfte Ueberredung zu beschwichtigen, reizte er sie vielmehr noch auf durch eine an die Audienz erlassene Erklärung, in welcher er diesem Kollegium andeutete, daß es in der Generalkapitainerie keinen andern Willen, als den seinigen, gebe. Er ergriff diese Maßregel in Folge der Befehle der Central-Junta von Spanien, die auf die Sicherheit des Königreichs bedacht seyn, zugleich aber auch die Obergewalt des Mutterstaates in den Kolonien beibehalten wollte. Zusammenkünfte des Volks, von denen man bisher nie ein Beispiel gesehen hatte, ließen dem Generalkapitain verderbliche Folgen für die Europäische Regierung befürchten. Manche willkürliche Handlungen, die Verbannung mehrerer angesehenen Personen, reitzten die Gemüther noch völlig gegen ihn auf, und so ließ er unvermerkt die oberste Gewalt aus den Händen gehen. Er handelte mit Strenge zu einer Zeit, wo er nur Mäßigung, verbunden mit Festigkeit, hätte zeigen sollen, und die verschiedenen Fehler, die er beging, führten die Ereignisse vom grünen Donnerstage, dem 19. April 1810, herbei.

An diesem Tage versammelte sich das Volk vor seinem Pallast; der Generalkapitain zeigte Furcht und

Unschlüssigkeit, ob er gleich die Mittel in den Händen hatte, den Geist des Ungehorsams zu dämpfen. Der Cabildo war versammelt, er erschien an einem Fenster des Saals, und hatte die Schwäche, das Volk zu fragen, ob es ihn noch ferner zum Gouverneur haben wolle. Dieses, angeführt von einem Arzt, Namens Villareal, und einem Mulatten, Arrevalo, antwortete: nein! Mehreren Männern, den Urhebern dieser Bewegung *), die auch in dem Verfolg der Revolution noch eine Rolle spielen werden, gelang es, den Gouverneur zu täuschen, indem sie ihn glauben machten, es könnte sein Leben kosten, im Fall er sich widersetzte. Sie nöthigten ihm den Befehl zur Uebergabe des Forts und der festen Plätze ab, und nachdem sie die Maske hatten fallen lassen, bemächtigten sich Arrevalo und Mariano Mon-

*) Unter der Zahl derer, die diese Volksbewegung leiteten, bemerken wir den Kanonikus Jose-Cortes Madariaga, gebürtig aus Chili; den Doktor der Rechte, Juan-German Roscio, den Dr. Sanz und mehrere Häupter vornehmer Familien, von denen die angesehensten die der Familien del Toro, Montilla, Rivas, Tovar und Ustariz sind.

A. d. Verf.

tilla, von einigen andern unterstützt, seiner Person; kurze Zeit darauf nöthigte man ihn, sich einzuschiffen. So ging durch die Schwäche dieses Mannes, dem alle Mittel, die Ruhe des Landes zu erhalten, zu Gebote standen, diese schöne Provinz für Spanien verloren.

Die Central-Junta von Caracas befand sich, durch diesen Vorgang, im Besitz der Regierung. Die Städte Maracaïbo, Coro und die Provinz Guiana, weigerten sich, ihre Obergewalt anzuerkennen; indeß übte sie ihre Macht im Namen Ferdinand VII. aus, dessen Rechte sie anerkannte, und sie hatte noch nicht die Absicht gezeigt, die politischen Bande, die sie an Spanien knüpften, zu zerreißen. Die Junta faßte den Entschluß, Coro zum Gehorsam zurückzuführen, und ordnete zu diesem Zweck eine Expedition gegen diese Stadt an. Der Befehl wurde dem Marquis Francisco del Toro übertragen; aber dieser Mann, dem es an den nöthigen Talenten zu einem Befehlshaber gebrach, verlor, nach seiner Ankunft vor der Stadt, die Zeit mit unnützen Zerstreuungen, und da er keine Maßregel ergriff, den Angriffen des Feindes Widerstand zu leisten, so wurde sein Vorhaben durch

die kräftigen Ausfälle aus dem Platze vereitelt. Auf der Flucht verlor er seine Bagage und Papiere; er kehrte nach Caracas mit der Hälfte seiner Armee zurück, die andere Hälfte war mehr durch den Einfluß des Klimas als durch die Wirkung des Kriegs umgekommen; und diese Stadt ist seitdem nicht unterworfen worden.

Eben so machte man Anstrengungen, um Guiana zu unterwerfen; allein sie waren vergebens, da es an Munition und der nöthigen Unterstützung zu einer solchen Unternehmung fehlte.

Mittlerweile erließ die Junta mehrere wichtige Dekrete, die dem Gesetzbuche von Indien entgegen waren, und von denen folgende die merkwürdigsten sind:

1. Die freien farbigen Leute sollen die nämlichen Rechte, als die Weißen, genießen.

2. Der Zehente soll vermindert werden.

3. Der Sklavenhandel ist abgeschafft.

4. Die Indianer sind von dem Rechte, Tribut zu zahlen, frei gesprochen.

5. Die Regierung erkennt die Freiheit der Presse an; aber sie behält sich bei Vorfällen, wo es ihr nöthig scheint, die obrigkeitliche Censur vor.

Man hatte sich geschmeichelt, Maracaibo, ohne

gewaltsame Mittel, zur Unterwerfung zu bringen; in dieser Absicht sendete man zwei Beauftragte dahin ab, welche versuchen sollten, die Unruhen zu Gunsten von Caracas zu unterhalten. Allein Millares, der Gouverneur dieses Platzes, ließ sie verhaften und schickte sie in Ketten an den Gouverneur von Poto-Rico.

Miranda sollte abermals in den geschichtlichen Jahrbüchern dieses unglücklichen Landes eine Rolle spielen. Mehrere Menschen glaubten, daß man eines Tages seiner militärischen und politischen Kenntnisse bedürfen könne; andere, die ihn besser kannten, widersetzten sich kräftig seiner Zurückberufung, aber die Mehrzahl war ihm günstig, und die Junta beschloß, eine Deputation, die aus Simon Bolivar und Lopez Mendez bestand, an ihn abzusenden, mit dem Auftrag, ihn zur Rückkehr nach Caracas zu bewegen.

Wir wollen zugleich bemerken, daß alle diejenigen, welche sich seiner Rückkehr widersetzten, vorzüglich zu den Familien Mantuanes gehörten, über die sich Miranda zu beklagen gehabt hatte.

Der Bischofssitz war erledigt. Die Spanische Regierung ernannte hierzu Don Narciso-Colly Prat, einen Katalonier. Er war bei der ersten Vertheidigung von Taragona als Militär wirksam gewe-

sen. Bei seiner Ankunft zu Guayra wurde er von einer Kommission der Junta begrüßt. Sie hatte zugleich den Auftrag, ihn von der neuen Ordnung der Dinge zu unterrichten; sie machte ihn daher mit dem Dekret in Bezug auf die Verminderung des Zehenten bekannt, und that ihm zu wissen, daß sich seine Einkünfte, die sich sonst auf 60,000 Gourdes beliefen, beträchtlich vermindert hätten. Er erwiederte auf eine sehr geschickte Art, sein Reich sei nicht von dieser Welt, und trat seine Amtsverrichtungen an, indem er sich das Ansehen gab, als finde er Gefallen an den in diesem Lande gemachten Neuerungen.

Ungefähr um diese Zeit kam auch Miranda. Einer seiner ersten Vorschläge, die er der Regierung machte, betraf die Errichtung einer patriotischen Gesellschaft. Mehrere Mitglieder der Familien Mantuanes, die ihm entgegen waren, empfanden sehr bald die Wirkungen seiner Ränke. Sie hatten das Dekret in Bezug auf die farbigen Leute mit Mißvergnügen betrachtet, und die Unvorsichtigkeit gehabt, ihre Unzufriedenheit nicht zu verbergen. Miranda ergriff diese Gelegenheit, um die farbigen Leute an sich zu ziehen, und wußte mit vieler Geschicklichkeit die Uneinigkeit zwischen den verschiedenen Kasten zu

nähren, um seinen Einfluß desto sicherer zu verbreiten.

Die Errichtung der patriotischen Gesellschaft erleichterte ihm die Mittel, die Gemüther des niedern Volks zu erhitzen, und seine Reden in Verbindung mit dem Geschrei einiger seiner Ergebenen trugen zum Gelingen seiner Plane bei. Er ließ keine Gelegenheit vorüber gehen, seine Gegner bei dem Pöbel verhaßt zu machen. Da er wohl fühlte, welche Vortheile ihm die geistliche Gewalt verschaffen könnte, so war er darauf bedacht, dem Erzbischof und der Geistlichkeit auf eine feine Art zu schmeicheln, und indem er die unbesonnene Aufführung der vornehmen Familien zu seinem Vortheile benutzte, so bildeten sich zahlreiche Anhänger, vorzüglich unter denen, die über den Hochmuth der Mantuanes mißvergnügt waren. Seitdem entstanden zwei von einander sehr verschiedene Parteien, die Partei Miranda's und die des hohen Adels. Letztere aber trug die Keime der Zwietracht in sich, und die ehrgeizigen Absichten einiger der vorzüglichsten Familien begünstigten, ohne es zu wollen, die Unternehmungen Miranda's. Die Toro, die Tovar, Montilla, Ustariz, Ri-

vas wollten zu den ersten Aemtern aufsteigen und suchten sich gegenseitig auszustechen.

Die Partei, welche noch an der Regierung des Mutterlandes hing, beobachtete Stillschweigen und arbeitete insgeheim in dem Geiste der Regentschaft, die unlängst an die Stelle der Central-Junta von Spanien eingesetzt worden war.

Die Regentschaft, von der Zurücksendung des Generalkapitains unterrichtet, fürchtete nicht ohne Grund die Trennung dieser Kolonie; und da ihr hinreichende Mittel, sie mit Gewalt zurückzuführen, fehlten, so suchte sie diese durch Klugheit zu ersetzen.

Ein Kreole, mit Namen Montenegro, der zu einer ausgezeichneten Familie gehörte, langte ungefähr um dieselbe Zeit, als der Erzbischof von Caracas, aus Spanien an. Da er von der Regentschaft in der Rolle, die er spielen sollte, unterrichtet war, so wußte er, vermittelst seiner Eigenschaft als Kreole, das Zutrauen der herrschenden Partei zu gewinnen. Er bekam die zweite Stelle in der Kriegsverwaltung, und da er unvermerkt in die Plane des neuen Gouvernements eindrang, so gelang es ihm, sich von ihren Absichten vollkommen zu unterrichten. In einem Augenblick, wo man es am wenigsten vermuthete, reiste

er mit einem erdichteten Befehle ab, indem er vorgab, er sei vom Staate mit einer geheimen Sendung beauftragt. Auf eben diese Weise wußte er sich eine sehr beträchtliche Summe zu Guayra zu verschaffen; so vollbrachte er die Sendung, mit der er beauftragt worden war. Bei seiner Ankunft in Curaçao gestand er dem Kapitain der Goelette, die ihn dahin gebracht hatte, daß er die Regierung von Caracas zum Besten gehabt hätte.

Cortavatia, der von der Regentschaft in Spanien beauftragt war, die militärischen und politischen Operationen gegen die neue Regierung der Provinz Caracas zu leiten, war zu Porto Rico angekommen; er begab sich zu dem Gouverneur Melendez, und sie beschlossen, die Befehle, die sie erhalten hatten, in Ausführung zu setzen.

Melendez fing die ersten Feindseligkeiten gegen Caracas an, indem er sich 100,000 Gourdes, die der öffentlichen Kasse dieser Provinz gehörten, bemächtigte; diese Summe war, in Wechselbriefen auf London, mit dem Schiffe Ferdinand VII. gesendet und zum Einkauf von Waffen und Militäreffekten bestimmt. Diese Effekten waren in Philadelphia

eingehandelt und ihr Ertrag kam in die Kassen des Gouvernements von Porto Rico.

Melendez und Cortavaria erklärten alle, sich in der Gewalt der neuen Regierung befindliche, Häfen der Generalkapitainerie in Blokadestand. Der Fregattenkapitain Arrias, der die Cornelia kommandirte, und mehrere kleine Kriegsfahrzeuge unter seinem Befehle hatte, wurde beauftragt, den Handel dieser Provinz zu beunruhigen. Ihre unter Spanischer Flagge segelnden Schiffe wurden genommen, ihre Seeleute mit der größten Strenge behandelt, und man gab ihnen die gehässigen Namen Rebellen und Insurgenten. Am Bord der Cornelia befanden sich die ehemaligen Gouverneurs von Cumana und Margarita. Sie suchten sich mit den Anhängern, die sie noch in den verschiedenen Provinzen haben mochten, in Verbindung zu setzen, und arbeiteten dahin, das Volk zu empören, obgleich die Junta von Caraças noch im Namen Ferdinand VII. regierte. Es fielen der Regierung mehrere Briefe in die Hände, wodurch sie die gegen sie angesponnenen Ränke kennen lernte. Diese geheimen Umtriebe, verbunden mit den willkürlichen Handlungen, die sich die Agenten der Regentschaft gegen eine Regierung herausnahm,

die im Namen eines gemeinschaftlichen Königs verfuhr, brachten die Kreolen auf, und wurden die Ursache der Unabhängigkeitsurkunde vom 5. Juli 1811.

Seit den Ereignissen vom 19. April 1810 bis zu dieser Epoche hatten die beiden Partien ein ihrem Interesse entgegengesetztes Betragen beobachtet. Die Spanische Partei verfuhr mit Heftigkeit, die Partei der Kreolen ging schwankend zu Werke, und ihr Benehmen deutete an, daß die Mehrzahl der Meinungen der Unabhängigkeit noch nicht günstig war. Die Regierung des Mutterlandes handelte mit Unvorsichtigkeit, und zwang die Junta zu der Erklärung vom 5. Juli 1811 *).

Die Beweggründe zu dieser Erklärung gründeten sich auf folgende Thatsachen:

1. Daß die Anordnungen des Indischen Codex **)

---

*) Die Flagge Ferdinand VII. wurde durch eine rothe, grüne und blaue ersetzt; in dem obern Winkel sah man einen Indianer, umgeben mit den Attributen der Freiheit und des Handels.

Die Unabhängigkeitsurkunde wurde von dem Präsidenten der Junta, Rodriguez-Dominguez, einem Kreolen, und dem Regierungssekretair Francisco Isnardi, einem Spanier, unterzeichnet.

**) Nach dem ersten Gesetze des Indischen Codex

durch den zu Basel am 15. Juli 1795 eingegangenen Vertrag verletzt worden seien.

2. Auf die Abdikation von Bayonne.

3. Auf die schlechten Behandlungen, denen die Kreolen ausgesetzt seien.

4. Auf die politische und moralische Knechtschaft, in der sich die Regierung von Spanien befinde.

Ein Jeder mag nun selbst beurtheilen, ob diese Ursachen gegründet waren. Unsere Pflicht ist es, die Thatsachen zu berichten, ohne uns in Erörterungen darüber einzulassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

6.

Parallelen.

Ludwig XVIII. kann einer Reflexion nicht entgehen, welche Machiavelli über den, nach langen revolutionären Stürmen zum Oberhaupte von Florenz berufenen, Pietro Soderini in seinen Discorsi macht *). „Er machte sich die eitle Hoff-

---

darf kein Theil der Spanischen Besitzungen der neuen Welt einer fremden Regierung überlassen werden.

*) Rehbergs Uebersetzung.

nung, alle gährende Stoffe im Staate durch Geduld und Güte zu beruhigen, die Feindschaften mit Wohlthaten auszulöschen, und die Republik dadurch zu befestigen, daß er selbst das Beispiel gab, die Gesetze nie zu übertreten. Ein solcher Charakter kann nicht verfehlen, die allgemeinste Hochachtung zu erregen: er wird sogar von den Feinden der öffentlichen Ruhe gepriesen — von diesen aber eigentlich, weil seine Tugenden ihnen selbst ihr Spiel erleichtern." Und in einem Epigramme läßt Machiavelli der armen Seele des verstorbenen Soderini von Pluto zurufen: „Thörichter Geist, was willst du in der Hölle? Geh du zum unschuldigen Kinderteich!"

Gleich treffend ist auf den Unterschied vom Französischen zu dem wahren Republikanismus anwendbar, was er in einer Parallele des alten Roms mit dem Florenz seiner Zeit, in seiner Geschichte dieses Staates, sagt. „Die innern Uneinigkeiten, welche in Rom Wetteifer und Streit erregten, sind in Florenz sehr früh in Faktionen und innern Krieg ausgeartet. In Rom veranlaßten sie neue Gesetze, um abzuhelfen; in Florenz endigten sie allemal mit Mord und Verbannung angesehener Bürger. In Rom dienten sie dazu, daß einzelne große Häupter

sich erhoben; in Florenz haben sie alles gleich gemacht. In Rom wollte das Volk der größten Ehren theilhaftig werden; in Florenz wollte es ausschließlich herrschen. In Rom wurden die Niedergebornen immer edler und fähiger, Stellen zu bekleiden, durch ihre Kraft und Talente ward der Staat groß; in Florenz wurden die Edeln aus den öffentlichen Aemtern vertrieben, und mußten dem niedrigen Volke gleich werden, um zu jenen zu gelangen. Die edeln Eigenschaften, wodurch die Männer aus dem Volke in Rom den Edelgebornen gleich zu werden trachteten, wurden in Florenz auch im Adel ausgelöscht. So ward der Staat immer niedriger und verächtlicher. So wie Rom durch den Uebermuth der Bürger dahin gerieth, daß es nicht mehr ohne einen Herrn bestehen konnte, so kam es mit Florenz dahin, daß jede Verfassung durch eine geschickte Hand aufgedrungen werden konnte." —

Ist es nicht, als schriebe der geistvolle Florentiner die Geschichte unserer Tage? So wahr und dauernd bleibt, was einmal der Blick des Menschenbeobachters, was jener mehr als einer gewesen, aus der Tiefe der Menschenseele zu Tage gefördert hat. Und unsere Fürsten könnten bloße Geschäftsuhrwerke

höher halten, als die, so noch mehr können, als den bürgerlichen Tag reguliren!

Alb. Friederich.

7.

Die Schlacht von Belle-Alliance.

Kaum darf man sich getrauen, in dem Gefühle der Ueberraschung, welche der Ausgang des viertägigen Kampfes, in den so oft mit Menschenblut getränkten Gefilden der Niederlande, auch bei dem, der die größten Hoffnungen hegte, noch nach Wochen rege hält, öffentlich ein Wort über dieses merkwürdige Ereigniß zu sprechen. Es gibt in der neueren und neuesten Kriegsgeschichte nichts, was damit zu vergleichen wäre. Das schrecklichste Unglück, welches die Französischen Heere im Siegesrausch je über ihre Feinde brachten, sagen wir es, der Tag von Jena und Auerstädt, das, was in früheren Zeiten sie selbst zu erleiden hatten, bei Poitiers, Azincourt, bei Höchstedt und Roßbach, kommt der schmäligen Flucht von Belle-Alliance auch nur entfernt bei. Es kann der Verstand es nicht begreifen, wie es möglich war, daß eine Armee von Kerntruppen, die mehrere Tage

mit großer Tapferkeit und Ausdauer focht, in wenig Stunden zermalmt werden konnte, wie noch keine, da ihr doch der Rückzug nach ihren nahen Grenzen und hinter ihre Festungen keineswegs abgeschnitten war. Als ein zweites Gottesgericht, wie das in Rußland, von dem das eitle Volk nicht gedemüthigt wurde, müssen wir es betrachten, ohne den Tapfern, die das Werkzeug der Vorsehung waren, ihren Ruhm darum verkürzen zu wollen. Dieser Gedanke muß uns genügen, bis die freudige Erschütterung des Gemüths, die auch den Besonnensten ergreift, wenn er über dieß merkwürdige Ereigniß nachzudenken versucht, in leisere Wallungen übergeht, und es ihm gelingt, mit Hülfe mehrerer Aufklärung und deutlicherer Berichte, den menschlichen Maßstab anzulegen und die Ursachen zu den Wirkungen zu erforschen. Wir gestehen, daß wir es noch nicht vermögen, so gerne wir, unserer Gewohnheit nach, es versucht hätten. Es soll jedoch in dieser Zeitschrift, in der seit so vielen Jahren die merkwürdigsten Begebenheiten aufgezeichnet sind, nicht an einer ausführlichen Darstellung der außerordentlichen Monatshälfte, welche wir erlebten, fehlen, sobald Zeit und Umstände es gestatten.

So viel erhellt aber schon aus dem Ganzen, daß diejenigen, welche von Anfang an von den neuen Anstrengungen Bonaparte's und Frankreichs überhaupt gegen die Macht der Verbündeten nichts Nachtheiliges befürchteten, sich in keiner Hinsicht irrten. Denn selbst, wenn Bonaparte's Absicht in den Niederlanden völlig gelungen wäre, wenn er Blücher hinter die Maas und Wellington hinter die Niederschelde zurückgedrängt hätte, mußte doch der Feldzug unglücklich für ihn enden.

Die Hauptmacht der Alliirten drang indeß vom Oberrhein und aus der Schweiz unaufhaltsam in das Herz von Frankreich und gegen die Hauptstadt vor, und je weiter Bonaparte sich von dieser gegen Norden und Nordwesten entfernte, um so gefährlicher wurde seine Lage. Uberhaupt war seine Offensive gegen die Niederlande nicht in dem Geiste eines vollendeten Feldherrn, sondern ganz in dem seinigen, ein wüthendes Zuschlagen mit Vernachlässigung auch der aller nothwendigsten Vorsichtsmaßregeln, die sich ehemals der Anführer auch des kleinsten Korps nicht hätte zu Schulden kommen lassen. Umsonst gibt man vor, er habe durch einen auffallenden Schlag wieder imponiren wollen. Die Zeit des Imponirens war längst vorbei; das hätte ihn die Erfahrung lehren müssen. Es hatte die Besitznahme von Moskau, es hatten die Schlachten von Lützen und Bautzen, es hatte der Unfall bei Dresden, es hatte sein vorgebliches Maifeld nicht mehr imponirt. Der falsche Nimbus, mit dem ihn die Fehler und Schwächen seiner Gegner so lange umstralt ließen, war längst verschwunden, und er mußte früher oder später zu Grunde gehen.

So anziehend nun aber auch die kurze Vergangenheit für den forschenden Beobachter seyn muß, so wird seine Aufmerksamkeit auf die nächste Zukunft doch nicht minder rege gehalten. Was wird, was soll aus Frankreich werden? Gestehe es sich ein Jeder, der mit sich oder Andern unbefangen zu Rathe geht, daß diese Frage nicht leicht zu beantworten ist. Denn liegt es in dem Interesse aller gegen Frankreich verbündeten Mächte, durch Abreißung der Grenzprovinzen und Festungen, welches doch zur endlichen Sicherung Deutschlands und des neuen Königreichs der

Niederlande höchst nothwendig ist, in ein Verhältniß zu versetzen, daß es in dem künftigen Europäischen Staatensystem von keiner Wichtigkeit mehr sei? Wird das vorige Verhältniß aufrecht erhalten werden, und man sich der Gefahr aussetzen, bei neuen Revolutionen, die auch ohne einen Bonaparte entstehen können, so lange die Parteien in Frankreich nicht aufrichtig mit einander verbunden sind, neue Anstrengungen machen zu müssen? Die Proklamation Ludwigs XVIII. aus Cambray vom 28. Juni läßt freilich vieles für die künftige Ruhe Frankreichs hoffen, allein wird er künftig mehr, als sonst die Kraft haben, seine Versprechungen zu erfüllen? Schwerlich wird in der gegenwärtigen Generation die Scheidewand, welche die, die den Hof bilden, und keine Fähigkeiten besitzen, und die, die mit ihren Talenten dem Staate dienen sollen, trennt, weggeräumt werden können. Und so bleibt für die Politik immer die schwere Wechselwahl, entweder Frankreich aus der Zahl der Mächte vom ersten Range auszuschließen, oder durch Beibehaltung der vorigen Verhältnisse, Europa in einem Zustande der Ungewißheit zu lassen. Denn in der Macht der Alliirten steht es jetzt, das künftige Schicksal Frankreichs zu entscheiden. Die Franzosen sind überwunden, wie je ein Volk es wurde. Alles was von ehemaligem Kriegsruhm ihnen geblieben seyn mochte, haben Blücher und Wellington ihnen in der Schlacht von Belle-Alliance blutig entrissen. Das best geordnete Land wäre nach einer solchen Schlacht dem Abgrunde nahe geführt worden, die Franzosen müssen, will man ihnen den letzten Stoß versetzen, darin versinken.

Buchhändlers-Anzeigen.

Nieder-Elbischer Merkur, I—IV.

Hamburg, bei S. W. Wörmer.

364 S. kl. 8. (Preis 3 Mk. 7 ßl.)

Es sind nun 2 Monate, daß diese Wochenschrift ihren Anfang genommen. Schon bey den ersten Nummern derselben, die zum Mahlzeichen die ehrwürdige Inschrift unsers Deichthors, innerer Seite:

„Die Freyheit, auf sie vererbt von den Vätern,
„strebe die Nachkommenschaft würdig zu be-
„wahren,"

führt, und mit F. L. Stolbergs herrlicher Ode: Deutschlands Beruf, anhebt, spürten wir in uns die Neigung, es öffentlich zu sagen, was hier zu finden sei. Der zweite Aufsatz des 1sten Hefts verkündigt es: es soll „auf die beste Gesinnung, so wie helle und volle „Ein- und Ansicht, für des Vaterlandes all-„gemeine Angelegenheiten gewirkt werden;" es wird daselbst aufgestellt als allgemeiner Wunsch eines jeden Deutschen: „eine Verfassung, die den Deut-„schen sichere Vereinigungspunkte biete: nach „außen zum Widerstande gegen Gewalt und „Unterdrückung; nach innen, zur Förderung jedes „Menschenwohls, und zur immer höhern Ausbildung „des gesellschaftlichen Vereins." Und so drückt sich auch ein dem 6ten Heft vorgesetztes Wort über den Zweck des Ganzen aus: es sei, die Aufmerksamkeit auf Angelegenheiten zu heften, deren Mittelpunkt die Freiheit und Sicherung des Vaterlandes,

sowohl im Innern als gegen Außen; dazu wolle der Herausgeber jede echte Regung Deutschen Geistes und Gemüthes auffassen und sammeln, so weit sein Kreis reiche.

Indem wir nun unsere Betrachtung dahin gewendet, ob auch jene Aufgabe hier in wahrer guter Gesinnung und nach Weise Deutscher Bildung wirklich gelöset sei, haben wir folgende Gesichtspunkte gewonnen:

1. Anregungen und Kräftigungen des Hasses gegen das Böse, welches in unserer Zeit als Gottlosigkeit, Lüge, Tyrannei und Barbarei, durch Bonaparte sich in höchster Unverschämtheit ausgesprochen. — 2. Warnungen, vor dem Irrthum, daß dieß Böse durch den bloßen Sturz Bonaparte's vertilgt seyn werde. — 3. Beweise, daß B. nur Blüthe und Frucht sei einer bösen Wurzel, die ihre Zweige durch das ganze Französische Volk, ja noch weiter, geschlungen; und daß uns neue Gefahr drohe, durch die jetzt laut werdenden Bemühungen, die Franzosen von der schädlichsten aller Verräthereien weiß zu waschen. — Ueber diese drei so genau zusammenhängenden Gegenstände handelt, nebst den Auszügen aus dem Rheinischen Merkur, besonders der Aufsatz des 6ten Heftes: Die Neufranken im Sieb, dessen geist- und kraftvoller Verfasser in seiner Eigenthümlichkeit fast nicht zu verkennen ist.

4. Deutsche Wahrhaftigkeit und Bewaffnung. Dahin gehörige Verordnungen und Nachrichten, besonders ein unterrichtender Aufsatz, das Hamburgische Bürger-Militair betreffend, im 2ten Heft. Im 3ten Erneuerung des Hansebundes, durch den Beschluß der drei Städte, ihre Kontingente zu vereinigen; und im 6ten der, über die Verhältnisse der kleinern zu den

größern Kriegesmächten, vielberichtigende Aufsatz von de la Mote-Fouque; Stimme eines Preußen an die Hansischen Städte.

5. Ordnung, Freiheit, tüchtige Gesinnung im Vaterlande. Durch alle Hefte gehend viele aufklärende Nachrichten und Bemerkungen, betreffend den neuen Deutschen Bund, Landstände, — über Deutsche Zölle, Deutsche Trachten ꝛc. Besonders anzuführen finden wir im 5ten Hefte: Ueber den Geist einer gerechten Opposition in Deutschland; und noch näher im 4ten: Wie ein Hamburgischer Mann denken soll — ein Aufsatz, der jedoch in dieser Stadt im Ganzen nicht so recht gefallen haben soll, da viele, wie es heißt, irre geworden, ob dem darin aufgestellten Zerrbilde vergrößerte Züge ihres eigenen Gesichts zum Grunde lägen oder nicht?

6. Geschichtliche Aufsätze, besonders über Lübeck im 13ten Jahrhundert; gleich lehrreiche und unterhaltende Erinnerungen aus der Deutschen Vorwelt, werden noch versprochen. — Deutsche Sprache.

7. Religiöser Zustand. Dahin gehört im 5ten Hefte: Für die Bibelgesellschaften. Es werden hier die echten Grundsätze christlicher Gesinnung entwickelt.

8. Gedichte; gemüthliche Lieder und kleinere poetische Ausbrüche. Rügen in Versen und Prosa, worunter uns am meisten zugesagt: Warnung an Deutsche Jünglinge vor Kotzebue's Deutscher Geschichte und — Todtenfeier in Ottensen.

Kaum möchte es jetzt nöthig scheinen, noch etwas über diese so wohlbegonnene Zeitschrift zu äußern, doch können wir nicht umhin, zu erwähnen: des Herausgebers Achtung und Sinn für Ordnung und Verfassung, folglich Liebe zu Fürsten, Obrigkeit und

Gesetz leuchtet daraus hervor; einem solchen Mann kann man denn ja getrost verstatten, für Wahrheit, Recht und Freiheit zu eifern — wozu ihm der Himmel Muth und Standhaftigkeit verleihe. Zwar möchten wir ihm (obschon durchaus ohne Anwendung auf das bisher gelieferte) warnend zurufen, wenn es gilt, um der Wahrheit willen persönlich zu werden, sich dessen zu erinnern, was ein entschlafener Dichter einst den Gebern der Xenien zurief:

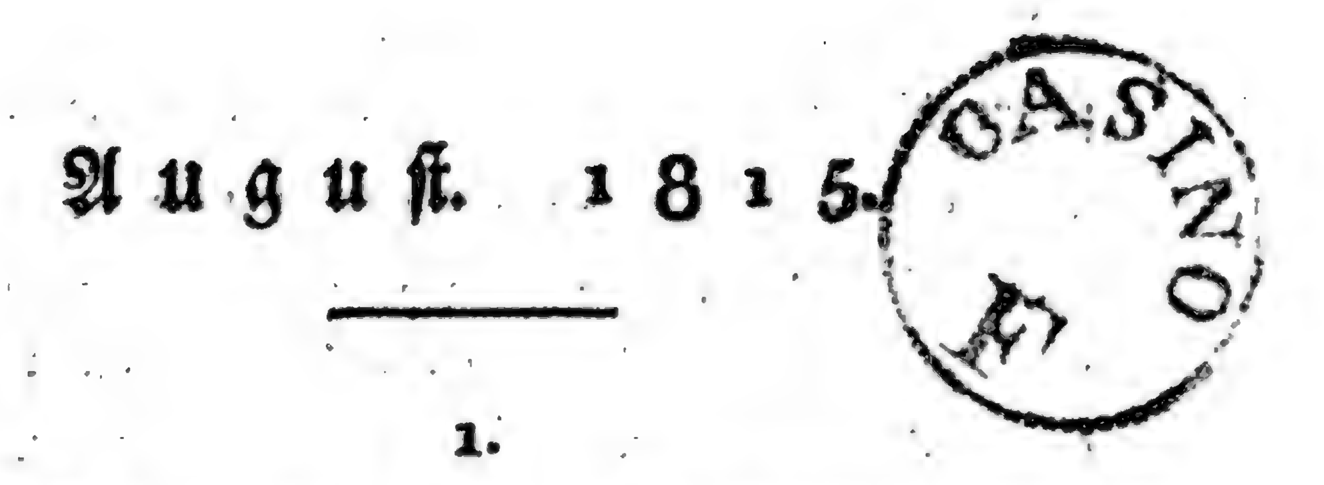
Wie könnte einer doch aus Lust
So umgehn mit einer bloßen Brust!
Und wäre sie noch so gelb, ledern und hart:
Eine bloße Brust ist immer doch zart.

Claudius.

Wenn es aber einer schlechten Gesinnung gilt, dann nur gegen an in Gottes Namen; und dann sagen wir mit dem Nieder-Elbischen Merkur: „Eine „unermeßliche und ungeheure Gewalt hat die öffentliche Meinung; sie verhütet, daß nicht Schwäche, Niedrigkeit, Unklarheit Blindheit werde; hält „die Selbstsucht und Habsucht in Schranken; zersprengt den Phalanx (das Krötengerippe), welchen enge und beengte Köpfe und Herzen bilden.“

B — . G. P. W.

August. 1815.



1.

Lord Blayney's *), Generalmajors in Englischen Diensten, Gefangennehmung in Spanien.

Da Cadix im J. 1810 von der Armee des Herzogs von Belluno enge eingeschlossen war, so

*) Die Leser dieser Zeitschrift werden sich des Namens Lord Blayney noch aus einem Aufsatz im Februar-Heft 1815, S. 328, erinnern. Es ist derselbe Lord Blayney, welcher behauptet, es gebe nur in der Französischen Sprache einen Ausdruck, die Franzosen recht zu charakterisiren, nämlich peuple canaille, gehörig Französisch ausgesprochen. Wir liefern hier einen Abschnitt aus dem äußerst interessanten Werke des Lord Blayney selbst. Es mag zugleich als Probe einer Uebersezzung des Ganzen dienen, welche nächstens in der Expedition der Minerva in Leipzig, unter dem Titel: Lord Blayney's Reise in Spanien, während seiner Gefangenschaft, erscheinen wird.

schien die geographische Lage der benachbarten Gegend ein wirksames Mittel an die Hand zu geben, die Belagerung zu stören und den Feind zu belästigen, wenn man einzelne Detäschements an verschiedenen Theilen der Spanischen Küste aussetzte. Da dieses seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte, so konnte man hoffen, die Belagerungsarmee dadurch zu schwächen, weil die bedrohten Punkte zu bewachen wären.

Um diese Zeit war es auch nothwendig, die Landleute zu unterstützen und ihre feindliche Gesinnung gegen die Franzosen durch jede mögliche Hülfsleistung zu beleben. Sie wären sonst gewiß bald in ihren Anstrengungen ermüdet, und es war zu befürchten, daß sie sich zuletzt den Franzosen ergeben würden. Da überdieß die Französische Armee vor Cadix ihre Bedürfnisse größtentheils von Sevilla bezog, so mußten hauptsächlich die Serranos, oder Bergbewohner, von der Sierra de Xeres und von der Gebirgskette, die sich von Ronda nach Xeres und von dort in südöstlicher Richtung über Mijas und Fiangerolla ausdehnt, aufgemuntert werden, um sie zu vermögen, kräftig zu Werke zu gehen und dem Feinde seine Lebensmittel abzuschneiden.

Hierzu kommt noch, daß man zu Anfang Oktober auf verschiedenen Wegen zu Gibraltar Nachricht erhielt, daß des Feindes Macht zu Ronda bloß aus neunhundert Mann Franzosen und etwa sechs- bis siebenhundert Deutschen und Polen, auf die man sich nicht verlassen konte, bestände. Aus denselben Nachrichten erhellte, daß der Feind zu Fiangerolla nur zweihundert Mann und zu Mijas vierzig habe, und daß das diese Häfen umgebende Land im Besitz wohlbewaffneter, stolzer und erbitterter Gebirgsleute sei, die beinahe im Stande waren, den Franzosen die Spitze zu bieten, und sie schon mehreremals gezwungen hätten, St. Roch und Algeziras mit beträchtlichem Verluste zu verlassen.

Wegen der Nachbarschaft dieser Gebirgsleute, so wie der außerordentlich schlechten Wege zwischen Ronda und Fiangerolla schien es sehr schwierig, wo nicht unmöglich, daß der Feind Verstärkungen von dem erstern nach dem letztern Orte hätte senden können. Zu gleicher Zeit vernahm man, daß in Malaga viel Mißvergnügen herrsche, und die Einwohner sich gern mit irgend einer Macht vereinigen würden, die man absenden möchte, um ihnen beizustehen, die Franzosen aus der Stadt zu vertreiben. Der Art

war die Lage der detaschirten Französischen Truppen, während sie die Belagerung von Cadix betrieben, indem sie mehrere Batterien der Stadt gegenüber vollendet hatten, aus welchen sie mittelst sehr großer Mörser Bomben in weit größerer Ferne als gewöhnlich warfen, und dadurch den Ankerplatz unserer Schiffe gefährdeten.

Die sichersten Mittel, die Fortschritte der Belagerung zu hemmen, waren, wie ich bereits angeführt habe, des Feindes Aufmerksamkeit auf mehrere Punkte zu ziehen, und in dieser Hinsicht waren bereits mehrere Expeditionen mit verschiedenem Erfolg unternommen worden. Diesem Grundsatze gemäß und nach einer Verabredung zwischen dem Gouverneur von Gibraltar und der Spanischen Regierung zu Cadix wurde beschlossen, Truppen gegen die erwähnten Häfen abzusenden und auch der königlichen Partei in Malaga Unterstützung angedeihen zu lassen.

Seine Excellenz, der Generallieutenant Campbell, erzeigte mir die Ehre, mir die Leitung dieser Expedition anzuvertrauen. Dem zu Folge erhielt ich am 10. Oktbr. 1810 Befehl, eine geheime Unternehmung vorzubereiten und vier Kompagnien vom 89. Regiment, die ungefähr dreihundert Gemeine aus-

machten, sammt fünfhundert Deutschen, Polnischen und Italienischen Deserteurs unter mein Kommando zu nehmen. Mit dieser Macht sollte ich hinüber nach Ceuta segeln, wo sie durch das Spanische Regiment Toledo verstärkt werden würde. Eile war hier sehr nothwendig. Nicht ein Augenblick wurde verloren, und das ganze Detaschement war noch an demselben Tage mit dem Nothwendigen versehen, gekleidet und eingeschifft. Sobald ich meine letzte Instruktion erhalten hatte, begab ich mich an Bord Sr. Majestät Schiff Topaze, von wo aus ich die nöthigen Befehle ertheilte und auch eine Adresse an das Volk von Malaga vorbereitete.

Früh am Morgen des 11. Oktbr. ging das Geschwader unter Segel und steuerte hinüber nach Ceuta. Allein eine Windstille verhinderte uns vor Abend daselbst zu landen, und ich war genöthigt bis zum andern Morgen zu warten, ehe ich ans Land gehen konnte. Damit aber keine Zeit verloren ginge, that ich dem Generalmajor Frazer mittelst eines Briefes meine Ankunft kund, und ersuchte ihn, die Einschiffung des Spanischen Regiments zu befördern. Am folgenden Morgen ging ich ans Land und frühstückte mit dem General, konnte ihn aber unmöglich dahin

bringen, auf irgend eine Weise in Bezug auf die mir anvertraute Unternehmung mitzuwirken. Ich war daher genöthigt, mich persönlich an den Spanischen Gouverneur zu wenden, der mich höchst artig aufnahm und mich aufs beste zu unterstützen versprach. Ich muß hier bemerken, daß die Spanier zu Ceuta gegen die Engländer äußerst argwöhnisch waren, und obgleich General Frazer's Macht bloß in einem sehr schwachen Regiment bestand, so waren doch die Kanonen der die Stadt beherrschenden Citadelle, in welcher es einquartiert war, alle weggenommen worden.

Da die Einschiffung der Spanischen Truppen Vormittags bereits vollendet war, so besuchte ich mehrere von den Transportschiffen, und fand die Spanier sehr unzufrieden mit den unter sie vertheilten Lebensmitteln, welches bloß die Schuld der Proviantmeister der Schiffe war, die sich buchstäblich nach ihren Verhaltungsbefehlen richteten, und an einem Fasttage Fleisch gaben, da sie doch die Einsicht hätten haben müssen, an dessen Stelle etwas anderes zu geben. Ich habe überhaupt öfters bemerkt, daß fremde Soldaten mit den am Bord unserer Schiffe vertheilten Lebensmitteln unzufrieden sind, und da

solchen Klagen leicht abzuhelfen wäre, so scheint es sonderbar, daß man bis jetzt noch so wenig daran gedacht hat.

Da das Regiment Toledo besser gekleidet und überhaupt aus einem bessern Schlag Menschen zusammengesetzt war, als die Spanischen Soldaten im Allgemeinen gegenwärtig sind, so machte ich ihrem Obersten mein Kompliment darüber, und fragte ihn, ob sie auch in jeder Hinsicht mit allem gut versehen wären, welches er versicherte. Bei meiner Erfahrung indeß von der erstaunlichen Nachlässigkeit, mit der überall die Spanischen Militärangelegenheiten betrieben werden, mochte ich dieser Versicherung nicht ganz trauen, und als ich nun den Zustand ihrer Waffen und Munition genau untersuchte, fand ich, daß hundert und acht und vierzig Gewehre fehlten und sie sich buchstäblich ohne den mindesten Pulvervorrath eingeschifft hatten. Ich schrieb daher sogleich an den Spanischen Gouverneur, und zeigte ihm die Unmöglichkeit an, in der ich mich befände, mit dem letztern auszuhelfen, da unsere Patronen nicht zu den Spanischen Waffen paßten. Er antwortete mir sehr höflich, und die nothwendige Munition wurde

sogleich herbeigeschafft; die fehlenden Gewehre gab ich her, sammt hundert Patronen für jedes.

Nachdem ich dem Spanischen Obersten seine Instruktion ertheilt hatte, ging das Geschwader unter Segel und steuerte nach der Spanischen Küste. Wegen der Windstille ging die Ueberfahrt nur langsam vor sich, und in der Nacht vom 13. kam der Kapitain Hall von der Marine, der eine Abtheilung Kanonenböte unter meinen Befehlen anführte, mit Briefen von Sr. Excellenz, dem Lieutenant-Gouverneur von Gibraltar, zu mir an Bord. Kapitain Hall sprach in lebhaften Ausdrücken von der Möglichkeit, Malaga durch Ueberraschung zu nehmen, und gründete seine Meinung auf Nachrichten, die man zu Gibraltar erhalten hatte, daß die Kanonen von dem Mole (Meeresdamm) weggebracht worden seien. Er schlug daher vor, die Truppen möchten des Feindes Aufmerksamkeit von der Landseite beschäftigen, während die Schiffe die Stadt von Osten her bombardirten, und die Böte zu gleicher Zeit sich an den Mole legten und eine Partei in die Stadt würfen, um die Insurrektion der Einwohner zu begünstigen und zu unterstützen. Diesem Plane konnte ich unmöglich meinen Beifall geben, da ich völlig über-

zeugt war, daß man sich auf keine von den Spaniern herrührende Nachricht verlassen könne. Zudem ist zwischen Rio Grande und Malaga eine ausgedehnte Ebene, in welcher Kavallerie mit dem größten Vortheil wirken kann, und ich hatte vollkommen Ursache zu glauben, daß der Feind unverzüglich eine Macht dieser Art zusammenbringen konnte; und so schien es mir höchst unvorsichtig, ein Zusammentreffen zwischen ihr und dem vermischten Trupp von Fremdlingen, aus denen zwei Drittheile meines Detaschements bestanden, zu wagen. Diese Ursachen veranlaßten mich, nach der Calle de la Moralle, einer engen Bucht, eine Meile östlich von Marabella und zwei Meilen westlich von Fiangerolla zu fahren, in der Absicht, die letztere Festung anzugreifen, deren Besitz von den größten Folgen für meine künftige Unternehmung seyn konnte, da sie die Mittel gewährte, regelmäßige und zuverlässige Erkundigungen einzuziehen, als auch, um das Landvolk zu organisiren und die benachbarte Gegend zu beherrschen. Früh am 14. Oktbr. stieß der Sparrowhawk zu dem Geschwader, und ich vernahm, daß, meinen vorher gegebenen Befehlen gemäß, Waffen unter die Bauern vertheilt worden wären. Um neun Uhr ankerte das Geschwader in

der Bucht von Calle de la Moralle, und es wurden sogleich die Signale gegeben, sich zur Landung der Truppen in Bereitschaft zu setzen und daß die Böte sich bei dem Topaze versammeln sollten. Die Seichtheit des Wassers verhinderte die größern Schiffe, sich dem Strande so zu nähern, um die Landung zu decken, und so konnten die Kanonenböte allein zu diesem Dienste verwendet werden. Nachdem diese nun um halb eilf Uhr ihre Station eingenommen hatten, fuhren die Böte nach der Küste ab, und die Truppen landeten ohne Zufall oder Widerstand an einem schönen, sandigen Strande. Es hatte durchaus nicht den Anschein, als ob der Feind irgend Anstalten getroffen hätte, sich uns zu widersetzen. Sobald die Truppen sich alle an der Küste aufgestellt hatten, ertheilte ich die nöthigen Befehle zu ihren Bewegungen; diese waren darauf berechnet, die Verwirrung zu verhindern, die unter einer solchen Mischung von Nationen, wie sie sich bei meiner kleinen Macht vorfand, entstehen konnte, da sie aus Engländern, Franzosen, Italienern, Spaniern, Polen und Deutschen zusammengesetzt war. Ich verordnete daher, daß alle Bewegungen nach dem Jägerhorn in Ausführung gebracht werden sollten, und

bestimmte zu diesem Behuf nur vier Töne. Als nun alles ziemlich eingeübt war, gab ich Befehl zum Vorrücken, fand aber das Land so sehr gebirgig und so ganz ohne Wege, daß es der Artillerie unmöglich war, uns zu begleiten, und sie daher zu Wasser weiter gebracht werden mußte.

Bevor man sich in Marsch setzte, sprach ich noch mit dem Kapitain Miller vom 95. Regiment, der mit verschiedenen andern Officieren vor kurzem gebraucht worden war, die Spanischen Bauern zu organisiren. Er sagte mir, es sei eine beträchtliche Menge Waffen und Munition unter sie vertheilt worden, und ich dürfte demnach erwarten, daß sogleich viele derselben zu mir stoßen würden. Hierin aber wurde ich gänzlich getäuscht, denn es erschienen nur zehn oder zwölf. Einen Spanier indeß muß ich mit dem gebührenden Lob erwähnen, welche die Rechtlichkeit und Treue, mit der er stets der Sache seines Vaterlandes sich hingab, verdient. Er ist zu Gibraltar wohl bekannt, doch jetzt würde es unschicklich und unvorsichtig seyn, ihn zu nennen. Er verfuhr durchaus ohne Eigennutz, und überhaupt muß man den Spaniern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihr Eifer aus wahrhafter Vaterlandsliebe

entstand, ohne irgend eine Hoffnung oder Aussicht auf Gewinn. Die Dienste des hier erwähnten Mannes hätten ihm wohl Anspruch auf eine bedeutende Belohnung von Seiten der Engländer gegeben; er verlangte aber bloß, daß ihm erlaubt würde, eine Feldbinde, wie unsere Officiere, tragen zu dürfen, welches ihm denn auch zugestanden wurde, und er schien dadurch kein geringes Ansehn bei seinen Landsleuten erhalten zu haben. In der That, wenn ich die Freude bemerkte, der sich die Spanier bei dem kleinsten Ehrenzeichen, das sie erhielten, überließen, so bin ich erstaunt, daß die königlich Spanische Regierung nicht einen militärischen Verdienstorden gestiftet hat, um die, die sich in ihrem Dienste auszeichneten, zu belohnen. Der Wunsch nach ritterlichen Auszeichnungen ist im christlichen Europa überhaupt allgemein verbreitet; der kalte, phlegmatische Deutsche nimmt sie mit Vergnügen an, und der von dem Feuer eines wärmeren Klimas auflodernde Italiener mit Freuden. Allein in Frankreich ist mehr, wie in allen Ländern, die Sucht nach denselben grenzenlos. Dort flößt ihr Besitz den höchsten Grad von Eitelkeit und Selbstgefühl ein, und die Hoffnung auf das Ehrenkreuz ist vielleicht das kräftigste Reiz-

mittel, den Muth des Französischen Soldaten anzufeuern.

Die Gebirge und Tiefen, welche die ganze Strecke zwischen Calle de la Moralle und Fiangerolla einnehmen, machten unsern Marsch außerordentlich ermüdend und langsam, so daß wir die Festungswerke erst um zwei Uhr Nachmittags zu Gesicht bekamen. Ich sandte sogleich einen Parlementär mit einer Aufforderung hinein, die man aber abwies. Eine vorspringende Landspitze westlich vom Kastell deckte für eine Weile die Kanonenböte in ihrer Fahrt längs der Küste; als sie aber an dieser Spitze vorüber waren, wurden sie auch den Kanonen des Kastells ausgesetzt, welches sogleich ein heftiges Feuer gegen sie begann.

Ich rückte nun sogleich mit den fremden Jägern, unterstützt von den vier Kompagnien des 89. Regiments, dicht an die Werke vor, und ein starkes Feuer begann von beiden Seiten. Das unsrige war auf das kleine Gewehr beschränkt, der Feind aber hatte den Vortheil, sich seiner Artillerie zu Kartätschen bedienen zu können, wodurch der Major Grant vom 89. Regiment tödtlich verwundet wurde, während er Befehl von mir erhielt, Besitz von einer kleinen Hügelreihe zu nehmen, die sich bis an den

Strand ausdehnte und das Regiment hätte decken können. Der Verlust dieses würdigen Officiers ging mir sehr nahe. Er hatte den besten Theil seines Lebens bei dem 86. Regiment in Ostindien zugebracht, und war dann zurückgekommen, in der Hoffnung, seine alten Tage in seinem Vaterlande hinzubringen. Da er aber fand, daß dieses seiner Dienste noch bedürfe, so wollte er nicht im Müßiggange verharren. Er lebte noch so lange, bis er nach Gibraltar gebracht wurde, wo man ihn mit allen militärischen Ehren begrub.

Das Feuer auf die Kanonenböte wurde vom Feinde fortgesetzt; eins derselben sank, und auf dem andern wurden mehrere Menschen getödtet und verwundet. Indeß da die Truppen die Aufmerksamkeit des Feindes besonders auf sich zogen, wodurch ich auch eigentlich war bewogen worden, so nahe heranzurücken, so konnten die Böte zuletzt ihre Stationen einnehmen.

Ich fand, daß das Kastell weit fester war, als man mir es vorgestellt hatte; es besteht aus einem starken Viereck und liegt auf einem Hügel, dessen Gipfel es ganz einnimmt. In den Umständen, in welchen wir uns befanden, und da wir Nachricht

erhielten, daß ein starkes feindliches Korps gegen uns anrückte, möchte es wohl rathsam gewesen seyn, einen Sturm zu versuchen, wäre nur die mindeste Hoffnung eines glücklichen Erfolgs vorhanden gewesen. Allein bei reiflicher Ueberlegung mußte ich diesen Gedanken aufgeben, nicht bloß, weil kein Anschein vorhanden war, ihn ausführen zu können, sondern auch wegen des großen Verlustes, der selbst beim Gelingen nicht zu vermeiden war, und wodurch ich außer Stand gesetzt worden wäre, die Eroberung zu vertheidigen und weitere Operationen vorzunehmen. Da es mir gelungen war, auf eine kurze Zeit die Kanonen des Kastells zum Schweigen zu bringen, zog ich einen Theil der Truppen, der dem feindlichen Feuer zu sehr ausgesetzt war, zurück, und beorderte zugleich das Spanische Regiment, eine gute Position auf einer Anhöhe zu nehmen, die den Hügel beherrschte und einen Hohlweg vor sich hatte, der, nach der Meinung des Hauptmann Harding von den Ingenieurs und meiner eigenen, hinreichenden Schutz gegen einen Angriff gewährte. Der Spanische Oberst aber brachte eine unerwartete Schwierigkeit vor, nämlich daß es Sonntag sei, und sie nicht gewohnt wären, am Tage

des Herrn zu fechten *). Ich fand auch, daß unter den Gemeinen dieses Regiments viel Mißvergnügen darüber herrschte, daß kein Geistlicher vorhanden war, um den Gottesdienst zu verrichten. Diesen Umstand konnte ich bloß beklagen, und ich hätte mich sehr gern angeboten, den Priester zu machen, hätte ich mich nur dazu für tüchtig erachtet. Ich muß hier bemerken, daß während der langen Zeit, wo ich entweder ein Regiment oder ein Detaschement im Dienste Sr. Majestät kommandirte, ich stets darauf bedacht gewesen bin, den Sonntag gehörig feiern zu lassen, nicht bloß aus religiösen Beweggründen, sondern weil es das gute Betragen des gemeinen Mannes befördert und öftere Strafen verhindert. Bei dieser Gelegenheit indeß war ich genöthigt, es der Kirche zu überlassen, für unsern Erfolg zu beten, und das that ich mit nicht geringem Vertrauen, weil ich bedachte, daß der Streit, in den wir verwickelt waren, für die Erhaltung der Ordnung, Religion und Freiheit einer ganzen Nation Statt hatte.

Da die Nachbarschaft von Mijas, welches bloß fünf Englische Meilen von Fiangerolla entfernt ist,

---

*) Dasselbe ereignete sich zu Talavera.

und im Angesicht desselben liegt, es nothwendig machte, die Kommunikation zwischen ihnen zu verhindern, damit dem letztern keine Verstärkung von dem erstern zugesandt würde, so vermochte ich den Spanischen Kommandanten, vier Kompagnien von seinem Regiment zu detaschiren, die sammt hundert Deutschen einen Winkel besetzen sollten, wo zwei Straßen, ungefähr eine halbe Meile von Mijas, zusammenstoßen; der Feind mußte diese passiren, weil es keinen andern Weg gab, und die Felsen an beiden Seiten unersteiglich waren. Hauptmann Mullins, mein Brigademajor, bot sich freiwillig zu diesem Dienst an, und obgleich ich ihm genaue Befehle ertheilte, bloß vertheidigungsweise zu verfahren, so verleitete ihn die Zudringlichkeit der Spanier doch, diese Befehle zu überschreiten und einen Angriff auf die Stadt zu wagen, die aber einen kräftigen und unerwarteten Widerstand leistete, und ihn nöthigte, sich eiligst auf das Hauptkorps zurückzuziehen.

Mijas ist eine kleine Stadt von ungefähr tausend Einwohnern. Es ist so schwer, sich ihr zu nähern, daß eine kleine Macht sie gegen eine weit größere zu vertheidigen vermag; sie liegt am Abhange eines felsigen Hügels, der auf der Seite gegen Fian-

gerolla nur bloß mittelst eines schmalen und sich windenden Fußwegs zu besteigen ist, welcher auf der einen Seite von einer felsigen Tiefe beschützt wird. Am Fuße des Hügels fließt ein Wasser hin, das sich in zwei Arme theilt, und über welches am Trennungspunkte eine schlechte Brücke geht.

Da das Kastell von Fiangerolla jeden Punkt des Strandes beherrscht, wo Böte anlegen können, so mußte die Ausschiffung der Artillerie bis zur Nacht verschoben werden, wo sie unter Gewitter und einem heftigen Regen, der die ganze Nacht über herabströmte und jeden Bach zu einem Fluß anschwoll, ausgeführt wurde. Indeß wurde der Eifer der Soldaten und Matrosen weder durch Schwierigkeiten noch Gefahren erkaltet, und vor Tagesanbruch war eine Batterie von zwei Zwölfpfündern und einer Haubitze ungefähr tausend Fuß vom Kastell auf dem Gipfel eines felsigen Hügels vollendet. Auch am Strande wurde eine Batterie von einer zweiunddreißigpfündigen Karronade errichtet. Das ganze Detaschement litt während dieser fürchterlichen Nacht gar sehr, da weder den Offizieren noch der Mannschaft Schutz oder Ruhe gewährt wurde. Nur die, welche an tropische Regen gewöhnt sind, können

sich einen Begriff von den herabstürzenden Strömen machen.

Am 15. Oktober kurz vor Tagesanbruch wurden die Vorposten eingezogen, und, sobald einer den andern sehen konnte, begann auf beiden Seiten ein heftiges Feuer. Eine Bombe aus unserer Batterie zersprang und tödtete den größten Theil der Mannschaft an einer von des Feindes Kanonen und brachte sie auf einige Zeit zum Schweigen. Auch zerstörte unser Geschütz einen Theil der Brustwehr des Kastells, wodurch die Leute unserem Kleingewehrfeuer sehr ausgesetzt wurden, welches augenscheinlich bedeutend wirkte. Das Mauerwerk war indeß so fest, daß unser geringes Geschütz nur sehr wenig Eindruck darauf machen konnte. Es hätte auch wirklich Vierundzwanzigpfünder erfordert, um eine gangbare Bresche zu machen. Dessen ungeachtet wegen der vorausgesetzten geringen Zahl der Garnison, wie ich nämlich berichtet worden war, hoffte ich, unsere Kugeln und das Kleingewehrfeuer würden sie bald zwingen, sich zu ergeben, wenn sie nicht schnell Verstärkungen erhielt. Es ärgerte mich daher sehr, als ich erfuhr, daß sie schon vor unserer Ankunft verstärkt worden war, und da ich erwarten mußte, daß ein Ausfall Statt haben würde, so war

ich zuvörderst darauf bedacht, die Truppen so aufzustellen, um diesem mit dem größten Vortheil entgegenzuwirken. Zu derselben Zeit erhielt ich Nachricht, daß der General Sebastiani von Malaga aus mit einer bedeutenden Macht im Anzuge sei, und obgleich diesem nachher widersprochen wurde, so bestätigte sich die Nachricht doch bald vollkommen.

Oberstlieutenant Basset, Oberstlieutenant Warrington und einige andere Officiere stießen aus den Gebirgen zu uns, wo sie beschäftigt gewesen waren, die Bauern nach einem Plan, den der Herzog von Infantado der Brittischen Regierung gemacht hatte, zu organisiren. Dieß hätte gewiß große Vortheile gewährt, wenn die hierzu gebrauchten Officiere mit größerer Aufmerksamkeit gewählt worden wären.

Ein mit einem Dienste dieser Art beauftragter Officier muß nicht allein mit einem unternehmenden und thätigen Geiste Menschenkenntniß und vollkommene Bekanntschaft der Landessprache verbinden, sondern seine Verhältnisse müssen auch der Art seyn, daß sein Avancement gänzlich von seinen Talenten und Anstrengungen abhängt. Solche Leute wären in Spanien von unschätzbarem Werthe gewesen, und sie

würden auch in London zu finden gewesen seyn. Dort schmachten sie oft in unwillkürlichem Müßiggang, und würden sich glücklich geschätzt haben, auf diese Art angestellt zu seyn. Durch ihre Bemühungen würden die Landleute besser organisirt und zu kräftigerem Widerstande aufgemuntert worden seyn, wodurch zuletzt ihr Vaterland von seinen grausamen Verfolgern befreit worden wäre. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, dem Kapitain Miller vom 95. Regiment Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; er war vollkommen mit der Spanischen Sprache bekannt, leistete die größten Dienste bei Vereinigung der Bauern, und kannte das Land im Allgemeinen und alle Engpässe insbesondere sehr genau.

Ein anderer Umstand, der mit obiger Bemerkung einigermaßen in Verbindung steht, muß nicht unerwähnt bleiben, nämlich die großen Summen, welche England für die Spanische Sache hergab, über deren Verwendung nie eine gehörige Aufsicht obwaltete, und es ist wohl möglich, daß sie nicht immer dazu gebraucht wurden, wozu sie bestimmt waren. Als ich mich zu Gibraltar befand, hielt sich daselbst ein gewisser Moretti auf, der den Titel eines Generals angenommen hatte und dem große

Summen anvertraut waren, in deren Verwendung er hauptsächlich bemüht war, sich selbst zu bereichern, bis er die Eifersucht oder den Argwohn der Spanischen Regierung rege machte, und nach Cadix zurückberufen wurde, wo man eine Untersuchung über ihn anstellte, deren Ausgang mir aber nicht bekannt ist. Diesen vorgeblichen General hatte ich ehemals in Palermo gesehen, wo er als vortrefflicher Musiker eine Stelle im Orchester der Oper einnahm. Ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in seinem neuen Amte thätig und verständig zu Werke ging; seine musikalischen Talente verschafften ihm besonders Eingang bei den Spanischen Damen, welche große Bewunderer dieser Kunst sind. Bei dieser Gelegenheit bitte ich um Entschuldigung wegen der vielen Abschweifungen, zu denen ich oft veranläßt werden könnte. Sie dürften vielleicht zur Belebung der ganzen Erzählung beitragen.

Bei der völligen Bestätigung der Nachricht, daß Sebastiani mit einer großen Macht gegen uns in Anmarsch sei, dachte ich über die besten Mittel nach, wie ihr mit meinem kleinen, buntschäckig zusammengesetzten Detaschement mit Erfolg Widerstand zu leisten sei. Ich untersuchte daher in Vereinigung mit

dem Kapitain Harting das Terrain äußerst genau, wobei wir mehreremal einem heftigen Feuer aus kleinem Gewehr vom Kastell ausgesetzt waren. Ich fand, daß die Position, die wir inne hatten, zu Operationen gegen das letztere sehr geeignet war, nicht aber zur Vertheidigung gegen eine solche Macht, als zu erwarten ich Ursache hatte. Sie bestand nach den erhaltenen Nachrichten aus 4700 Mann Infanterie, 800 Mann Kavallerie und 16 Stück Geschützes, von Sebastiani selbst angeführt; meine ganze Macht dagegen bestand bloß aus 1400 Mann Infanterie und drei Stücken Geschützes. Die bereits angeführte Ursache, daß das Geschütz bei Tage nicht gelandet werden konnte, weil man nämlich am Strande den Kanonen des Kastells ausgesetzt war, verhinderte auch die Wiedereinschiffung, und da ich fest entschlossen war, es nicht aufzugeben, so blieb nichts übrig, als Anstalten zu treffen, den Feind auf die bestmöglichste Weise zu empfangen. In dieser Absicht war ich gesonnen, einige Veränderungen in unserer Stellung vorzunehmen durch die Besetzung eines alten Thurms, der ungefähr funfzig Mann aufnehmen konnte, und zu seiner Rechten eine Reihe Hügel

und dicht hinter sich die offene See hatte. Es blieb mir aber nicht Zeit genug, dieß auszuführen.

In diesem Augenblick erschien das Englische Schiff Rodney nebst einem Spanischen Linienschiff an der Küste, und ich erfuhr, daß sie das 82. Regiment, an 2000 Mann stark, an Bord hätten, welches von Gibraltar zu meiner Verstärkung abgeschickt worden war. Eifrig bestrebte ich mich nun, es an mich zu ziehen, und es wurden sogleich Böte abgeschickt, ihnen bei der Landung beizustehen.

Meine größte Besorgniß war, des Feindes Reiterei möchte vom Strande her angreifen und unsern Rücken gewinnen. Um dieß wo möglich zu verhindern, ging ich mit dem Kapitain Hall in ein Kanonenboot, in der Absicht, zwei Böte so auf jeder Flanke zu stationiren, daß sie den Strand bestreichen könnten. Diese Böte waren so dicht an der Küste, daß ich in fünf Minuten hätte hin- und herkommen können. Während dieser Anordnung wurde ein verzweifelter Ausfall mit etwa 650 Mann Infanterie und 60 Mann Kavallerie aus dem Kastell gemacht; er war durchaus gegen den linken Flügel gerichtet, wo die Spanischen und andern fremden Truppen postirt waren, die beinahe ohne allen Widerstand da-

von liefen und dem Feinde das Geschütz überließen. In diesem Augenblick bemerkte ich, daß die Böte mit den Truppen schon von den Schiffen abgestoßen und sich beinahe der Küste genähert hatten, welches mir die Hoffnung gab, das Gefecht wiederherstellen zu können, sowohl wegen der Stärke unserer Position, als wegen meines Vertrauens auf das 82. Regiment. Daher formirte ich sogleich das 89., und obgleich dieses bloß aus 280 Mann bestand, so nahm ich doch die Kanonen mit dem Bayonnette wieder. Als ich weiter zum Angriff vorrückte, wurde mein Pferd verwundet und bald darauf von einem zweiten Schusse getödtet; so daß ich genöthigt war, zu Fuße anzugreifen. Nach einem kurzen, aber sehr heftigen Kampfe wendete sich der Feind und floh; in demselben Augenblicke kam ein starker Trupp in Fronte gegen uns angelaufen, ganz wie Spanier gekleidet, und zugleich erhob sich ein Geschrei: es sind Spanier! Ich stellte darauf das Feuer einige Minuten ein, sowohl um meine Truppen regelmäßiger aufzustellen, als zur Gewißheit zu gelangen, ob dieses Korps wirklich aus Spaniern oder Franzosen bestünde, und auch, um die Munition, welche anfing auszugehen, zu sparen. Unglücklicher Weise

wurde ich nicht von der Artillerie, die nun wieder in unserem Besitz war, unterstützt; der Feind hatte bloß einen Theil der Munition in die Luft gesprengt, und mehrere Kartätschenpatronen frei in der Batterie liegen lassen, die mit großer Wirkung hätten gebraucht werden können. Da ich unberitten war, konnte ich mich nicht weit genug links begeben, um zu erfahren, ob die heranrückenden Truppen Spanier wären. Ich nahm aber bald eine Kolonne dicht an dem linken Flügel wahr, auf deren Tschakos die Nummer 4 mit einem Adler angebracht war, welches bewies, daß es das 4. Polnische Regiment sei. Die Truppen, welche bei mir waren, griffen, nachdem sie einige Schüsse gethan hatten, diese Kolonne an, und es entstand ein heftiges Gefecht, welches unglücklicher Weise damit endete, daß ich gefangen wurde, als nur noch neun Mann von denen, die mit mir vorgerückt waren, um mich blieben.

Nur die, welche von einem ähnlichen Schicksale je betroffen wurden, können sich einen Begriff von meinem Gefühl machen, als ich so genöthigt war, mich wilden Banditen zu ergeben, die mich mit den niedrigsten Schimpfreden überhäuften, deren beleidigender Gewaltthätigkeit ich aber größtentheils meine per=

sönliche Sicherheit zu verdanken hatte; denn sie drängten sich so dicht um mich her, daß ihnen nicht Raum genug blieb, ihren Streichen Kraft zu geben. Sie zerrissen mir die Kleider, durchsuchten meine Taschen und versuchten, mir meine Epauletten abzureißen, und der Widerstand, mit welchem ich dieß unwürdige Verfahren abzuwehren suchte, zog mir mehrere Stöße von ihren Flinten zu, wodurch ich mit Quetschungen bedeckt wurde. Wahrscheinlich hatte ich mein Leben einem gewissen Lieutenant Petit zu verdanken, der eben herangeritten kam; er war der einzige Französische Officier unter diesem Trupp, und seine Menschlichkeit und sein edles Benehmen machen seinem Lande Ehre.

Als ich in das Kastell hineinkam, begegnete mir der Hauptmann Makosovitz, ein Pole, der das selbst kommandirte, begleitet von mehreren andern Officieren. Er redete mich mit den gröbsten Ausdrücken an, und fragte, ob ich es wäre, der so unverschämt gewesen sei, ihn aufzufordern und so vieles Blutvergießen anzurichten. Zugleich zeigte er auf drei Häuser, wo die Leichname der Gebliebenen auf einander gehäuft lagen. Ich antwortete, daß eben, um dieses Blutvergießen zu verhindern, ich

ihm einen Parlementär zugesandt, und er sich vielmehr zu beklagen gehabt hätte, wenn dieß nicht geschehen wäre. Das Schauspiel, welches sich jetzt meinen Augen darbot, wird nie aus meiner Erinnerung verlöschen. Sowohl Officiere als Soldaten hatten ganz das Ansehen von den in Romanen beschriebenen Banditen. Ihre langen Schnurrbärte, ihre von Rauch und Pulver geschwärzten Gesichter, ihre blutigen und schmutzigen Kleider gaben ihnen ein nicht zu beschreibendes wildes Wesen. Makosovitz führte mich, nebst den andern gefangenen Officieren, die Treppe hinauf, und das Schauspiel war hier noch schlimmer, als das, was wir unten sahen; denn die Chirurgen waren beschäftigt, die Officiere zu verbinden, von denen kaum einer ohne Wunde oder Quetschung davon gekommen war. Betrübter wegen meiner Gefangenschaft, als wegen des Schmerzes, den meine eigenen Wunden mir verursachten, ging ich auf den Wall, von wo aus ich eine freie Aussicht auf die Schiffe hatte. Noch feuerte das Fort auf den Rodney und auf die Böte mit den Truppen, die sich der Küste näherten. Einige Minuten früher würden sie zu meiner Hülfe herbeigeführt und sie das

Schicksal des Tages gewiß zu meinen Gunsten gewendet haben. Doch die Vorsehung wollte es anders. Während ich mich so in traurige Betrachtungen vertiefte, konnte ich, als ich den Rodney und den Topaze erblickte, mich des Ausrufs nicht enthalten: da ist das Schiff, wo ich noch vor wenigen Tagen in freundschaftlicher Gesellschaft zu Mittag aß, dort die Fregatte, die mich in der freudigen Hoffnung, meinem Vaterlande zu dienen, an die Küste brachte; alle an ihrem Bord sind frei, ich aber bin verdammt, eine unendliche Zeit in der Gefangenschaft zu leben, der Gesellschaft derer beraubt, die mir theuer auf Erden sind. Was wird, dachte ich, mein Vaterland von meinem Unfalle sagen, oder wie wird es mein Benehmen an diesem unglücklichen Tage beurtheilen! Wird nicht das Volk, welches zu oft das Verdienst nach den Folgen beurtheilt, wird es nicht die unübersteigbaren Hindernisse, die mir entgegenstanden, übersehen, und den Mangel an Erfolg als Mangel an Verdienst betrachten? Obgleich mich das Glück in allen Unternehmungen, mit denen ich bis jetzt beauftragt war, begünstigte, und ich mich des Beifalls meiner Vorgesetzten würdig zeigte, werden nicht diese Erfolge in Vergessenheit gerathen und

wird man sich nicht bloß meines gegenwärtigen Unfalls erinnern?

Aus diesem traurigen Selbstgespräch riß mich der Polnische Kommandant durch einen heftigen Schlag auf die Schultern, mit den Worten: kommen Sie, Kamerad, wir wollen ein Glas Branntwein trinken; Sie sind nicht bei sich zu Hause! Diese Bemerkung war wirklich buchstäblich wahr, denn ich fühlte mich in meinem Leben noch nie so wenig heimisch. Ich begleitete ihn indeß in ein Zimmer, in welchem Alles in Unordnung war, und wo Officiere und Soldate nunter einander gemischt geistige Getränke aus großen Schalen soffen, während immer mehr Lumpenkerle hereinkamen, und die Beute, die sie unsern unglücklichen, zu Gefangenen gemachten Soldaten abgenommen, zur Schau legten, oder die Kleider angezogen hatten, die sie den Todten abgerissen. Der Eintritt eines jeden dieser Plünderer wurde mit lautem Beifall von der ganzen Gesellschaft gefeiert. Um ihre gute Kameradschaft zu zeigen, gab mir auch wohl hin und wieder einer dieser Banditen einen Schlag auf den Rücken und rief: allons, camarade, buvons, buvons! Der Schmerz von meinen Quetschungen, die mir ein Blutspucken verursachten, ver-

mehrte sich durch diese handgreiflichen Freundschafts-bezeigungen; da ich aber auf kein Mitleid rechnen konnte, so verbarg ich meine Empfindungen und litt in der Stille. Ich nahm etwas Branntwein und Wasser an, und das war das erste, was seit vier und zwanzig Stunden in meinen Mund kam.

Sobald sich eine Gelegenheit darbot, mit meinen Mitgefangenen zu sprechen, fingen wir natürlicher Weise an, die Ursachen unserer Gefangennehmung zu untersuchen. Da erfuhr ich denn, daß die mehrsten Deutschen zum Feinde übergegangen waren. Nachdem wir beinahe zwei Stunden im Kastell zugebracht hatten, wurde ich mit den übrigen Gefangenen nach Mijas beordert; wir wurden erst in Parade aufgestellt und brachen dann mit einer starken Eskorte Kavallerie und Infanterie auf. Fähndrich Hopper und die übrigen Verwundeten blieben im Kastell. Lieutenant Petit, den ich bereits erwähnt habe, versah mich mit einem Pferde, und die andern Officiere bekamen Maulthiere und Esel. Bei unserer Ankunft in Mijas wurden die Officiere nach dem Gasthof gesandt, und die Gemeinen wurden ins Gefängniß eingesperrt. Mich ehrte man besonders dadurch, daß man vier Schildwachen bei mir

aufstellte, außer einem Polnischen Officier, der mein immerwährender Gefährte war. Die guten Leute, bei denen ich einquartiert wurde, waren voller Güte und Menschlichkeit; sie brachten mir sogleich etwas Essig, meine Quetschungen zu waschen, und trugen mir einige Eier auf. So oft der Polnische Officier das Zimmer verließ, traten Mutter und Tochter herein und bedauerten mein Unglück mit Thränen in den Augen. Hier brachte ich den ersten Theil einer elenden Nacht zu; denn um drei Uhr des Morgens wurde ich aufgefordert, wieder nach Fiangerolla zurückzukehren, um dort den General Sebastiani zu treffen. Obgleich ich heftige Schmerzen litt, mußte ich doch zu Pferde steigen, und wurde von hundert Dragonern und mehreren Officieren eskortirt, während die übrigen Gefangenen den Befehl erhielten, gerade nach Malaga zu marschiren. Als ich mich Fiangerolla näherte, nahm ich den General wahr, der von einem großen Truppenkorps umgeben war, und wurde ihm sogleich vorgestellt. Nach der ersten Begrüßung erkundigte er sich, wo mein Degen hingekommen sei, und auf meine Antwort, daß ich glaubte, einer der Officiere oder Soldaten müsse ihn haben, schnallte General Milhaud sogleich den

seinigen ab und sagte: „Herr General, hier ist einer, der in allen Feldzügen gegen die Oesterreicher, Russen und Preußen gebraucht worden ist, und jetzt ganz zu Ihren Diensten steht.“ Diese Worte, die freilich den Anstrich Französischer Nationaleitelkeit hatten, wurden mit Beifallsbezeigungen von allen Soldaten und Officieren, die sie hörten, aufgenommen; ich nahm den Degen an und fühlte mich wirklich einigermaßen vergnügt, solch ein Kompliment öffentlich von einem Feinde erhalten zu haben.

Ich bat den General um Erlaubniß, den Schauplatz des Gefechts besehen zu dürfen, welches mir sogleich zugestanden wurde, und zwei seiner Adjutanten, von denen einer sein Bruder war, wurden beauftragt, mich zu begleiten. Alles war so, wie ein frisches Schlachtfeld es gewöhnlich zeigt. Die ganze Strecke war mit nackten und fürchterlich verstümmelten Leichnamen von den beiderseitigen Soldaten bestreut. Eine solche Ansicht würde wahrscheinlich viel von ihren Wirkungen auf mein Gefühl verloren haben, hätte mich das Glück begünstigt, statt mich zu verlassen; jetzt aber veranlaßten mich die traurigen Betrachtungen über meine Lage, es zu bedauern, das Schicksal der tapfern Kameraden, die

um mich her gefallen waren, nicht getheilt zu haben. Bei meiner Rückkehr vom Schlachtfelde ließ ich mich in eine Unterredung mit dem General ein, der sowohl als seine Adjutanten sich bald erinnerten, daß ich in Aegypten gedient hätte; und von diesem Augenblicke an verdoppelte sich ihre Aufmerksamkeit.

Als wir Fiangerolla verlassen hatten, kamen wir durch eine sehr bergige Gegend, und auf einem holprigen Fußsteg, der nicht den Namen Straße verdiente und am Meere hinlief, ward mir abermals der Verdruß, unsere Schiffe wieder wahrzunehmen, die im Offenen kreuzten, und ich bemerkte, daß die Fregatte Circe zu ihnen gestoßen war. Die Art, wie die Franzosen ihre Artillerie durch sehr gebirgige Strecken fortbringen, ist der Bemerkung werth; zwei leichte Stücke, die sich einander das Gegengewicht halten, werden eins an jeder Seite über ein Maulthier gehängt, die Lavette auf gleiche Art über ein anderes, und die Munitionskasten, die beweglich sind, über ein drittes.

Nachdem wir durch das romantische Dorf Belamieda gekommen waren, langten wir in Torre a Molinas, einer Stadt von etwa 1500 Einwohnern, an. Hier hielten wir in dem Hause eines Priesters

an, wo wir alles reinlich und behaglich fanden; und der Generalstab und einige andere Officiere, zusammen sechs und dreißig Personen, setzten sich zu einem Frühstück nieder, das aus kalten und warmen Fleischspeisen, Gebackenem u. dergl. m. bestand. An diesem Orte stieß das Detaschement von Mijas zu uns, und die Officiere unterzeichneten ihr Ehrenwort. Dieß schien jedoch eine sehr unnütze Formalität, denn sie wurden von einer starken Eskorte begleitet, in deren Mitte sie aufgenommen wurden; eine nothwendige Maßregel, wie man vorgab, um zu verhindern, daß sie den Brigands in die Hände fielen, deren Trupps als sehr furchtbar in dieser Gegend angegeben wurden.

Ihre Besorgniß in dieser Hinsicht war so groß, daß, obgleich ich auch mein Ehrenwort gegeben hatte, doch beständig ein Officier bei mir war, der wiederholt versicherte, er begleite mich bloß dieserwegen. Es ist leicht zu begreifen, wie verschieden ich von ihm über diese Sache dachte, denn obgleich ich von dem Generale und seinem Stabe sehr gut behandelt wurde, so kann doch kein verurtheilter Verbrecher sich je ängstlicher nach Errettung umsehen, als ich nach der Erscheinung eines furchtbaren Trupps Brigands, die

zu meiner Erlösung herbeikommen möchten. Vorsicht erheischte indeß, meine Hoffnungen und Wünsche zu verbergen, und obgleich ich kein Wort von dem glaubte, was mein Begleiter sagte, antwortete ich ihm doch beständig: „Sie sind sehr gütig, mein Herr.“ Wie es auch mit ihren andern Eigenschaften beschaffen seyn möge, müssen wir doch den Franzosen die Palme der Verstellungskunst, in der sie wirklich vollkommen Meister sind, überlassen.

Einige Wegstunden von Malaga verändert sich die Ansicht der Gegend durchaus; statt rauher Gebirge und nackter Felsen, über die wir bis jetzt kamen, betraten wir nun eine höchst üppige und vortrefflich angebaute Ebene mit Gärten und Weinpflanzungen bedeckt und schönen Villen geschmückt, deren Vorderseite mit Kolonaden versehen sind, wodurch sie zugleich ein reiches und ländliches Ansehen bekommen. Wir gingen über den Rio Guadajo mittelst einer Furth, wo das Wasser uns bis an den Sattelriemen ging, obgleich der Fluß zuweilen beinahe trocken ist, da das Wasser desselben, wie bei allen Strömen in der Nachbarschaft von Gerbirgen, plötzlich steigt und fällt. In diesem Flusse sollte man nach dem Vorschlag vom Kapitain Hall die Trup-

pen landen, um Malaga durch einen Ueberfall zu nehmen. Ich fand nun, daß meine Einwendungen gegen diesen Plan vollkommen gegründet waren, denn hier ist eine ausgedehnte Ebene, in der die Reiterei mit dem größten Vortheil wirken kann, und der Feind hatte in Malaga eine große und wohlausgerüstete Macht dieser Art.

Wir zogen in Malaga mitten unter einem großen Zulauf von Volk ein, durch eine breite, schöne Straße, die zu dem Mole und Hafen führt. Unser Zug durch die Stadt machte viel Aufsehen, welches mir sehr verdrießlich war. Unter den Umständen, unter denen die Franzosen sich in Spanien befinden, ist jede Art militärischer Parade politisch; dazu kostet es ihnen nichts, denn die Einwohner sind genöthigt, alle Ausgaben dieser Art zu bestreiten; auch mußten die Einwohner von Malaga ungeheuere Kontributionen entrichten, worüber laut geklagt wurde.

Das unangenehme Gefühl, so dem großen Haufen zur Schau gegeben zu werden, wurde noch durch die Bemerkung vermehrt, daß der General ein Behagen daran fand, die Gefangenen öffentlich sehen zu lassen, bloß, um seine Eitelkeit zu befriedigen, und ich wünschte sehr, unter Dach zu kommen, so

daß ich alles darum gegeben hätte, die Erlaubniß zu erhalten, mich ungestört zurückziehen zu können, sowohl um meinen traurigen Gedanken nachzuhängen, als mir die zu meiner Gesundheit nothwendige Ruhe zu verschaffen. Dieser Trost wurde mir aber versagt; denn so wie wir in das Haus traten, welches für den General eingerichtet worden war, fanden wir es mit öffentlichen Beamten angefüllt, die darauf warteten, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Ich mußte mich der Plage einer ceremoniösen Vorstellung in dieser Gesellschaft unterwerfen, und mich dann mit einer Menge Menschen zu Tische setzen, um das Mittagsmahl einzunehmen, welches, der Französischen Sitte gemäß, sehr kurz war, da es kaum Dreiviertelstunden dauerte. In dieser Hinsicht sind die Franzosen und Engländer sehr verschieden von einander; die kurzen Diners gefallen den letztern keinesweges, wenn sie gesund und wohlgemuth sind. Unter den Gästen fand ich Herrn Kilpatrick, einen Schottischen Gentleman von vortrefflichem Charakter, der hier lange als Kaufmann ansässig und zugleich Amerikanischer Konsul war. Nach dem Mittagsessen begleitete ich diesen Herrn nach Hause, wo eine große Gesellschaft oder converzatione versammelt war, und

der Hausherr vermochte mich, dort zu bleiben und Theil an einem glänzenden Souper zu nehmen, dem dreißig Personen beiwohnten. Am andern Morgen, den 17. Oktober, stand ich früh auf, begierig, den Zustand der Festungswerke gegen die See in Augenschein zu nehmen. Ich ging nach dem Mole, und fand, statt daß die Kanonen weggebracht seyn sollten, er sei mit einer furchtbaren Batterie von vierzehn Vierundzwanzigpfündern in vortrefflichem Zustande, nebst Oefen zu glühenden Kugeln versehen, und da der Mole nicht höher, als etwa das Hinterdeck einer Fregatte über dem Wasser liegt, so bin ich überzeugt, es wird nie einer Flotte gelingen, ihn mit Erfolg anzugreifen. Das kleine Geschwader, von welchem ich landete, würde gewiß bei einem Angriff der Gefahr einer völligen Zernichtung ausgesetzt gewesen seyn. Ich fühlte mich daher glücklich, allen dahin abzielenden Vorschlägen widerstanden zu haben.

Von dem Mole ging ich nach einer Stelle, von wo aus ich eine gute Aussicht auf die Citadelle hatte, ein sehr starkes Werk, wohlgelegen auf einer Anhöhe, obgleich diese von andern Höhen beherrscht seyn soll; welches zugleich mit dem vorausgesetzten vertheidigungslosen Zustand, wie Leute erzählten, die lange

hier gelebt hatten, in Gibraltar die Idee allgemein verbreitete, es würde gar nicht schwer seyn, sie zu bezwingen; ich fand aber, daß die Citadelle im vollkommensten Zustand, mit sechs und dreißig Stücken schweren Geschützes, sechs Zwölfpfündern und vier Mörsern, nebst den nothwendigen Rüstungen und Proviant für eine Garnison von 2000 Mann auf zwei bis drei Monate versehen war. Zudem sind die Höhen, welche sie beherrschen, bei viertausend Fuß entfernt. Kurz, sie war zu dieser Zeit im Stande, sich gegen eine Armee, die ihre Garnison drei Mal an Zahl überstieg, sehr lange zu halten. Hieraus ist zu ersehen, wie wenig den Nachrichten, welche die Spanier uns gaben, zu trauen war. Da die Einwohner des Landes durchaus königlich gesinnt waren, so hätten ihre Berichte allerdings Glauben verdient; allein das Gegentheil hat sich leider zu allgemein gezeigt, wie Sir John Moore, und alle, die mit den Spaniern während des gegenwärtigen Kriegs in Verbindung waren, erfahren mußten. Es scheint indeß gerecht, wenn man dieß mehr einem übereilten Urtheil und übertriebenem Eifer, als irgend einer Absicht, zu schaden, zuschreibt. Denn obgleich die Spanier als Volk Fehler haben mögen, so ver-

dienen sie doch eine ausgezeichnete Stelle unter den neuern Nationen, als ehrenvoll und wahrheitliebend.

Nachdem ich meinen Spaziergang geendigt hatte, fand ich mich, einer Einladung gemäß, bei dem Gouverneur zum Frühstück ein; es war ein Franzose, der hinter seinen Landsleuten im Geschwindsprechen, oder vielmehr unaufhörlichem Gewäsche, nicht zurückblieb.

Mit des Generals Erlaubniß schickte ich Nachmittags an Bord des Geschwaders nach meiner Bagage; denn bis jetzt war ich von dem General in Hinsicht auf Wäsche abhängig gewesen, da ich bloß die Kleider bei mir hatte, in denen ich zum Gefangenen gemacht wurde. Ich stattete bei dieser Gelegenheit auch Bericht über unsere Lage ab.

Mittags war eine große Gesellschaft zu Herrn Kilpatrick eingeladen, und obgleich ich in Ruhe zu bleiben wünschte, so erforderten doch Höflichkeit und Schicklichkeit, mich dabei einzufinden.

Am Morgen des 18. wurde mir angezeigt, mich bereit zu halten, sogleich mit dem General Sebastiani nach Grenada aufzubrechen. Vergeblich suchte ich meiner Gesundheit wegen dieser Reise überhoben zu werden. Der General gab mir auf die höflichste Weise die Unmöglichkeit zu erkennen, daß ich im

Malaga bleiben könnte, und bot mir eine Kutsche an, im Fall ich nicht im Stande wäre, zu reiten.

Unser kurzer Aufenthalt in Malaga gab mir wenig Gelegenheit, Erkundigungen über diese Stadt einzuziehen. Ich bemerkte indeß, daß der günstige Eindruck, den sie anfänglich macht, bald verschwindet, da der größte Theil der Straßen eng und krumm ist. Der Plaza mayor sebst verdient auf keine Art seinen Namen, obgleich sich in der Mitte ein sehr hübscher marmorner Springbrunnen befindet. Die Kathedrale und das Zollhaus verdienen von Reisenden bemerkt zu werden. Das letztere ist ein neues Gebäude nach einem großen und edeln Plane ausgeführt; Freunde von Alterthümern finden in dieser Stadt die Ueberbleibsel eines Römischen Tempels.

Die Bevölkerung von Malaga beträgt etwa vierzig- bis funfzigtausend Seelen, und obgleich noch ein äußerer Anschein des ehemaligen Wohlstandes dieser Stadt vorhanden ist, so ist es doch nur der Schatten verlorner Wirklichkeit. Der gänzliche Stillstand alles Handels und die aus dem Kriege entstehenden Verluste haben zahllose Banquerotte und allgemeine Noth hervorgebracht. Der Hafen, welcher täglich seichter wird von dem Schlamm, den der

Gua del Medina herbeiführt, hat allen Schein kommerciellen Lebens verloren; nur einige Fischerböte werden noch in Bewegung gesehen, während wenige Polakern, Felukken und andere kleine Fahrzeuge stille liegen und verfaulen. Welch ein Abstand mit dem ehemaligen blühenden Handel dieser Stadt, deren jährliche Ausfuhr an Wein, Branntwein, Oel, Früchten, Sardellen und Seide auf eine halbe Million Pfund Sterling geschätzt wurde. Die Einfuhr, welche in wollenen Zeugen, Stahlwaaren, Käse, Butter und gesalzenen Fischen bestand, betrug nicht halb so viel. Das waren die traurigen Wirkungen des ungereizten, nicht zu rechtfertigenden Einfalls der Franzosen, der, wenn er gelänge, den Thron jedes rechtmäßigen Fürsten von Europa erschüttern muß; denn wer möchte alsdann dem Ehrgeize Bonaparte's Grenzen setzen wollen, oder zu ihm sagen: bis hierher und nicht weiter!

Nachdem für die Verwundeten gesorgt war, brachen die Gefangenen früh am Morgen von Malaga auf, und gegen eilf Uhr wurden tausend Mann Kavallerie in Parade aufgestellt, und viele Kutschen und Bagagewagen fuhren ab. Da ich keine Lust hatte, mich in diesem Gepränge zur Schau zu stel-

len, so bat ich um Erlaubniß, durch einen andern Theil der Stadt abreisen zu können, welches mir auch gestattet wurde; eine halbe Meile davon sollte ich wieder zum General stoßen. Herr Lavoësteen, einer seiner Adjutanten, war beordert, mich mit einer Eskorte zu begleiten, und wir trafen den General Sebastiani an dem bestimmten Orte. Zu meinem Erstaunen fand ich die Straße ganz so schön, als irgend eine in England, den zu Gibraltar erhaltenen Nachrichten entgegen, welche sie als überall von den Brigands aufgerissen angaben, von denen es hieß, sie seien so stark, daß sie die Franzosen in steter Furcht erhielten. In der That, da diese Gegend außerordentlich gebirgig, und die Pässe äußerst schwierig sind, so hätte ein regelmäßiges Korps dieser Art allen Versuchen der Franzosen widerstehen und das Land besetzt halten können, hätte man nur die nothwendige Vorsicht angewendet, die Brücken zu zerstören und die Straßen aufzureißen, woran man aber nicht gedacht zu haben scheint.

Da einige Reiter auf dem Gipfel eines Berges erschienen, wurde ein Detaschement Polnischer Lanziers beordert, sie zu rekognosciren, während der Zug Halt machte, einige Erfrischungen in einem kleinen

Digitized by Google

Hause an der Straße einzunehmen. Die Polen ritten den Berg mit großer Geschwindigkeit hinauf, und kamen bald mit fünf Pferden zurück, aussagend, sie gehörten den Brigands, von denen sie sieben getödtet hätten. Der General ließ mich mit einer triumphirenden Miene dieß Vieh bemerken, welches unsere Alliirten ritten, während einige von seinem Gefolge, seinen Ton annehmend, sagten: „voilà, les alliés de l'Angleterre!“ Diese Thiere waren auch wirklich sehr schlecht, und eine Art Polster, auf welchem das Landvolk seine Waaren zu Markt bringt, diente ihnen als Sattel. Hieraus sowohl, als aus andern Umständen, wird es mir wahrscheinlich, daß diese Brigands nichts anders als ganz schuldlose Bauern waren, denen die Polen ihre Pferde geraubt hatten, um auf diese Weise großthun zu können. Uebrigens war es ein hinlänglicher Beweis gegen die Bauern, daß sie in Aufruhr seien, wenn nur ein kleiner Theil derselben in einiger Entfernung von ihrem Dorfe gefunden wurden.

Die Eskorte wurde in der Nähe von Antequera durch ein Detaschement des 10. Dragonerregiments vermehrt. Wir langten so spät daselbst an, daß die

Köche des Generals nicht Zeit hatten, ihre Geschicklichkeit vollkommen zu zeigen, und wir waren genöthigt, uns mit einem sparsamen Mahl zu begnügen. Ich kann nicht umhin, die Entfernung zu bemerken, in welcher der General die Officiere von geringerem Range von sich hält, deren Magen er sogar der Disciplin unterworfen zu haben scheint. Denn obgleich sich sechs und zwanzig von ihnen zugleich zu Tische setzten, so rührte doch keiner von ihnen eher etwas an, bis der General es gethan hatte. Während der Mahlzeit bezeigten der Alkade und die vornehmsten Einwohner der Stadt dem General ihre Hochachtung; er empfing sie mit der größten Leutseligkeit, und gab ihnen mit so viel Anmuth und guter Laune Nachricht von der schweren Kontribution, die man ihnen würde auflegen müssen, daß sie ganz zufrieden fortzugehen schienen. Das Benehmen des Generals konnte wirklich als Lehre in der Kunst, Kontributionen zu erheben, dienen.

Die Entfernung zwischen Malaga und Antequera beträgt acht Spanische oder ungefähr sechs und dreißig Englische Meilen. Die Straße geht immer abwärts und ist mit Weingärten eingefaßt, welche den bekannten Malagawein liefern. Die Landschaft ist außerordentlich

dentlich romantisch; hohe Felsen mit Holz bedeckt, fruchtbare und wohlangebaute Thäler voller Obst- besonders Mandel-Bäume, und große Felder mit Melonen, wechseln mit einander ab. Eine Meile von Antequera gewähren die Berge eine sonderbare Ansicht; Felsen von verschiedenen Formen sind da zusammengestellt, als hätte die Kunst sie aufgeführt, um eine Stadt mit ihren Straßen, Kirchen, Thürmen, Häusern, Springbrunnen, so wie mit Männern, Weibern und Thieren, besonders Kameelen, vorzustellen. Aus den Spalten dieser Felsen sprossen verschiedenartige Stauden und Pflanzen hervor, die den außerordentlichen Anblick dieser Stelle, die, wie ich glaube, Torcal heißt, und wegen ihres schönen Marmors berühmt ist, vervollständigen.

Antequera, wahrscheinlich das Anticaria der Römer, von dem einige glauben, es sei auf die Ruinen des alten Sirigilis gebaut, ist eine der ältesten Städte von Spanien. Sie liegt am Abhange eines Berges und ist in die obere und untere Stadt getheilt; durch die letztere rinnen die Flüßchen La Villa und Quadalorce, welche viele Mühlen in der Nähe der Stadt im Gange halten und auch mehrere hübsche Springbrunnen mit Wasser versehen. Auf dem

Gipfel des Berges ist ein Maurisches Kastell, welches die Stadt beherrscht und von den Franzosen in Vertheidigungsstand gesetzt worden ist. Antequera enthält dreizehn- bis vierzehntausend Einwohner; es hat einigen berühmte Männern, namentlich Antonio Mohedano, einem Maler, und Solano Loque, einem Arzte, der im verflossenen Jahrhundert einige wichtige Entdeckungen in der Medicin machte, das Leben gegeben.

Ich war in dem Hause eines alten Priesters einquartiert, dessen Schwester und ihre Familie bei ihm wohnte. Von allen hatte ich mich der größten Aufmerksamkeit und bedeutender Nachrichten zu erfreuen. Ich war wirklich froh, des Generals Gesellschaft so bald als möglich nach Tische zu verlassen, um ruhig eine Cigarre in der Unterhaltung mit der Familie, bei der ich wohnte, rauchen zu können, und da ich nie von einem Franzosen begleitet wurde, so war ich immer überzeugt, mit Güte und ohne Rückhalt aufgenommen zu werden. Mein Wunsch, des Generals Gesellschaft zu verlassen, entstand jedoch nicht aus Mangel an Aufmerksamkeit seiner Seits; im Gegentheil, ich wurde mit der größten Höflichkeit sowohl von ihm, als seinem Gefolge, behandelt, und nachdem

wir Malaga verlassen hatten, war ich nur noch dem Namen nach gefangen. Diese Aufmerksamkeit hatte ich wahrscheinlich meiner Bekanntschaft mit vielen von dem alten Französischen Adel zu verdanken, von dem Sebastiani, und in der That alle andere Franzosen, welche hohe Stellen bekleideten, stets mit der größten Achtung sprachen, und sich glücklich schätzten, wenn sie irgend eine Spur von Verwandtschaft mit ihm auffinden konnten. Des Generals Stab war größtentheils von diesem Stande, und seine Manieren waren so verbindlich, und er überhaupt so artig, daß ich mich unter ihm ganz ohne Zwang befand, und von ihm auch als ein bon garçon betrachtet wurde. Du Cogni, einer seiner Adjutanten, von der Familie des berühmten Marschall du Cogni, mit dessen Schwester Sebastiani verheirathet ist, verdient wegen der Liberalität seiner Gesinnungen und seines Benehmens, worin er sich so sehr von den modernen Glücksrittern unterscheidet, meine wärmsten Erinnerungen. Dem Generaladjutanten de Bouille' hatte ich auch viele Artigkeiten zu verdanken. Mit diesem Officier war ich ehemals bekannt, als er die Brittischen Uhlanen in den Feldzügen in Holland von 1794

und 1795 kommandirte; die damaligen Ereignisse gaben mancherlei Stoff zu unserer Unterhaltung.

Nachdem wir Antequera am 19. früh verlassen hatten, kamen wir durch eine niedrige Gegend mit einigen zerstreuten Hügeln, wo alles sehr fruchtbar und angebaut war, und gelangten zu einem engen Paß, der von einem hohen Berge links und einem niedrigern rechts gebildet wird. Der erste wird Sierra de los Amaraos, oder der Berg der Liebenden, genannt, von einer Volkssage, nach der sich ein Maurischer Prinz von dem Gipfel desselben herabgestürzt hat, weil seine Religion ihm verbot, sich mit einer christlichen Prinzessin zu verheirathen, in die er verliebt war. Wie dem auch sei, der Engpaß könnte eine vortreffliche militärische Stellung für ein kleines Detaschement abgeben. Im Laufe dieser Tagereise hielt ich mich hauptsächlich an den General Milhaud, der sich in dem Revolutionskriege als ein guter Kavallerieofficier ausgezeichnet hat. Für jetzt betraf unsere Unterhaltung indeß nur gutes Essen und Trinken, denn der General schien ein bon vivant in der größten Ausdehnung des Worts zu seyn, und höchst erfreut, wenn ich ihm irgend ein neues Gericht nennen konnte, oder das Journal des Gour-

mands, die Bibel der Französischen Epikuräer, zu erwähnen Gelegenheit hatte.

Zu Archidona machten wir Halt, um zu frühstücken, welches, seitdem wir Malaga verlassen hatten, immer für ein Mittagsmahl zu rechnen war, da es aus wohlschmeckenden Ragouts und andern Fleischspeisen, mit all den Früchten der Jahreszeit, besonders aber Melonen, bestand. Der Wein aber, den wir an der Straße fanden, war weit schlechter, als das Essen; allein die Franzosen scheinen in dieser Hinsicht gar nicht delikat zu seyn, und schluckten ihn ohne Klage hinunter. Es war viel Volk zusammengelaufen, um unsern Zug zu sehen, wobei sich besonders die Frauen wegen ihres schönen Wuchses und einfachen Putzes auszeichneten. Bei dem Frühstück warteten uns vier sehr schöne Mädchen auf, welche die Französischen Officiere, um ihre Galanterie zu zeigen, gar zu handgreiflich behandelten, bis die armen Mädchen es nicht mehr wagten, sich dem Tische zu nähern, und obgleich ich sie keineswegs gequält hatte, mußte ich doch dabei leiden und mir selbst aufwarten.

Archidona, so wie die mehrsten Städte von Granada, liegt romantisch am Fuße eines Berges, dessen

Gipfel mit einem Maurischen Schlosse gekrönt ist. Diese Plätze, welche die Städte vollständig beherrschen und die Einwohner in Zaum halten, sind alle von den Franzosen ausgebessert und in Vertheidigungsstand gesetzt worden. Die Nachlässigkeit der Spanier zu Anfang des Krieges, diese Schlösser nicht besetzt zu haben, ist ganz unbegreiflich, da sie wegen ihrer Lage von sehr kleinen Garnisonen zu vertheidigen sind, und ihr Besitz die Royalisten in Stand gesetzt hätte, die Franzosen durch den kleinen Krieg zu belästigen, durch welchen sie mehr als durch regelmäßige Schlachten verloren.

Archidona gehörte ehemals dem Herzog von Assuyne, allein der Französische Kaiser hat gnädigst geruht, es sich selbst zuzueignen, und die Einwohner haben den besondern Segen des unmittelbaren Schutzes Napoleons des Großen zu genießen. „Diese Leute sind sehr glücklich, daß sie dem Kaiser eigends angehören,“ fügte Sebastiani hinzu, als er mir dieß erzählte. Quel bonheur! erwiederte ich, und überließ es ihm selbst, diesen zweideutigen Ausdruck nach Gutdünken sich zu erklären. Von Archidona bis Lora, wo wir am Abend anlangten, hat der Weg nichts Ausgezeichnetes, da

er durch große Pflanzungen von Olivenbäumen sich hinzieht. Oel und Saffran sind die Haupterzeugnisse dieser Gegend. Loxa liegt an einem Hügel, der sich an den Ufern des Xenil erhebt; es enthält nichts, das irgend einer Bemerkung werth wäre, außer einigen bedeutenden Salpeter- und Kupfer-Werken.

Unsern weitern Marsch von Loxa traten wir am Morgen des 20. Oktober an, und ich benutzte das Anerbieten des Polnischen Majors Grokowski, einen Sitz in seiner Kutsche einzunehmen, einer plumpen Maschine, die von acht Maulthieren gezogen wurde. Außer dem Major und zwei andern Personen, hatten wir noch die Gesellschaft eines Signor Chevarial, eines Spaniers, der in Diensten der Franzosen war. Da sich ein Packet Karten in der Kutsche befand, spielten wir Trente et Quarante bis wir Lachao erreichten, wo wir anhielten, um zu frühstücken. Das Dorf war von den Franzosen gänzlich zerstört, und der größte Theil der Einwohner umgebracht worden, nun aber zum Theil wieder aufgebaut. Die umliegende Gegend ist fruchtbar, und vom Xenil, der bei Sevilla in den Guadalquivir fällt, gut bewässert.

Von Lachao war unsere nächste Station Sta. Fe',

wo die Generale Purmurent und Roison mit dem 12. Dragonerregiment zu uns stießen, um Sebastiani's Einzug in Grenada so glänzend als möglich zu machen.

2.

Wanderungen durch Spanien und Portugal im Gefolge der Französischen Armeen.

Von Volgmann.

(Fortsetzung.)

Zug nach Portugal.

Nachdem alle Zurüstungen zu dem beabsichtigten Zuge beendigt, die Truppen nach einem langen und beschwerlichen Marsche einer mehrwöchentlichen Ruhe genossen hatten und mit Zwieback und Reiß auf zwanzig Tage versehen waren, brachen die zu unserer Division gehörigen Regimenter, nach erhaltenem Befehl, am 14. December aus ihren bisherigen Standquartieren auf, und vereinigten sich auf dem Glacis von Almeida, dem angewiesenen Versammlungsorte, mit einem andern zu gleichem Zweck bestimmten Korps, unter dem Befehl des General Gardanne,

bestehend aus drei Bataillons Polnischer und Deutscher Infanterie und tausend Mann Kavallerie, von allen Regimentern, die aus den Hospitälern gesammelt, oder aus Frankreich kommend, ihren Korps zugeführt werden sollten. Mit Anbruch des Tages trafen die Generale Drouet, Conroux und Gerard von Ciudad Rodrigo im Dorfe Alameda ein, und verweilten eine Zeitlang bei dem Pfarrer des Orts, meinem zeitherigen Wirthe, einem von den seltenen Männern seines Standes, die nicht von der allgemeinen Gährung hingerissen, blind das Verdammungsurtheil über jeden der anders dachte und handelte, aussprachen, der aber deshalb nicht aufhörte, Spanier zu seyn, und im Gefühl seiner Würde und der unbegrenzten Macht, welche er über die Gewissen der Bewohner seines Kirchspiels ausübte, noch stolz auf die Ehre, den Herzog von Wellington, während der Belagerung von Ciudad Rodrigo, einige Tage in seinen Mauern beherbergt zu haben, den Französischen Befehlshabern die wahrscheinliche Folge des von dem Brittischen Feldherrn zum Alliirten herbeigerufenen Hungers und der im Innern des Landes anzutreffenden Schwierigkeiten, welche ihm eben so wohl bekannt waren, als wir sie

kaum ahneten, mit den lebhaftesten Farben schilderte. Spöttisch lächelnd klopfte ihm der General Drouet beim Abschied mit den Worten auf die Schulter: Sie sind ein braver Mann, wann werden Sie aber einsehen lernen, daß den wahren Muth kein Hinderniß aufhalten kann? „Sobald Sie mit Ihren Truppen in Lissabon angekommen seyn werden,“ erwiederte der Pfarrer, und verneigte sich. Gerührt schied ich von diesem biedern Geistlichen, der mir noch dankbar die Hand drückte für meine Sorgfalt, so sehr es meine Kräfte erlaubten, die Lasten dieser ausgesogenen Gegend zu mildern, aus welcher man noch vor dem Abmarsch alles Vieh aus den Wäldern entführt hatte, das unter die Regimenter vertheilt, ihnen zum Fleischbedarf nachfolgte. In seinem Wunsch, ihn, wenn ein günstiges Geschick mich wieder in diese Gegend führen sollte, aufzusuchen, lag deutlich ein geheimer Zweifel, ob dieß auch je geschehen könnte, da, nach den unter den Einwohnern laufenden Gerüchten, die in einem nicht minder prahlenden Tone, als der Französische Styl des glorieux battu, ihre Hoffnungen schon als Thatsachen ausposaunten, und durch die den Südländern eigene Lebhaftigkeit ihrer Wünsche vergrößerten, die

ganze in Portugal befindliche Armee vernichtet worden war, und ein ähnliches Schicksal unserer harrte.

Im Vorbeimarschiren besah ich die Trümmer des beim Rückzug der Engländer gesprengten Forts Conception, wovon noch drei halbe Monde und ein Theil des Hornwerks unbeschädigt geblieben waren, das man aber nicht für dienlich fand, wieder herzustellen, da der Kosten- und Menschen-Aufwand unter den jetzigen Umständen zu beträchtlich war, der Besitz der nur sechs Stunden von einander entfernten Festungen, Ciudad Rodrigo und Almeida, die Operationen hinlänglich sicherte, und der möglich schnelle Wechsel der Dinge überhaupt nicht in der Berechnung der Französischen Heerführer zu liegen schien, wie späterhin der durch Mangel an Provision veranlaßte Fall der letztgenannten Festung dieses deutlich bewies. Diese gegen die sonst gewohnte Vorsicht um desto mehr kontrastirende Sorglosigkeit, da das wandelnde Kriegsglück, seit dem Beginn dieses Kriegs, seine Unstätigkeit genugsam den Französischen Adlern gezeigt hatte, fand ihren Grund nur in der unbezweifelten Erwartung des gewünschten Resultats, dem zu Folge man mehr als ein Mal die Einnahme von Lissabon in Ciudad-Rodrigo feierte,

während die zu dessen Eroberung bestimmte Armee, auf einen kleinen Bezirk eingeschränkt, von mächtigen Feinden rund umgeben, und in sich selbst durch Hunger und Mühseligkeiten aller Art täglich vermindert wurde.

Zwei Stunden vom Fort Conception erhebt sich Almeida auf dem Gipfel eines Bergrückens, der nach drei Seiten in sanfter Abdachung hin endigt, nur auf der Westseite sich schroff gegen die Ufer der Coa hinabsenkt, die im raschen Laufe, schäumend und tobend über Felsen stürzend, womit ihr Bett besäet ist, dem Duero zueilt. Durch die schreckliche Explosion, welche während der Belagerung am 28. August desselben Jahres eine Bombe verursachte, die im heftigsten Feuer der Belagerer vor dem großen Pulvermagazin niederfiel, als man eben beschäftigt war, Munition nach den Wällen zu schaffen, und beim Zerspringen durch die Fährte des zerstreuten Pulvers den ungeheuren Vorrath im Innern erreichte, war die schön gebaute Stadt in einer Sekunde in einen Steinhaufen verwandelt, über 1200 Einwohner unter den Trümmern begraben, und bis ins Französische Lager hinaus Tod und Schrecken durch die dahin geschleuderten Steinmassen verbreitet worden. Zwar

hatte man uns schon in Ciudad Rodrigo den Zustand dieses Ortes nach dem Maßstabe der selbst erduldeten Schrecknisse als höchst traurig geschildert; aber noch um vieles wurde unsere Erwartung durch das furchtbarste Bild der Zerstörung, welches man sich denken kann, in der Wirklichkeit übertroffen. Durch die meisten Straßen konnte man nur mit vieler Mühe über die eingestürzten Mauern hinwegklettern; andere waren ganz verschüttet, und von der ganzen Bevölkerung nicht über dreihundert Personen mehr vorhanden, meist Kranke und Nothleidende, die Schatten ähnlich umherschlichen, und von den Wohlthaten des selbst dürftigen Soldaten ihr elendes Leben fristeten. Alle, deren Leben und Wohnungen jener fürchterliche Schlag verschont hatte, waren durch die von Wellington unterm 4. August erlassene Proklamation aus demselben vertrieben, nach der Jeder als Vaterlandsverräther erklärt und gerichtet wurde, welcher bei Annäherung des Feindes sich nicht entfernte, und alles vernichtete, was er nicht mit fortbringen konnte. Gewiß hat noch nie ein Volk kräftiger dem Sinne des leitenden Feldherrn entsprochen, als das Portugiesische, so schmerzhaft die geforderten Aufopferungen und so grausam selbst die Mittel waren,

die er zur Erreichung seiner Absichten anwendete; die sich aber durch ihren Erfolg als die einzig sichern bewährten.

Noch am nämlichen Tage, nachdem alle Truppenabtheilungen versammelt waren, wodurch nun unser Korps sich auf 12,000 Mann, die Truppen des General Gardanne mit inbegriffen, belief, passirten wir dicht unter der Festung die Coa, deren gegenseitiges Felsenufer sich steil zu einer Höhe von dreihundert Fuß erhebt, wodurch das enge Thal Val de mola gebildet wird, und wurden in die an Valverdinha nächst liegenden Dörfer vertheilt, die sämmtlich menschenleer und von allem entblößt waren, was nur einigermaßen als dienlich betrachtet werden konnte. Am empfindlichsten wurde uns der Mangel an Einwohnern schon am folgenden Morgen, wo mehrere Bataillons in den zahllosen Gebirgsschluchten sich verirrten, und daher erst so spät am Versammlungsorte eintrafen, daß wir nur noch wenige Stunden zurücklegen konnten. Von nun an durften wir uns auch nicht mehr trennen, denn auf allen Anhöhen und Gipfeln der Berge waren Bewegungen sichtbar, und Signalzeichen, nach Art der Telegraphen, errichtet, woraus wir die Nähe feindlicher Haufen vermuthen

mußten. Zwar wußten wir von unserer frühern, über Alfaystes gemachten Invasion, daß der General Silveira mit einem zahlreichen Korps Portugiesischer Milizen den Strich Landes zwischen Coimbra, Guarda und Almeida besetzt hielt, um die Verbindung mit Massena's Hauptarmee zu verhindern, ob aber die Vereinigung mit einer von Oporto heranahenden Verstärkung Engländer, unter den Befehlen des Obersten Trant, schon erfolgt sei, blieb uns, so wie die Stärke des Feindes, welche er immer sorgfältig zu verbergen suchte, noch ein Geheimniß. Seine Vorposten zogen sich bei unserer Annäherung stets eilfertig zurück, aber mit jedem Schritte fanden wir neue Hindernisse, die unsern Marsch verzögerten, und es erforderte oft ganze Tage, sie zu übersteigen. Bald fanden wir die Straßen durchschnitten, oder in Engpässen mit undurchdringlichen Verhauen angefüllt, bald in den unwegsamsten Gebirgsgegenden die einzigen gangbaren Felsen gesprengt, und mithin uns gezwungen, weite Umwege durch unbekannte Gegenden zu nehmen, und oft ganz ohne Pfad erst einen über Klippen und durch Gründe zu bahnen, die nur zuweilen vom Fuße eines kühnen Jägers betreten worden waren. In einem Lande

ferner, wo es der Bäche und Flüsse so viele gibt, wo in der regnerischen Jahreszeit, die den Winter ausmacht, jeder kleine Bach zum wogenden Bergstrom wird, und neue entstehen, deren Bett in den Sommermonaten mit reichen Ernten bedeckt ist, war die Zerstörung aller Brücken eine der vorzüglichsten Schwierigkeiten, die der Feind unserm Vordringen entgegensetzte, und immer mit Menschenverlust verknüpft.

Bis zum 18. waren wir der Straße nach Visen gefolgt, da aber der Hauptzweck des General Drouet die Aufsuchung des Massenaischen Heeres war, und zur Sicherheit dieses Zugs die Division Claparede gleich nach uns von Cindad Rodrigo aufbrach, um unsern Rücken zu sichern und die Kommunikation mit Spanien zu unterhalten, so nahmen wir am 19. unsere Richtung nach dem Mondegofluß, welchen wir auch schon den 20., Celoriko gegenüber, erreichten. Nach einer langen beschwerlichen Arbeit hatten die Sapeurs die steinerne Brücke, deren mittelsten Bogen die Engländer auf ihrem Rückzuge zerstört hatten, für die Artillerie in Stand gesetzt, die Kavallerie und ein Theil der Infanterie waren während der Zeit durch den angeschwollenen Fluß gewatet,

um die Stadt in Besitz zu nehmen, die übrigens, so wie alle Flecken, Dörfer und Fluren, zur Einöde gemacht worden war. Noch waren wir keines einzigen Einwohners, als nur in weiter Ferne, ansichtig geworden, so sehr man sich auch bemühte, einen derselben lebendig zu fangen, um nur zu erfahren, welche Partei Coimbra im Besitz habe, welcher Stadt wir uns nun näherten. Das Korps hatte im Ganzen noch mit keinem Feinde zu kämpfen gehabt, aber unter den Streichen der zusammengerotteten Haufen, die mit noch mehr Erbitterung, als die Spanier, ihren Boden vertheidigten und uns überall umgaben, fielen täglich die während des Marsches sich nach allen Seiten verbreitenden Marodeurs, und nicht selten ganze Detaschements, die auf Entdeckung ausgesendet wurden. Die Verlegenheit in Hinsicht des zu erwählenden Weges bestimmte endlich den Oberbefehlshaber, in Celoriko so lange zu verweilen, bis er auf irgend eine Art von dem wahren Zustande der Dinge unterrichtet wäre. Allerdings machte auch die gänzliche Unbekanntschaft der Ereignisse, die wie ein undurchdringliches Dunkel uns umhüllte, die große Verantwortlichkeit vor dem Haupte der Regierung, und die Erinnerung an

Düpont's Scharen, diese Lage für den Befehlshaber im höchsten Grade kritisch; doch ein glücklicher Zufall lichtete diesen Schleier am vierten Tage unsers Hierseyns. Ein nach Fourage ausgesendetes Kommando fand in einem Dorfe wenige Stunden von der Stadt einen Portugiesischen Kommissär mit mehreren Soldaten, die in gleicher Absicht, als unsere Truppen, dahin gekommen waren, und ohne Gegenwehr gefangen genommen wurden; zwar fanden letztere auf dem Wege nach der Stadt Mittel, zu entkommen, allein der Beamte wurde uns glücklich zugeführt, und durch Versprechungen und Drohungen bewogen, ertheilte er dem General Drouet die gewisse Nachricht, daß Coimbra von den Portugiesen und Engländern besetzt, Massena's Hauptquartier in Torres novas, Ney in Thomar, Reynier in Santarem und Junot in Punhete am Tajo sich befinde. Diese Nachricht erregte allgemeine Freude; der General Gerard feierte dieß frohe Ereigniß durch ein Fest, woran die vornehmsten Officiere der Division Theil nahmen, und am folgenden Morgen schlugen wir, über die Zahl der Feinde, die jener Kommissär auf 10,000 Mann Milizen, unter Silveira's Befehl, ohne einige Haufen undiscie

plinirter Bauern, angab, außer Zweifel, die Straße nach Coimbra ein, nicht, wie man anfangs glaubte, um den Besitz der Stadt zu erkämpfen, was außer dem Zweck unserer Operation lag, sondern um die bequemere, aus dem gebirgigen Beira nach dem ebenern Estremadura führende, Straße zu gewinnen, die bei Arganil am Alvafluß, den wir ebenfalls durchwaten mußten, sich von der von Almeida nach Coimbra laufenden trennt, und durch herrliche Landschaften, Wälder von Oliven-, Zitronen- und Pomeranzen-Bäumen, durch die fruchtbarsten aber wüste liegenden Fluren, mit hoher Aloe umzäunt, die in unglaublicher Menge an den Ufern der Flüsse wachsen, nach Leyria und Lissabon führt. — Aber alle diese schönen, mit zahlreichen Städten, Dörfern und Schlössern gezierten Gegenden waren von keinem lebendidigen Wesen belebt; eine Todtenstille, wie in den Wüsten Arabiens, von keinem menschlichen Laut, nur während unsers Durchzugs auf einige Stunden durch das kriegerische Getöse, unterbrochen, ruhte auf dem ganzen Umkreise, so weit der verderbende Arm des Englischen und Französischen Heeres gereicht hatte. Die reichen Weizenfelder, welche beim Eindringen Massena's in ihrer Reife gestanden hatten, waren

von den Engländern zertreten, verbrannt, die Vorräthe aller Art, welche man nicht hatte fortbringen können, ins Wasser geworfen und ganze Viehheerden umgebracht worden. Die ungeheuere Menge Wein und Oel, die zwei vornehmsten Produkte Portugal's, hatte man in den Straßen verschüttet, und alles bewegliche Eigenthum, was die entflohenen Einwohner nicht vernichten oder fortbringen konnten, hatten sie in die Erde oder in die geheimsten Winkel ihrer Häuser verborgen, wo sie es bis zu ihrer Rückkehr in Sicherheit wähnten. Aber die erfinderische Noth weckte bald den Scharfsinn der Soldaten, nachdem der zwanzigtägige mitgenommene Vorrath von Lebensmitteln schon in den ersten zehn Tagen aufgezehrt, oder, um sich die Last zu erleichtern, in der Hoffnung, bessere Nahrungsmittel, als den harten Zwieback, aufzufinden, weggeworfen worden war. Keine Hütte, kein Strauch in den Feldern und Gärten blieb nun ununtersucht, selbst Häuser wurden oft abgedeckt, weil man einige mit doppelten Mauern gefunden, die die zurückgelassenen Schätze in sich bargen, und man nun dasselbe von allen übrigen Gebäuden vermuthete. Gereizt von der Menge des glänzenden Metalls, so wie einst die Spanier und Por-

tugiesen bei dem Anblick desselben in der neuen Welt, hausete der Französische Soldat eben so grausam im 19. Jahrhundert, als jene im 16. gegen die unglücklichen Indianer verfuhren. Man blieb nicht bei dem Aufsuchen und Zerstören des beweglichen und unbeweglichen Eigenthums, sondern suchte auch selbst die Einwohner in ihren Wäldern, Höhlen und Zufluchtsörtern auf, um ihnen die geretteten Habseligkeiten zu entreißen, oder das Geständniß des Orts, wo sie dieselben verwahrt hatten, unter allen nur ersinnbaren Martern zu erzwingen. Diejenigen Landbewohner, welche ihren Boden nicht hatten meiden wollen, oder nach dem Durchmarsch der beiden Armeen sich in ihrem Asyl für weitere Verfolgungen sicher geglaubt hatten, wurden, wenn sie in die Hände des mord- und beutesüchtigen Soldaten fielen, ein Opfer seiner Wuth, ohne Unterschied des Standes, Geschlechts und Alters. Die bemittelten Einwohner der Städte, alle Staatsdiener und Geistliche, waren nach Lissabon dem Englischen Heere gefolgt, wohin auch der übrige große Haufen der Bettler und Faulenzer, folglich drei Fünftel der ganzen Bevölkerung, sich wendete, dort seinen Unterhalt aus den Händen der Engländer empfing, und daher gleichgültig die Pro-

klamationen und Aufforderungen des Französischen Heerführers las, womit dieser die Nation durch das Kundmachen des Verfahrens ihrer Verbündeten für sich zu gewinnen hoffte. Der Stand der Geistlichkeit war der heftigste Feind der Franzosen, und warf sich lieber in die Arme der Ketzer, die seine usurpirten Vorrechte nicht antasteten, als daß er eine Regierung begünstigt hätte, die, nach dem was in Spanien geschehen war, ihn den gewissen Verlust der ungeheueren, durch den Besitz von Jahrhunderten gesicherten, Reichthümer, und Vernichtung des heiligen Ansehens, worin er bisher in den Augen des abergläubischen Volkes gestanden hatte, erwarten ließ. Die Erinnerung an Junot's Herrschaft war allen, einer kleinen Anzahl Adeliger ausgenommen, zu lebhaft im Gedächtniß, und der Abscheu dagegen zu groß, als daß es der Französischen Beredsamkeit gelingen konnte, den mindesten Vortheil zu erlangen.

Von den uns umschwärmenden Haufen der Milizen und Bauern, die, unsern Marsch beobachtend, nur von Ferne folgten, wurden wir selten beunruhigt, da die zahlreiche Kavallerie in diesen ebenen Gegenden volle Freiheit zum Manövriren hatte, und uns dadurch hinlänglich gegen jeden Angriff sicherte; denn

denn nur mit der größten Ueberlegenheit wagten es die Guerillas von ihren Höhen zu steigen, wo unsere Unkunde des Landes ihnen alle Sicherheit verhieß, um zuweilen einige Nachzügler zu überfallen. Am 24. kamen wir in ein Dorf, worin ein Nonnenkloster war, dessen Bewohner sich nicht hatten entschließen können, ihre geheiligten Mauern zu verlassen; ohne den Schutz des General Gerard würden sie aber diesen Entschluß gewiß ernstlich bereut haben; er ließ eine starke Wache zum Schutze derselben bis nach dem Abmarsch der Truppen zurück, wofür am Morgen die Priorin dem General eine große Menge Wein und Kolonialwaaren zum Vertheilen unter seine Brigade mit dem ehrerbietigsten Danke zusandte.

Den 25. erreichten wir Penella, ein zwischen Hügeln verstecktes Städtchen, von ungefähr sechshundert Häusern, mit reichen Vorräthen aller Art versehen. Die hiesigen Einwohner hatten der abgesonderten Lage ihres Wohnorts zu fest vertraut, denn bei unserer Ankunft sahen wir eine Menge Volks, mit ihren nothwendigsten Habseligkeiten beladen, die Hügel von allen Seiten erklimmen und den Wäldern zueilen. Die aufgefundenen Lebensbedürfnisse

waren uns von dem höchsten Bedarf, denn schon seit mehreren Tagen hatten wir die durchzogenen Straßen so dicht mit Pomeranzenschalen übersäet, womit sich ein großer Theil der Truppen sättigte, daß dieß allein schon unsere Spur bezeichnet hätte. Hier trennte sich General Gardanne, der bisher immer den Vortrab gebildet hatte, von uns, und zog nach Thomar, wohin ihn ein Adjutant des Obergenerals begleitete, um vom Marschall Massena unsern weitern Bestimmungsort zu erfahren. Bis zu dessen Zurückkunft, am 31. December, rasteten wir in diesem Städtchen, und setzten am Neujahrstage 1811 unsern Marsch nach Pombal fort, um von da nach Leyria, dem angewiesenen Standquartier, zu gelangen. Die sechs Wegstunden von Penella nach Pombal waren äußerst beschwerlich und gefahrvoll, da der Weg längs einem Flusse hinläuft, der über seine Ufer getreten war und das zwischen zwei Felsen eingeengte Thal überschwemmt hatte, so daß die Infanterie Stunden lang bis an die Knie im Wasser marschiren mußte. Aber alle diese Unannehmlichkeiten, wozu noch ein in Strömen herabstürzender Regen und ein Umweg von beinahe zwei Meilen kam, wurden am Abend bei unserer Ankunft durch

das unvermuthete Zusammentreffen mit den, an demselben Tage von einer gegen Coimbra gemachten Rekognoscirung wieder eingetroffenen, Detaschements des 6. Armeekorps, reichlich vergütet. Nach einem achtzehntägigen, in steter Ungewißheit geleiteten Marsche, erblickten wir zum ersten Mal mit innigem Vergnügen wieder Menschen, und zwar Gefährten, die nicht weniger erfreut waren, als wir, nach so langer Zeit endlich wieder Nachricht von ihrem Vaterlande, ihren Freunden, Verwandten und den Ereignissen der übrigen Welt, von welcher sie gleichsam abgeschnitten waren, zu erhalten. Man fühlte wieder das Bedürfniß, sich mitzutheilen, und entschädigte sich in den gedrängten Augenblicken für die peinliche Leere, für das unangenehme Gefühl, sich, wie mit dem Bannfluch beladen, von allen lebendigen Wesen geflohen zu sehen. Die Freude des Wiedersehens verscheuchte selbst das Bedürfniß des Schlafs; in allen Straßen der öden Stadt loderten Bivouakfeuer, von Soldaten beider Korps umlagert, die bis zur Stunde der Trennung die gefüllten Bockshäute auf ihr gegenseitiges Wohl leerten, und dann eben so fröhlich von einander schieden, als sie sich bei ihrem Zusammentreffen herzlich bewillkommt hatten.

In Pombal trafen wir auf die große und einzige Hauptstraße des Landes (camino real), die von Lissabon nach Porto geht, aber außer ihrer ungewöhnlichen Breite und ihres geraden Laufs, mit riesenmäßigen Kork- und Kastanienbäumen eingefaßt, nicht die mindeste Aehnlichkeit mit den Chausseen Frankreichs und Deutschlands hat, die weniger von den Wirkungen der Jahreszeiten leiden, während jene im Sommer durch die Staubwolken, von der Hitze und der feinen Erde erzeugt, im Winter durch den Morast, das Reisen beschwerlich machen. Die sie von beiden Seiten begrenzende Landschaft ist hingegen desto anziehender; über das dunkle Olivengehölz, das den wellenförmigen Boden bedeckt, ragen graue Klosterthürme und reiche Landhäuser hervor, und gewähren in der Ferne einen schönen Anblick, der zugleich einen hohen Begriff von dem Reichthum und der Anzahl der Einwohner erregt; allein bei genauer Ansicht der in den Gebüschen versteckten Dörfer sieht man wohl, daß der Anschein von Glanz in keinem Verhältnisse mit der Wohlhabenheit der Bevölkerung steht, und daß die Pracht der Klöster und Palläste mehr von dem Reichthume des Adels und der Geistlichkeit, als von dem des Portugiesischen Volks im

Allgemeinen herrühre. Die Bauart der Dörfer gleicht denen in Polen und Rußland, oder auch in einigen Gegenden Deutschlands, wo eine Anzahl Hütten, einem Hottentottischen Kraal ähnlich, den Pallast des Dorfmonarchen, Seelenhirten oder Klostergeistlichen, umringt; aber doch noch weit auffallender, als in jenen Gegenden, wo der rauhe Boden, regelmäßig das halbe Jahr hindurch mit Schnee und Eis bedeckt, oft nur karg dem Fleiße seines Bebauers lohnt, ist es hier, wo die Natur so verschwenderisch ihre Gaben dem Menschen ohne Mühe darbietet, den größten Theil ihrer Kinder bei aller Fülle ihrer Segnungen darben zu sehen. Ein trauriger Beweis von der Trägheit und Unwissenheit derselben.

Von den Anhöhen erblickt man in grauer Ferne vor sich die Berge von Ourem, links die mit der Straße fast parallel laufende Gebirgskette von Cintra, die an der Grenze von Estremadura an die Sierra de Estrella stößt, und rechts sieht man zuweilen den Atlantischen Ocean durch die bewachsenen Hügel hindurchschimmern, dessen Toben bei der stürmischen Witterung in einer Entfernung von sechs Stunden deutlich hörbar war. Schon waren wir dicht an

Leyte, ohne etwas davon wegzunehmen, da er hin= ter einem ansehnlichen Berge von dieser Seite ver= borgen bleibt, bis man sich am Eingange der Stadt befindet; die übrigen Seiten sind ziemlich eben, nur ein regelmäßiger, hoher Felsen, der wie eine Ruine glänzt, da steht und die umliegenden Fluren weit übersieht, erhebt sich dicht an der Stadt, und trägt auf seinem Gipfel die Trümmer eines alten Schlos= ses, das bis zum 16. Jahrhundert die Wohnung der Bischöfe und Erzbischöfe war. Der jetzige be= wohnt einen neuen, geschmackvollen Pallast, auf der Hälfte des Felsen an einem Abhange seit wenigen Jahren erbaut, der zur Wohnung aller drey Ge= nerale bestimmt wurde.

Unsere Ankunft in diesem neuen Standquartier war nicht sehr erfreulich; die Hälfte der Gassen war durch den ausgetretenen Aufluß überschwemmt, der durch die Stadt fließt und bei Pocchet, sechs Meilen davon, sich in den Ocean ergießt. Jedem Regimente wurde vorläufig ein Stadtviertel angewie= sen, das nachher die Häuser kompagnieweise unter sich vertheilte, und von allem Besitz nahm, was zur Haushaltung erforderlich war, selbst die Negern

stände des Luxus nicht ausgeschlossen, als ob wir für immer unsern Aufenthalt hier gewählt hätten.

Aufenthalt in Leyria.

Leyria und die ganze nördliche Gegend von Estremadura, so weit sie im Bereich der Französischen Streifkorps lag, war im Vergleich mit der Provinz Beira, wo die Schnelligkeit des Durchzugs die systematische Verwüstung nicht in dem Maße erlaubt hatte, noch weit mehr verheert, und schon in den ersten Tagen, wo sich der Hunger auch einstellte, bedurfte es der ausdauerndsten Geduld und Anstrengung des Soldaten, um die hier und da verborgenen Lebensmittel auszuspähen. Bei genauerer Kenntniß der Gegend, die wir nach und nach erlangten, fanden wir zwar zuweilen noch einige Vorräthe von Mais, Wein und Fleisch, allein das unentbehrlichste Mittel zur Verfertigung des Brotes fehlte ganz, nämlich die Mühlen, die alle unbrauchbar gemacht worden waren. Die Noth mußte auch hier, wie schon oft, zur Lehrmeisterin dienen; man zerrieb die Maiskörner, wie der Maler seine Farben, auf einem großen geebneten Steine, mittelst eines kleinern, und rührte dann von diesem geschrotenen Mehle allmälig

so viel in einen Kessel mit siedendem Wasser, bis es zu einem dicken Brei geworden war, würzte ihn, in Ermangelung des Salzes, mit einigen Patronen, ließ ihn erkalten, und verzehrte ihn dann, in Stükken geschnitten, als die tägliche und einzige Nahrung. Auch in Italien, vorzüglich in Piemont, wird diese Speise, nur von einer andern Zubereitung, unter dem Namen Polenta häufig genossen. Aber auch diese Speise, die auf den Tischen der Generale wie auf den der Soldaten stand, fehlte manchen Tag, und dann nahm man seine Zuflucht, wie schon früher, zu den Zitronen und Orangen, die die Gärten und Gehölze im Ueberfluß darboten.

Ein allgemeines Magazin für die Division konnte nicht errichtet werden, da jeder einzelne die von ihm entdeckten Vorräthe nur mit seinem Regimente oder seiner Kompagnie theilen wollte, aber nicht mit allen übrigen Truppen, und daher geschah es oft, daß einige im Ueberfluß auf einen Tag, ohne Sorgen für den andern Morgen, schwelgten, während andere aufs strengste fasteten. Jedem Obersten lag die Sorge für die Verpflegung seines Regiments ob; er suchte zu diesem Zwecke die Marodirung nach dem

vom General Conroux ertheilten Befehle bestmöglichst einzurichten.

Von jeder Kompagnie wurden fünf Mann gewählt, die, zu einem Kommando vereinigt, Esel und Maulthiere mit sich führten, und jeden Steg, jedes Thal oder Gebüsch ausspähend, in einem Umkreise von zehn bis zwölf Stunden nach allen Richtungen umherstreiften, bis sie einige Vorräthe gesammelt, oft erst nach acht Tagen mit ihrer Beute heimkehrten, welche dann unter die übrige Mannschaft vertheilt wurde. Während der Abwesenheit des ersten Kommandos wurde schon ein zweites bestimmt, das, sobald jenes angekommen war, auch auf neues Glück auszog, das freilich nicht allemal günstig war, denn oft kehrten die ausgesendeten Trupps leer und mit blutigen Köpfen zurück, und mehrere blieben ganz aus, von denen wir nie wieder etwas vernahmen.

Auf diesen Zügen, wo der Soldat aller Banden der Disciplin entbunden war, entsagte er auch allen menschlichen Gefühlen.

Zwar sind fast alle Länder Europas Zeugen des übermüthigen Frevels, der verübten Grausamkeiten der Französischen Heere gewesen, unter

unter allen Himmelsstrichen sind Aschenhaufen und Leichenhügel von ihnen aufgethürmt worden, aber noch nie hatten sie einen so wahrhaft kannibalischen Charakter geäußert, als hier, der Abscheulichkeiten hervorbrachte, die ans Unglaubliche grenzen, und die Feder des Augenzeugen gegen eine weitläuftigere Schilderung verhärten. Geld blieb stets das allgemeine Losungswort, das Befehlshabern und Untergebenen zum Ziele ihres Trachtens diente; denn nicht nur der gemeine, rohe Soldat knüpfte, mit einem Stricke immer dazu versehen, jeden Einwohner, wenn dieser ihn befriedigt hatte, oder dieß nicht konnte, ohne Unterschied auf, auch Officiere übten dieselben Grausamkeiten aus, um sich zu bereichern. Ein dunkeles Gerücht hatte sich verbreitet, daß eine Summe von mehreren Millionen unter den Ruinen auf dem Felsen verborgen wären, sogleich ließ der General Conroux unter der Leitung der Ingenieurofficiere das Innere des Berges einige Wochen lang, aber vergeblich, durchsuchen.

Zu allen den Uebeln der zerstreuten, mit steter Todesfurcht geängstigten Bewohner, gesellte sich die immer mehr überhandnehmende Hungersnoth mit ihrem fürchterlichen Gefolge, die eben so viele hin-

wegraffte, als das Bayonnett und der Strick der Franzosen. Wenige hatten den Aufenthalt der Feinde auf ihrem Boden für so lange wahrscheinlich gehalten, und befanden sich nun außer Stand, die geringsten Früchte von ihren zerstörten, verwüsteten Fluren zu ernten. Von Verzweiflung getrieben, verließen sie ihre Schlupfwinkel und nahten sich haufenweise den von Franzosen besetzten Ortschaften, um sie zum Mitleiden zu bewegen, und durch die Uebernahme der niedrigsten Geschäfte ihr Leben zu erhalten.

Leyria bot in diesen Umständen den sonderbaren Anblick einer nur von Männern bewohnten, militärischen Republik dar, wo eine gewaltsame Umwälzung Besitz und Besitzer verändert, und eine ganz neue Bevölkerung mit einemmal an die Stelle der alten getreten war, von deren Daseyn keine Spur mehr vorhanden war, als ihre Wohnung. Unter den neuen Bewohnern, die sich als einstweilige Eigenthümer der Häuser und Palläste ansahen, herrschte nicht der gesellschaftliche Verkehr des bürgerlichen Lebens; Jeder sorgte nur für sich oder sein Bataillon, so daß jedes einen Familienstamm bildete, in welchem eine völlige Gemeinschaft der Güter herrschte,

und die alle von dem Bande der Disciplin gemeinschaftlich gehalten wurden. Aber bald vermehrten die mannigfaltigen, immer fühlbarer werdenden Bedürfnisse, verbunden mit dem Reiz des Gewinns, das einförmige Streben nach Lebensunterhalt. Die leeren Gewölber, welche den Markt umgaben, füllten sich mit mancherlei unentbehrlichen Gegenständen, welche die uns folgenden Marketender und Spekulanten zu ungeheuren Preisen verkauften, da der Soldat mit einer Menge Gold und Silber beladen war, und der Werth der Sachen von der Nothwendigkeit und der größern oder geringern Seltenheit allein bestimmt wurde. Durch die Länge der Zeit und die unaufhörlichen Märsche waren die Kleider und Schuhe der Truppen ziemlich abgenutzt; an Stoff zur Verfertigung anderer fehlte es nicht, wohl aber an Arbeitern und den geringfügigsten Kleinigkeiten. So bezahlte man eine Nähnadel mit drei bis vier Thalern, Zwirn, Nägel, Seife in gleichem Verhältniß, dahingegen die geplünderten silbernen Geräthschaften das Pfund mit zehn Franken bezahlt wurden, welche die Marketender aufkauften, in der Hoffnung, sie mit reichem Gewinn dereinst bei unserer Rückkehr zu

veräußern. Jeder suchte dann, wenn er sich Schätze errungen hatte, dieselben in Gegenstände zu verwandeln, welche ihm den Transport erleichterten und den Besitz vor den raubgierigen Augen Anderer verbargen. So entstanden Handel, Wechselgeschäfte und eine Art von Gewerbe, kunstmäßig das Verborgene aufzufinden. Da der Militärdienst sehr unbedeutend war, und sich fast einzig auf die Marodirung, das Mahlen des Korns und das Reinigen der Gassen beschränkte, so blieb dem Soldaten der größte Theil der Zeit übrig, den er auch nur dazu anwandte, mit dem Ladestock oder eisernen spitzigen Stäben und Hacken versehen, jeden Fuß breit Landes in Häusern und Feldern zu untersuchen; tönte es ihm dann dumpf und hohl entgegen, so war kein Befehl, kein Hinderniß im Stande, ihn davon zurückzuhalten. Tage und Wochen wandte er auf das Durchwühlen ganzer Felder an, wenn ihm nur ein einziger Strahl der Hoffnung schimmerte, und oft war man zweifelhaft, welche von beiden die meiste Bewunderung erregten, diejenigen, welche die verborgenen Orte gewählt hatten, oder die, von denen sie ausgewittert wurden. In der Kathedralkirche, einem prächtigen Gebäude mit einem Kloster,

waren die Grüfte erbrochen, die Leichname ihrer Gewänder und ihres Schmucks beraubt worden, und da man früher schon im Innern eines Altars einige Kostbarkeiten entdeckt hatte, entging auch dieser, das Meisterstück eines Italienischen Künstlers von Cararischem Marmor, nicht der Zerstörung. Was man in den Gräbern und dem Altare vergeblich gesucht hatte, fand doch noch ein geübter Schatzgräber. Unter einer Treppe ward ein Magazin von 20,000 Ellen Tuch und bedeutenden Summen Geldes gefunden, von dem jedes Regiment einen Antheil zur Bekleidung erhielt. Der größte Schaden aber, der an dem Eigenthum verübt wurde, geschah durch das Umhauen der Olivenwälder, die eine so reichhaltige Erwerbsquelle vieler tausend Bewohner waren, und diese Verwüstung, die auf ausdrücklichen Befehl geschah, wird für Portugal noch lange fühlbar bleiben, da der Olivenbaum nur sehr langsam wächst.

Mittlerweile waren gegen das Ende Januars alle umliegende Gegenden rein ausgesogen, die Streifkommandos mußten immer weiter ziehen, und brauchten folglich längere Zeit zur Rückkehr, der wir stets schmerzlich entgegensahen, denn kaum reichten die eingebrachten Vorräthe während der Abwesenheit der

Ausgezogenen hin. Der stete Uebergang vom drückendsten Mangel zur Unmäßigkeit, die Art der Nahrungsmittel, führten endlich epidemische Seuchen herbei, gegen welche die Kunst der Aerzte keine Hülfsmittel besaß. Von der einzigen Apotheke, welche es in Leyria gegeben hatte, fanden wir nur die Spuren der Gläser, alles übrige Brauchbare war zertrümmert, und alle Feldarzeneien waren mit den Wagen in Ciudad Rodrigo geblieben. Den zahlreichen Kranken, die sich mit jedem Tage vermehrten, konnte man daher nicht das geringste Heilmittel darbieten; späterhin verfertigte ein Chirurgus einen Liquor von destillirten bittern Pomeranzen, der aber von keiner Wirkung gegen diese Art von Krankheit war, welche sich gleich in den ersten Tagen mit einer schmerzhaften Diarrhee ankündigte, die oft tödtlich wurde, worauf Kraftlosigkeit und Anfälle von Delirium folgten, die nach ein und zwanzig Tagen, der gewöhnlichen Dauer des Uebels, Genesung oder Tod herbeiführten. Wenige blieben davon befreit, nur Mäßigkeit im Genuß der Polenta verminderte die Gefahr; ich selbst machte diese Erfahrung mit vielen Andern; wir wurden nicht eher von dem Fieber ergriffen, bis beim

Anfang des Rückzugs die Noth aufs höchste gestiegen, und keine andere Nahrung zu finden war.

In den ersten Tagen des Monats Februar mußte unsere Brigade eine Rekognoscirung gegen das in der Nähe von Obidos stehende Englische Korps unternehmen, die keine weitere Resultate lieferte, als uns von der Mißlichkeit unserer Lage fester zu überzeugen. Wir trafen schon die feindlichen Vorposten jenseits des berühmten Klosters Alcabaca am Alcoafluß, das beim Rückzug nach Leyria nach dem ausdrücklichen Befehl des Marschall Massena zerstört und verbrannt werden mußte; eins der größten und prächtigsten Gebäude, welches alles in sich vereinigte, was die Bewunderung des Kenners und das Staunen der Völker erregen konnte, und das, durch sein hohes Alterthum, an welches sich so viele Denkwürdigkeiten der Geschichte knüpfen, schon ehrwürdig, noch eine Unzerstörbarkeit besaß, die es für die fernsten Jahrhunderte noch gegen den Zahn der Zeit und, bei seiner Verwüstung, gegen die Flammen schützte, wenn man nicht alles angewendet und selbst das Geschütz gegen die trotzenden Mauern gerichtet hätte. Noch vor der gänzlichen Einäscherung war ich nach Leyria gesendet worden, wohin die Truppen aber nicht eher

zurückkehrten, bis alles vernichtet war, was einen Anschein der ehemaligen Größe verleihen konnte. Bald nachher wurde ein ähnliches Zerstörungswerk in Batalha, dem schönsten Kloster Portugals, unternommen, wo sich ein ungeheueres Magazin Baumwollengarn befand, das ebenfalls den Flammen übergeben wurde. Alles was in unserm Bezirk von einiger Wichtigkeit war, entging der Vernichtung nicht. Man schien vorzüglich dem frommen Aberglauben der Portugiesen durch die frevelhafteste Entweihung ihrer geheiligten Orte am meisten wehe thun zu wollen, und sich an ihrem Gefühl für den ausdauernden Muth zu rächen, an welchem die Strategie der Französischen Befehlshaber und die erprobte Tapferkeit ihrer Soldaten scheiterten.

Deutlich schien es gegen Ende Februars, daß kein anderes Mittel als der Rückzug nach Spanien uns aus dieser Lage reißen konnte; nur über den zu ergreifenden Weg waren die Meinungen getheilt. Der kürzeste war, über den Tajo zu gehen und sich mit dem im Spanischen Estremadura stehenden Marschall Mortier in Verbindung zu setzen; denn auf derselben Straße uns zurückzuziehen, durch welche wir eingedrungen waren, schien, außer der

größern Länge des Marsches, mit zu vielen Schwierigkeiten verbunden; gleichwohl befanden sich alle unsere zurückgelassenen Effekten, Montirungsstücke, Artillerie, die Kasse und sämmtliche Bagage in Ciudad Rodrigo. Hätte man der dringendsten Nothwendigkeit, dem Mitleid, Gehör verliehen, so hätte man schon längst aufbrechen müssen, denn das Elend hatte seinen höchsten Gipfel erreicht, aber noch wollte Massena seinen eisernen Willen nicht beugen und vor den Augen der Welt sich von den Maßregeln Wellington's nicht für überwunden erklären, was sich indeß bald zeigen mußte.

Schon mehreremal hatten wir aus dem Hauptquartier Transporte von Lebensbedürfnissen erhalten; auch diese waren endlich erschöpft, und die Gewißheit des nahen Aufbruchs ging aus dem Befehl vom 26. Februar hervor, zu Folge dessen jedes Regiment sich auf zehn Tage mit Provision versehen, und alle Lastthiere zur Fortschaffung der Kranken anwenden sollte. Unsere Division hatte deren noch über dreihundert, eine gleiche Anzahl war während unsers zweimonatlichen Aufenthalts gestorben, ohne hierzu den Verlust an Gefangenen und Ermordeten zu rechnen, der sich allein, nach einer am 28. Februar gehaltenen

Musterung, auf 1400 Mann belief. Von neunzehalbtausend, die die Division beim Abmarsch von Almeida zählte, waren demnach, ohne ein Gefecht geliefert oder den Feind nur gesehen zu haben, noch 6400 Mann übrig, alle von dem Wunsche belebt, diese verpesteten Einöden zu verlassen, aber die Beschwerden und Gefahren nicht ahnend, welche unserer warteten.

3.

Beiträge zur Geschichte der Revolution von Caraças.

Von H. Poudenx und F. Mayer.

Aus dem Französischen.

(Fortsetzung.)

Der hohe Adel und die farbigen Leute gaben den Beschlüssen der Junta ihren Beifall; aber der niedere Adel und die weißen Bürgerlichen zeigten mehr Kälte. Die Geistlichkeit, unter dem unmittelbaren Einfluß des Erzbischofs, folgte dem Geiste ihres Oberhaupts, und dieser legte feierlich den Eid der Treue für die neue Regierung ab.

Von ihren ersten Erfolgen ermuthigt, vergaß das Volk, daß die Nationen nur durch das Zusammenhalten des Gemeingeistes bestehen; es vergaß, daß ohne feste Regierung und ohne Alliirte *) eine Nation kühne Unternehmungen nicht leicht ausführt, und wenn es sich erinnert hätte, daß es den Völkern nicht gelingt, ein sie drückendes Joch abzuwerfen, als nur nachdem ihr sittliches Gefühl sich von den der Civilisation schädlichen Vorurtheilen befreit hat, so würde es die Irrthümer, in welche es verfallen ist, vermieden haben.

Dieses Volk überließ Napoleon die Sorge für seine Sicherheit, und, auf Spaniens Unglück rechnend, dachte es nicht an die Zukunft. Dieser Mangel an Vorsicht riß es unerwartet in die Gräuel des Bürgerkrieges. Es glaubte sich stark auf eigenem Boden, und dachte an keine Vertheidigungsmittel für den Fall, daß es angegriffen würde; es verachtete die Europäer, die sich unter ihnen befanden, und nahm einen unerklärlichen Ton der Großmuth gegen die mit Joseph's Regierung unzufriedenen Spanier an. Man vermochte diese, sich in dem Lande niederzulassen.

*) England war damals mit Spanien verbunden.

Um diese Zeit forderte die Junta alle zu ihrer Partei gehörende Provinzen auf, Deputirte nach Caracas zu senden, um einen konstituirenden Kongreß zu bilden. Vor der Versammlung desselben stritt man sich über den Vorsitz, über die gegenseitigen Eigenschaften jedes der Häupter der unabhängigen Partei. Man machte Verbesserungsvorschläge, bevor man für die nothwendigsten Bedürfnisse gesorgt hatte; diese Nationalversammlung endlich glich einem Baumeister, der einen prächtigen Pallast aufführen will, ohne die nothwendigen Materialien dazu in seiner Gewalt zu haben.

Mittlerweile arbeitete die Partei des Mutterlandes insgeheim, und setzte sich mit ihren Häuptern, die sich in Porto-Rico aufhielten, in Verbindung; diese gingen nun darauf aus, die neue Regierung in Caracas umzustürzen. Sie bildeten zu Caracas und Valencia den Mittelpunkt ihrer Operationen; die letztere Stadt war ohnehin eifersüchtig auf das Uebergewicht der erstern. Contavaria, der sich auch in Porto-Rico aufhielt, war die Seele des Komplots. Unter denen, die diese Verschwörung leiteten, blieb der Name derer von

Caracas stets unbekannt *); allein unter denen von Valencia wollen wir Isturta auszeichnen, der zu dieser Zeit im Besitz des Tabaksmonopols war, ferner den Marine-Lieutenant Tiscar und den Franziskaner-Mönch Hernandez. Das heimlich organisirte Komplot sollte zu gleicher Zeit in Caracas und Valencia ausbrechen. In letzterer Stadt bestand es aus Kreolen, Europäern, farbigen Leuten und Negersklaven, denen man die Freiheit versprochen hatte. Zu Caracas waren die vornehmsten Häupter Canarier.

Am 11. Juli 1811, Nachmittags zwischen drei und vier Uhr, zogen die Verschwornen von Caracas bewaffnet nach dem Quartier, wo sich die Waffen und das Pulver befanden. Sie waren so unvorsichtig gewesen, sich Tages vorher dem Aufseher über das Magazin zu entdecken, um ihn für sich zu gewinnen; allein dieser, an dem Erfolg der Unternehmung zweifelnd, verrieth der Regierung das Geheimniß,

---

*) Es ist wahrscheinlich, daß Montenegro eine wichtige Rolle in dieser Verschwörung gespielt hat; wenn er nicht ihr sichtbares Oberhaupt war, so war er wenigstens einer der vornehmsten Anstifter derselben.

und diese ergriff die nothwendigen Maßregeln. Als die Verschwornen an dem bestimmten Ort anlangten, wurden sie mit Flintenschüssen empfangen. Sie hatten nicht Zeit, sich ganz zu versammeln, und die, welche schon beisammen waren, wurden in einem Augenblick zerstreut. Mehrere wurden verwundet, und das von der Junta in Bewegung gesetzte gemeine Volk lief mit Messern und Säbeln bewaffnet, herbei. Dieser Tag, an dem ein Gemetzel zwischen beiden Parteien hätte entstehen können, ging ohne großes Blutvergießen zu Ende. Mehrere Canarier wurden arretirt; andere entkamen, und die Gefängnisse von Caracas füllten sich mit den Anhängern Ferdinand VII. So endigte dieser erste Theil der Verschwörung.

Einige Tage nachher schlug Miranda vor, ein strenges Beispiel zu geben, um die Ruhe zu erhalten. Zwölf bis vierzehn von diesen unglücklichen Gefangenen, unter denen es einige schätzbare Männer gab, z. B. Dias Flores und Sanchez, deren einziges Verbrechen darin bestand, verleitet worden zu seyn, wurden zum Tode verurtheilt. Sie wurden erschossen, dann aufgehenkt, und ihre vom Rumpf getrennten Köpfe in hölzernen Käfichen, die

man in allen Zugängen der Hauptstadt an Pfähle befestigte, zur Schau gestellt. Dieses gräßliche Schauspiel erfüllte die Gemüther aller friedlichen Büger mit Abscheu und Furcht, und bezeichnete die ersten Blätter der Geschichte der Befreiung der Spanischen Kolonien mit blutigen Zügen. Der Art sind allgemein die traurigen Folgen strenger Mittel, die ohne Nothwendigkeit gegen Völker angewendet werden, deren Leidenschaften stürmisch sind; sie bringen den Gemeingeist nur zur Schwärmerei, statt den Aufschwung desselben zu hemmen. Man erregt statt der Ruhe, die man zu erlangen beabsichtigt, nur Haß und Rachsucht, verwandelt friedliche Menschen in blutdürstige Tiger, und der blühendste Staat wird ein Wohnplatz des Verbrechens und des Jammers.

In Valencia waren viele Anhänger des Mutterlandes vereinigt. Sie vermehrten ihre Partei mit einer großen Anzahl Neger, die sie durch den Reiz der Freiheit an sich lockten. Die Stadt, ihren eigenen Kräften trauend, erklärte sich in offener Insurrektion gegen die Regierung von Caracas, und sie sollte nun wieder zum Gehorsam gebracht werden. Der General Miranda, der sich unentbehrlich machen wollte, und einen großen Anhang hatte, riß

theils durch seine Ränke, theils durch seinen Ruhm, alle Stimmen an sich. Man gab ihm das Kommando über ein Korps, das aus Kreolen und einigen Französischen und Englischen Officieren, die man angestellt hatte, zusammengesetzt war. Diese Armee war viertausend Mann stark; sie zog gegen Valencia, und einige Angriffe *), die mit Vortheil ausgeführt wurden, gaben diesen neuen Soldaten Muth. In der Stadt hatten die Einwohner einen Hinterhalt gelegt; Miranda bemächtigte sich der Zugänge sehr leicht, zeigte aber sehr wenig militärische Klugheit, als er seine Truppen einrücken ließ, ohne die bei solchen Umständen nothwendigen Vorsichtsmaßregeln genommen zu haben. Er vernachlässigte es, die verschiedenen Quartiere von seinen Tirailleurs rekognosciren zu lassen, und ließ einige Abtheilungen seiner Armee sich auf dem Markt aufstellen. Als sie vor dem Franziskanerkloster angelangt waren, wurden sie mit Flintenschüssen, die aus dem Kloster und

---

*) Unter diesen Angriffen wollen wir den des Moro bemerken, wo der Mulatten-Oberst Arevalo sich sehr auszeichnete. Der Moro war ein von vier Kanonen vertheidigter Hügel, den dieser Officier mit vieler Unverzagtheit wegnahm.

den umstehenden Häusern kamen, empfangen. Bei diesem Signal schossen die Insurgenten, welche sich in ihren Häusern verrammelt hatten, auf die in der Straße befindlichen Truppen; mehrere Soldaten blieben, ohne sich vertheidigen zu können, und ihr Tod war durch die Unvorsichtigkeit ihres Generals herbeigeführt worden. Nun zog die Armee sich zurück, die Stadt wurde blokirt, und man traf Anstalten, sie, im Fall eines hartnäckigen Widerstandes, zu belagern. Man ließ Kanonen und einige Haubitzen von Caracas kommen. Die Einwohner, welche von den Maßregeln, die gegen sie genommen werden sollten, unterrichtet waren, und die Plünderung fürchteten, wenn die Stadt mit Sturm genommen werden sollte, entschlossen sich, eine Kapitulation vorzuschlagen.

Da sie von den Mönchen geleitet wurden, verlangten sie, die Kapitulation sollte mit dem Erzbischof abgeschlossen werden, allein Miranda, der über den ersten Widerstand aufgebracht war, und es lächerlich fand, daß ein Geistlicher ihm die Ehre des Feldzugs rauben sollte, ließ ihnen antworten, daß, wenn sie sich nicht auf Diskretion ergäben, er der Ankunft des Erzbischofs Kanonen und Haubitzen vor-

angehen lassen würde. Die Stadt ergab sich auf diese Drohung und der Sieger ging mit Mäßigung zu Werke. Indeß wurde doch einiges Privateigenthum und aus den Magazinen viel geplündert. Die Mönche, Urheber der Insurrektion, wurden arretirt und in die Gefängnisse gesteckt; allein der größte Theil der Europäer entkam und zog sich nach Coro zurück. Die, deren man habhaft werden konnte, wurden nach Caracas gebracht, wo sie lange eingesperrt blieben, und das Ende dieser blutigen Tragödie, die beiden Parteien einige ausgezeichnete Männer gekostet hatte, war, daß der rebellischen Stadt die repräsentativen Rechte zugestanden wurden.

Kurz nach der Erklärung der Unabhängigkeit wurden die Ausländer eingeladen, sich in den Provinzen anzusiedeln. Es langten darauf mehrere Menschen, größtentheils Franzosen, in Caracas an.

Der konstituirende Kongreß trat an die Stelle der Junta. Er errichtete eine ausübende Gewalt von drei Mitgliedern *), diese wurden beauftragt, das Regierungsgeschäft zu leiten; dem Kongreß gab

*) **Balthazar Padron, Escalona** und **Mendoza**.

man den Titel Majestät, der ausübenden Gewalt den Titel Hoheit.

Die Spanischen Gesetze wurden beibehalten, mit Ausnahme derer, die der Unabhängigkeitserklärung zuwider waren.

Miranda war noch zu Valencia. Da er auch Mitglied des Kongresses war, so traf er Anstalten, nach Caracas zurückzukehren. Er erhielt Befehl, seine Armee zu verabschieden, kam nach der Hauptstadt zurück und wurde unter dem Jauchzen des Volks bewillkommt. Die farbigen Leute besonders zeigten einen großen Enthusiasmus für ihn. Man ging ihm entgegen, und es erschallte der Ruf: es lebe der General Miranda! Allein wenige vornehme Leute aus der Stadt nahmen Antheil an diesem Volksfeste. Man bemerkte bei seinem Einzuge, daß zwei Neger zu Pferde Geld unter den Pöbel ausstreuten, und die Leute, die dem General zujauchzten, zu bezahlen schienen.

Miranda nahm bloß als Deputirter Sitz im Kongreß. Allein die Unfälle, die er zu Anfang des Angriffs auf Valencia erlitten hatte, dienten den Absichten der ihm entgegengesetzten Faktion. Sie hielt diesen Mann, der so vielen Einfluß auf die

Truppen hatte, nach seiner Rückkehr für noch gefährlicher. Das erste, was man gegen ihn vornahm, war die Verabschiedung der Armee, die doch in diesem Augenblick so nothwendig wurde, um den Krieg gegen Maracaibo und Guiana fortzusetzen, als auch, um sich, im Fall eines Anfalls, vertheidigen zu können. Seine Feinde mochten lieber ohne Armee seyn, als eine haben, die unter seinem unmittelbaren Einfluß stände. Die ersten Operationen seines Feldzugs wurden im Kongreß mit Heftigkeit angegriffen. Die Toro und ein Tovar zeichneten sich unter seinen Feinden am eifrigsten aus. Die Montilla, die nicht zum Kongresse gehörten, und deren Verfahren von einem Ausländer, einem Feinde Miranda's, geleitet wurde, arbeiteten auswärts gegen ihn. Da aber seine Gegner ihm sehr unterlegen waren, so trat er triumphirend aus allen diesen Beschuldigungen hervor. Indeß vermehrte dieser Streit den Haß der beiden Parteien sehr; und wenn dieser Mann eben so viel Muth und Festigkeit, als Ehrgeiz, gehabt hätte, so hätte er sich damals des Ruders der Regierung bemächtigen und das Glück seines Vaterlandes machen können.

Der Kongreß beauftragte Don Gabriel Ustá-

riß, einen wegen seiner Talente bekannten Mann, einen Konstitutionsentwurf auszuarbeiten, und er selbst beschäftigte sich mit der Organisation des Landes. Er verlor seine Zeit mit der Eintheilung der Provinz Venezuela, deren Ausdehnung und politisches Uebergewicht den andern Provinzen gefährlich schienen. Diese Diskussionen erhielten eine Trennung in der Regierung, welche die Absichten der der Unabhängigkeit entgegengesetzten Partei begünstigte.

Die ausübende Gewalt ordnete eine Expedition gegen Guiana an. Der Oberst Solar, ein Europäer, kommandirte sie. Viele Kanonierschaluppen liefen von Puerto Cavello, Guayra, Barcelona und Cumana aus. Sie liefen in den Orinoco ein und sollten mit der Landarmee zur Einnahme der Stadt San Thomas d'Angostura, die, da sie den Fluß beherrschte, der bedeutendste Angriffspunkt wurde, mitwirken. Da diese Seeexpedition aber wenig Tage nach ihrer Ankunft eine Niederlage erlitt, so befand sich die Landarmee in der Unmöglichkeit, etwas zu unternehmen. Die öffentliche Meinung beschuldigte den Obersten Solar der Untreue, und seine Eigenschaft als Europäer vermehrte die Zweifel über seine Person.

Mitten unter diesen Ereignissen wurde die Dürftigkeit des öffentlichen Schatzes täglich fühlbarer; sie wurde durch große Vergeudung und die Ausfuhr des baaren Geldes, gegen welche die Regierung noch keine Maßregel ergriffen hatte, herbeigeführt. Nur zu spät wurde sie die Irrthümer gewahr, die sie in finanzieller Hinsicht begangen hatte. Sie verbot nun die Ausfuhr des Silbers, und entschloß sich, Papiermünze einzuführen. Man dekretirte, daß Zettel bis zum Belauf von acht Millionen Gourdes gemacht werden sollten, und man kann sich einen Begriff von dem unvorsichtigen Zutrauen dieser Regierung machen, wenn man erfährt, daß der Stich der Platte einem Manne anvertraut wurde, der noch nie etwas gestochen hatte *). Man beschäftigte sich auch mit

*) Der Stich wurde auf einem Stücke Holz ausgeführt, und ein Federmesser diente statt des Grabstichels. Die verfertigten Zettel waren doppelt; sie waren numerirt, und mittelst der Nummer konnten beide verglichen werden. Ein Mittelstück trennte sie, um die Nachahmung zu verhindern. Wenn man sie ausgab, wurde das Mittelstück zerschnitten und die eine Hälfte blieb immer im Schatze; um ihre Echtheit anzuerkennen, hielt man sie mittelst der Nummer aneinander. Das Fehlerhafte dieser Fabrikationen ist augenscheinlich. Erstlich erfor-

der Errichtung einer Münze, wo Kupfergeld geschlagen werden sollte.

Die Zettel wurden schlecht aufgenommen, und diese Operation verminderte die Zahl der Anhänger an der Sache der Unabhängigkeit sehr bedeutend. Bald weigerten sich die Landleute, ihre Erzeugnisse für das imaginäre Geld zu verkaufen, und der Unterschied, der zwischen Zahlungen in Geld oder in Papier gemacht wurden, erschwerte alle Handelsunternehmungen. Indeß verlor dieses Papier nicht gleich im Anfange öffentlich; allein nach Maßgabe, wie es sich von der Hauptstadt entfernte, verminderte sich der Werth desselben beträchtlich, und in einigen Provinzen gelang es nie, es in Umlauf zu bringen.

Das Land genoß der Ruhe; es langten viele

---

derte sie eine doppelte Verwendung des Materials; das Mittel der Verifikation war unbequem, denn da die Zettel im Lande zirkulirten, so waren sie vom Schatz entfernt. Das Papier war von ganz gewöhnlicher Art, die Platten schlecht gestochen. Die mit einem Stempel angebrachten Unterschriften erleichterten die Verfälschung. Das öffentliche Vermögen dieses unglücklichen Landes war also der Willkür der Agioteurs und kühner Abenteurer ausgesetzt.

Fremde an, einige aus Nordamerika, andere aus den Antillen, wo viel Elend herrschte. Die Leichtigkeit, ihren Gewerbfleiß in neuen Ländern geltend zu machen, veranlaßte sie, sich daselbst niederzulassen, und Leute von jedem Gewerbe strömten der Hauptstadt zu. Man sah eine anatomische, eine mathematische und eine Schifffahrts-Schule entstehen, Wissenschaften, die bis dahin in diesen Ländern nicht gelehrt wurden. Die Anatomie besonders bot wegen des Klimas große Schwierigkeiten dar; allein sie wurden völlig überwunden, und man muß es zum Lobe der Regierung sagen, daß sie diese verschiedenen Anstalten aus allen Kräften unterstützte. Die Zöglinge hatten viel natürliche Anlagen, waren fleißig und machten schnelle Fortschritte. Eine Menge Handwerker von allen Gattungen erregten Nacheiferung, die Vermehrung des Handels im Einzelnen erhöhte die Miethe, und die Fremden fingen an, ihr Augenmerk auf den Ackerbau zu richten. Die Eifersucht der Eingebornen gegen ihre Nebenbuhler im Gewerbfleiß war hin und wieder bemerkbar; doch erfordert es die Wahrheit, zu gestehen, daß sie nie in Thätlichkeiten überging.

Die Druckerpressen waren vornehmlich in großer

Thätigkeit, und die Ursache lag in der Strenge, mit welcher die vorhergehende Regierung die Mittheilung der Ideen vermittelst der Presse verhindert hatte. Man sah eine große Anzahl von Broschüren erscheinen, die sehr gut geschrieben waren, aber mehr Worte als reife Gedanken enthielten. Die Kreolen schienen für die ehemaligen Entbehrungen sich entschädigen zu wollen, indem sie satyrische Flugschriften gegen die Individuen, deren Ehrsucht sich entgegenarbeitete, herausgaben, und in verschiedenen periodischen Schriften das Verfahren der Spanischen Regierung herunter machten. Einige Versuche flüchtiger Poesien beschäftigten ebenfalls ihre Muße.

Unter den Fremden zeichnete sich D. Williams Burke, ein Irländer, durch seine politischen Schriften aus. Sie haben größtentheils Bezug auf die Krisis des südlichen Amerika, und dieser Umstand machte sie noch interessanter. Er gab zwei Werke heraus, die wegen ihres glänzenden Styls und ihrer kräftigen Ideen bemerkbar waren. Das erstere enthält eine Darstellung der Rechte von Südamerika, das zweite handelt von der besten Regierungsform im Allgemeinen. Fragmente davon sind in der Zeitung von Caracas enthalten. Das letztere ist nichts

weiter, als eine Sammlung der politischen Einrichtungen der nördlichen vereinigten Staaten, von denen er den moralischen Theil zu verbessern gesucht hat. Allein die Anwendungen boten in einem Lande, wie das, wovon wir schreiben, große Schwierigkeiten dar. Liberale Ideen plötzlich bei einem unwissenden und abergläubischen Volke einführen wollen, versuchen, es durch einen schnellen Uebergang zu einer Regierungsform, die ihren ehemaligen gesellschaftlichen Einrichtungen gerade entgegengesetzt ist, führen, heißt seinen Zweck verfehlen, es heißt, dem menschlichen Geiste, der sich nur allmälig bewegt, entgegenwirken, und es muß eher Böses als Gutes daraus entstehen.

Herr Burke hat nicht lange genug gelebt, um die Wirkung seiner politischen Schriften zu sehen. Er floh nach Jamaika, um sich der Rache der Spanischen Eroberer zu entziehen, und starb kurz nach seiner Ankunft am gelben Fieber, nachdem er die Unabhängigkeitsentwürfe von Caracas hatte scheitern sehen.

Die von Don Gabriel Ustaritz ausgearbeitete Konstitution war beinahe ganz so, wie die der vereinigten Staaten von Nordamerika. Sie wurde

von dem konstituirenden Kongreß genehmigt, mit Ausnahme des Artikels, der die Geistlichkeit den gewöhnlichen Gerichten unterwarf. Diese widersetzte sich kräftig einer solchen Neuerung, und der Kongreß dekretirte einstimmig diese Frage der Entscheidung des Volks vorzulegen. Dieser Schritt war unvorsichtig, denn da die Geistlichkeit großen Einfluß hatte, so würde sie gewiß dahin gestrebt haben, daß die Frage zu ihrem Gunsten entschieden würde, und sie hätte lieber einen Bürgerkrieg erregt, als ihre Ansprüche aufgegeben. Die geistlichen Mitglieder des Kongresses unterzeichneten die Konstitution wie die andern, sich das Recht des geistlichen Fuero vorbehaltend.

Miranda unterzeichnete sie mit Vorbehaltungen, die er aber nicht kund gab. Durch diese Handlung gab er die Absicht zu erkennen, sich Hülfsmittel für den Fall besonderer Ereignisse zu sichern. Denn diese Art, der Konstitution beizutreten, erleichterte ihm die Mittel, sein Wort zurückzunehmen, wenn er es für nothwendig erachtete. Man dekretirte, daß die Föderalregierung nach Valencia verlegt werden sollte; der konstituirende Kongreß sollte sich dahin begeben. Diese Maßregel schien von der Spanischen Partei auszugehen, welche dadurch ver-

hindern wollte, daß die Hauptstadt Einfluß auf die Berathschlagung des gesetzgebenden Korps habe.

Die ausübende Gewalt des konstituirenden Kongresses wurde durch die des konstitutionellen Kongresses ersetzt. Die Mitglieder derselben waren Gabriel Ustaritz, Roscio und Espejo.

Der Erzbischof, die Geistlichkeit, die Civil- und Militär-Behörden erkannten die Souverainität des Kongresses an und schwuren der Konstitution Treue.

Kurz vor der Einsetzung der neuen Regierung erhielt der Staatssekretär Roscio eine Depesche aus Curaçao, in der man ihm die Ankunft einer Spanischen Expedition von 700 Mann, unter der Anführung des General Don Domingue Monteverde, anzeigte.

Die Regierung machte dem Publikum dieß nicht bekannt. Miranda, der auf demselben Wege davon unterrichtet wurde, denuncirte Roscio, seinen Feind, der patriotischen Gesellschaft; er beschuldigte ihn der Verrätherei, und gab die Nothwendigkeit zu erkennen, ein fliegendes Lager zu errichten. Dieser Lärm zeigte die Gefahr an, in der man sich befand, allein die Regierung stellte sich, als fürchte sie die-

selbe nicht, und nahm durchaus keine Maßregeln, einem Anfalle zu widerstehen.

Monteverde kam gegen Ende Februar 1812 nach Coro herüber, und die in dieser Stadt befindlichen Milizen stießen zu ihm. Die Regierung hatte immer ein Observationskorps unter Jalon's Anführung vor Coro stehen lassen. Da Monteverde sah, daß dieses nicht im Stande seyn würde, ihm zu widerstehen, so traf er Anstalt, es anzugreifen. Er kam aus Coro heraus und begann ein Gefecht mit seinem Gegner. Dieses wurde bald zu seinem Vortheil entschieden, wegen der Verrätherei der Kreolenkavallerie, die, statt in den Feind einzuhauen, die Truppen der Unabhängigen angriff und in Monteverde's Dienste überging. Jalon zog sich eiligst mit den wenigen Truppen, die er sammeln konnte, bis San Carlos zurück; er nahm eine Stellung am östlichen Ufer des Flusses Aguare, und setzte sich in einem leicht zu vertheidigenden Posten fest.

Die stille Woche des Jahres 1810 war wegen der Absetzung des Generalkapitains Emparan merkwürdig gewesen, die des Jahres 1812 führte Ereignisse herbei, die lange dem Andenken der unglücklichen Bewohner dieses Landes eingeprägt bleiben werden.

Den 22. März 1812 wurde Jalon's Niederlage in Caracas bekannt. Da die Regierung diesen Unfall nicht verhehlen konnte, so begnügte sie sich, ganz leicht davon zu sprechen; indeß verordnete sie, daß ein Korps von 1500 Mann in Thätigkeit gesetzt werden sollte. Es wurde aus 500 Mann Linientruppen, 500 farbigen Leuten und 500 freien Negern zusammengesetzt. Es sollte sich nach der Gegend ziehen, die der Feind angegriffen hatte, und zu den Trümmern von Jalon's Armee stoßen. Allein zwei Tage nachher, da die Truppen aufzubrechen bereit waren, erfolgte Gegenbefehl. Man hat Ursache, zu glauben, daß dieser Gegenbefehl von der Furcht, die farbigen Leute möchten sich empören, veranlaßt wurde. Denn man glaubte allgemein, die stille Woche würde nicht ohne blutige Auftritte vorübergehen. Die Truppen blieben in ihren Quartieren, wo ein großer Theil derselben in der schrecklichen Katastrophe vom 26. März den Tod finden sollte.

Am grünen Donnerstage, den 26. März 1812, um vier Uhr fünf Minuten Nachmittags, verwandelte ein schreckliches Erdbeben die Stadt Caracas, die noch vor kurzem so schön und blühend war, in einen Hau-

sen Ruinen. Das Volk war in den Kirchen und ein Theil der Truppen in ihren Quartieren. In sechs und zwanzig Sekunden war alles zusammengestürzt und die Blüthe der Generation unter Trümmern begraben. Ungefähr 8000 Seelen kamen in Caracas um, zu Guayra hatten 2500 dasselbe Schicksal *). Die Gebäude dieser letztern Stadt wurden völlig zerstört; nur die Wälle und das Zollhaus widerstanden den Stößen, und ihre Gegenwart bezeugte, daß die Stadt einst existirt habe.

Das Erdbeben kam von Westen her; es wurde um halb drei Uhr Nachmittags zu Mompox, einer am Magdalenenfluß gelegenen Stadt verspürt. Der erste Stoß durchlief in einer Stunde und fünf und dreißig Minuten einen Raum von 250 Wegstunden, der diese Stadt von Caracas trennt, wo es um vier Uhr fünf Minuten fühlbar wurde. Es endigte am andern Morgen in der Insel St. Vincent durch einen vulkanischen Ausbruch, der zwölf Stunden lang Asche über die zehn Wegstunden entfernte Insel Barbados warf.

*) Die Häuser in Caracas und Guayra waren aus gestampfter Erde gebaut, die öffentlichen Gebäude aber aus gehauenen Steinen und Ziegeln.

Merida und Barquesimeto litten bedeutend, San Felipe wurde so umgewälzt, daß man Mühe hatte, die Spuren seiner Existenz zu erkennen. Alle Städte und Dörfer der Generalkapitainerie endlich litten mehr oder weniger an diesem Naturkrampf. Man rechnet, daß auf 20,000 Menschen durch diese Katastrophe das Leben verloren haben.

Zu Caracas war die Bestürzung allgemein, das Geschrei um Erbarmen erschallte von allen Seiten; das Volk lief auf den Straßen und Märkten umher und rief auf den Knien die göttliche Barmherzigkeit an. Das Aechzen der unglücklichen Verwundeten, die durch den Eifer ihrer Verwandten oder Freunde aus den Trümmern hervorgeholt würden, die Klagen derer, die den Tod flohen, und die fortwährenden Erdstöße erfüllten die Gemüther der muthigsten Menschen mit Stumpfsinn und Schrecken; nichts endlich kann mit dem fürchterlichen Schauspiel verglichen werden, das diese unglückliche Stadt darbot.

Die Regierung versammelte sich auf dem Platz der Kathedrale, und von dort leitete sie die Hülfsleistungen gegen alle Punkte der Hauptstadt; was aber das Unglück dieser Stadt aufs äußerste brachte, war der gänzliche Mangel an Arzeneimittel, Nahrung

und allen in solchen Umständen nothwendigen Gegenständen.

Ein so unerwartetes Ereigniß mußte ungünstige Eindrücke auf das Gemüth dieser unwissenden und abergläubischen Menschen machen *). Sie glaubten, Gott strafe sie, sich gegen Ferdinand VII. empört zu haben **), und geschickte Priester bedienten sich dieses Mittels, um sie zu ihrem Systeme zurückzuführen. Sie machten bemerkbar, daß die Katastrophe am Jahrestage der Absetzung des Generalkapitain eingetreten sei, und es bedurfte nicht mehr,

---

*) Mehrere Personen, die etwas verrückt waren, bildeten sich ein, die heilige Jungfrau auf dem Gipfel des Berges Avila zu sehen, obgleich nichts als Wolken darauf waren.

**) Wir müssen eines sonderbaren Vorfalls erwähnen, der nach dem Erdbeben Statt hatte; er mag dazu dienen, den Einfluß der Geistlichkeit auf das Gemüth der Bewohner dieser Länder kennen zu lernen. Mehrere Priester hatten öffentliche Bußpredigten gehalten, und viele Männer, die bis dahin mit Kebsweibern lebten, verheiratheten sich geschwind. Man berechnet, daß in den zwei Monaten nach dem Erdbeben 500 Ehen vollzogen wurden.

um den leichtgläubigen Einwohnern Abscheu gegen die neue Regierung einzuflößen.

Dieß schreckliche Unglück, verbunden mit dem Treiben der Partei des Mutterlandes, wurde dem General Monteverde sehr nützlich. Er ergriff die sich ihm darbietende Gelegenheit sehr geschickt, und rekrutirte seine Armee mit vielen Kreolen, deren republikanische Schwärmerei erkaltet war.

Seine Absicht war anfänglich, gegen Maracaibo zu marschiren; als er aber von dem Unglück in Caracas und der dort herschenden Unordnung unterrichtet wurde, zog er sich schnell in die Ebene und wendete sich gegen die Hauptstadt.

Die Provinzen Merida *), Truxillo und Varinas schickten Deputirte an ihn ab und erkannten die Spanische Regierung an.

Die vollziehende Gewalt der Föderalregierung

*) Da die Stadt Maracaibo sich geweigert hatte, sich mit der Konföderation von Venezuela zu vereinigen, so trennten sich die Städte Merida und Truxillo, die zum Gouvernement Maracaibo gehörten, von diesem. Und da sie die neue Regierung von ihrer Einsetzung an anerkannt hatte, so machte diese besondere Provinzen daraus.

und die den neuen Kongreß bildenden Deputirten, unter denen sich auch Miranda befand, vereinigten sich zu Valencia, welches der Sitz des Generalgouvernements seyn sollte. Sie beschäftigten sich, Vertheidigungsmittel herbeizuschaffen; da sie aber Miranda, der ein Feind der Mantuanes war, fürchteten, so gaben sie dem Marquis del Toro *) das Kommando über die Macht, welche bestimmt war, gegen Monteverde zu wirken.

Allein dieser Mann flößte den Leuten, welche fähig waren, die Waffen zu tragen, durchaus kein Vertrauen ein, weshalb die Werbungen sehr schlecht von Statten gingen.

Mittlerweile erzwang der General Monteverde den vom Obersten Jalon vertheidigten Uebergang über den Aguare; er bemächtigte sich San Carlos, von wo aus er Parteien in die Ebenen von Caracas

---

*) Der Marquis del Toro begab sich, nachdem er das Kommando niedergelegt hatte, in die Ebenen von Calabozo, wo er die Einwohner aufforderte, sich in Masse zu erheben, um zur Vertheidigung des Landes zu marschiren; da er sie aber keineswegs geneigt dazu fand, begab er sich nach Cumana und schiffte sich dort nach Grenada ein.

sandte. Mehrere andere Punkte von wenigerer Wichtigkeit fielen in seine Gewalt und er vermehrte seine Armee mit einem Kavalleriekorps aus Europäern und Kreolen.

Der Kongreß wurde wegen des Verlustes von San Carlos und des raschen Marsches des General Monteverde gegen Valencia, wo der Marquis del Toro nur noch wenig Leute zusammengebracht hatte, sehr beunruhigt. Er entschloß sich, seine Funktionen einstweilen einzustellen, und übertrug, bevor er sich auflöste, seine Macht der ausübenden Gewalt. Diese, welche die Unmöglichkeit einsah, eine Armee aufzustellen, beschloß, dem General Miranda das Kommando zu übertragen, der nun den Titel eines Generalissimus aller konföderirten Truppen erhielt. Nach dieser Ernennung wurde Valencia geräumt, und die ausübende Gewalt nahm ihren Sitz in Vittoria.

(Die Fortsetzung folgt.)

4.

Mr. Whitbread.

Durch den Tod des Herrn Samuel Whitbread hat die Opposition im Unterhause des Brittischen Parlaments eins ihrer bedeutendsten Mitglieder verloren, und die Minister haben, besonders was die auswärtigen Angelegenheiten betrifft, einen heftigen Gegner weniger zu bekämpfen. Die Opposition hatte in den letzten Jahren nicht mehr den Einfluß und das Ansehen, als ehemals, besonders im Auslande, wo man so leicht vergißt, daß die Gegner der Minister in England, oft selbst ihrer eigenen Ueberzeugung entgegen, sich durchaus als Widersacher alles dessen zeigen müssen, was diese zu befördern suchen *). Man achtete Männer, die zu den vorzüglichsten ihrer Nation gehören, und von dieser auch, trotz alles Parteigeistes, als solche betrachtet werden, nicht mehr, weil sie sich fortdauernd einem Systeme entgegensetzten, von dem Europa seine Rettung erwartete und

*) Man lese Levis, England in seinem gegenwärtigen Zustande. Leipzig, 1815.

zuletzt auch wirklich erlangte. In der kurzen Friedenszeit des Jahres 1814 kam die Opposition im Unterhause wegen ihrer kräftigen Sprache gegen einige Entscheidungen des Wiener Kongresses gewissermaßen wieder zu Ehren. Whitbread zeichnete sich in den bei dieser Gelegenheit Statt gehabten Debatten vor allen seinen gleichgesinnten Kollegen aus; er wußte immer die zartesten Punkte zu treffen, um die Minister in eine momentane Verlegenheit zu setzen, und unvorbereitet ihre Einwendungen oft kräftiger zu erwiedern, als selbst seine Anregung war. Vieles von dem, was er in dieser Zeit gesagt, wird dem künftigen Geschichtschreiber, der Mühe haben dürfte, sich durch die für diese Periode in den öffentlichen Schriften herrschende Einseitigkeit durchzuarbeiten, zum Leitfaden dienen. Whitbread hat überhaupt in den letzten zwanzig Jahren durch die Standhaftigkeit seiner Opposition und die Reinheit seines politischen Wandels, da er zu den wenigen gehörte, die, wie man in England zu sagen pflegt, sich nicht von dem Köder anlocken lassen, der zum Klöpfel an der Thüre der Schatzkammer dient, die Aufmerksamkeit zu sehr auf sich gezogen, als daß wir nicht hoffen düften, die Leser würden

einiges Interesse an dem nehmen, was ein früherer Biograph von ihm und seiner Familie anführt, zumal, da dieses, abgesehen von der politischen Bedeutung, als ein Beitrag zur Kunde der Englischen Volksthümlichkeit betrachtet werden kann.

Nach Beendigung der bürgerlichen Kriege in England, zu den Zeiten Karl I., fing man an, wahrzunehmen, daß Handel und Gewerbe eine ehrenvolle Ausbeute gewährten. Kinder achtbarer Männer wurden daher zu bürgerlichem Verkehr angehalten, und die jüngern Söhne des Adels wurden Kaufleute. Im Fortschreiten der Zeit wurden Kaufleute selbst adelig, und zu dieser Quelle müssen wir hinaufsteigen, wenn wir den Ursprung einiger der berühmtesten Famlien unserer Zeit finden wollen *).

Das Resultat wurde so wohl ehrenvoll für sie selbst, als vortheilhaft für ihr Vaterland. Dieser Klasse von Männern haben wir hauptsächlich unsere bürgerliche Freiheit und unsere Nationalunabhängigkeit zu verdanken. Durch ihr Bestreben befahren

---

*) Der Herzog von Leeds, der Marquis von Landsdown u. s. w.

Englands Flotten alle bekannte Meere, und ihre Flagge triumphirt in allen Welttheilen.

Es ist nicht zu verkennen, daß in den letzten Jahren immer mehr ein liberalerer Geist unter diesem Stande herrschend geworden ist. Viele unserer jetzigen Kaufleute sind auf unsern hohen Schulen erzogen worden, und einige derselben erwarben sich so viele Kenntnisse auf Universitäten, daß sie Anspruch auf eine akademische Würde machen dürften. Gleich einem ihrer großen Vorgänger *), der wegen seines Wohlstandes und Geistes den Beinamen des königlichen Kaufmanns erhielt, sind sie der alten und neuen Sprachen kundig, und gleich einem andern **) werden sie hoffentlich immer jedem Streben einer willkürlichen Gewalt entgegenarbeiten.

Von den Gresham's und Barnard's einer frühern Zeit ist der Uebergang zu den Whitbread's der unsrigen sehr leicht. Der, von dem wir jetzt reden, ist der Sohn eines sehr außeror-

---

*) Sir Thomas Gresham.

**) Sir John Barnard, der die Stadt London in sechs aufeinander folgenden Parlamenten repräsentirte.

dentlichen Mannes, der der Gründer seines eigenen Glücks und der Stifter einer sehr reichen und ausgezeichneten Familie wurde. Er war aus einem achtbaren Freisassengeschlechte (Yeomanry), strebte nach Unabhängigkeit, und erlangte diese nicht nur für sich, sondern auch für seine Nachkommen. Er stammte aus der Grafschaft Bedford, und da sein Vater sich lange zu Cordington aufhielt, so ward er vermuthlich dort um das Jahr 1720 geboren. Nachdem er sich so viele Kenntnisse erworben hatte, als von einer Provinzialerziehung zu erwarten ist, wurde er, der Gewohnheit der damaligen Zeit gemäß, als Lehrbursche zu einem Brauer gegeben. Kurz nach dem Verlauf seiner Lehrzeit begann er sein eigenes Geschäft, und bei dem Gewerbe herrscht noch allgemein die Sage, daß er, als sein Geschäft zu der nachmaligen großen Höhe gestiegen war, sich immer noch desselben Feuerschürers (Stoker) bediente, den er als Lehrbursche gebraucht hatte. Er hatte sich in der Hauptstadt niedergelassen, weil er dort am besten seine Entwürfe auszuführen hoffen konnte. Er ging nämlich darauf aus, das Lieblingsgetränk der Engländer besser und wohlfeiler zu liefern, als es bis dahin geschehen war. Die Kunst, oder viel-

mehr das Geheimniß des Brauens, wie man es nennen darf, war damals noch in der Kindheit. Unsere Voreltern waren zwar mit dem Getränke, das aus dem Saft der Gerste gemacht wird, bekannt, allein es war warscheinlich sehr von dem gegenwärtigen unterschieden, da ihm eins der IngrediENZEN fehlte, das, indem es zur Erhöhung des Geschmacks beiträgt, als nothwendig zu seiner Vollkommenheit betrachtet wird *)

*) Es ist schwer, bestimmte geschichtliche Data, im Bezug der Bierbrauerei in England, aufzufinden. Hopfen sowol als das Getränk, was daraus gebraut wird, scheint nach folgendem Reim zu Anfang der Regierung Heinrich VIII. in England eingeführt worden zu seyn:

„Turkey, carps, hops, piccarel, and beer,
Came into England all in a year."

Hopfen wird indeß schon zur Zeit Heinrich VI. erwähnt, und scheint damals in England gebaut worden zu seyn. Im. J. 1428 wurde er für ein gefährliches Unkraut gehalten, und man gebrauchte im 15. Jahrhundert Wermuth, als ein Surrogat, Malzgetränk zu erhalten. Allein in Folge unseres Verkehrs mit Flandern bediente man sich der Hopfenfelder dieses fruchtbaren Landes, und noch jetzt befindet sich in Kent eine Pflanzung, die man die Flamändische nennt, um ihren Ursprung anzudeuten.

Herr Whitbread wurde in Chiswell-street ansässig und errichtete da die bewundernswürdige Brauerei, die jetzt von so unermeßlichem Werth ist. Die großen Gebäude in Southswark, die so viele Jahre von einem der Repräsentanten dieses Fleckens *) bewohnt wurden, sind vor einigen Jahren für hundert und dreißigtausend Pfund verkauft worden, und die des Herrn Whitbread würden sammt dem Inventarium höher als zwei Mal hundert und funfzigtausend Pfund steigen. Es dürfte Erstaunen erregen, wenn man bedenkt, wie klein der Anfang war, aus dem ein solches Vermögen entstand; allein wenn man sich erinnert, daß der Vater des Herrn Thrale mit weit geringern Mitteln eine Hypothek von 30,000 Pf. St. im Laufe der ersten eilf Jahre seines Geschäfts abbezahlte, und dann noch ein so großes Vermögen zusammenbrachte, so hört das Wunder auf.

So wie der alte Thrale und der alte Whitbread von gleichem Berufe waren, so fand eine auffallende Aehnlichkeit in ihrem Lebenslauf Statt; auch waren sie Freunde und Zeitgenossen. Beide

*) Herr Thrale, ebenfalls ein Bierbrauer.

stiegen durch das dunkle aber löbliche Verdienst, das aus Geschicklichkeit und Gewerbfleiß, die standhaft in einem gewinnvollen Geschäft geübt werden, hervorgeht. Ihr Gemüth erhob sich mit ihrer Lage; beide heiratheten in angesehene Familien, jeder gab seinem Sohne eine liberale Erziehung, beide gelangten zu einem Sitze im Parlamente, und ihre Kinder folgten ihnen als Repräsentanten desselben Fleckens *). Außerordentlicher war es aber vielleicht noch, daß ihre Kinder, statt von dem Wohlstande ihrer Eltern geblendet zu werden, oder sich ihres Gewerbes zu schämen, so verständig waren, ihr einträgliches Geschäft fortzusetzen.

Von seiner zweiten Gattin, Tochter des Grafen Cornwallis, hatte Herr Whitbread einen einzigen Sohn, der im Jahre 1758 geboren wurde. Er erhielt seine erste Erziehung im väterlichen Hause, dann wurde er sehr jung auf die Schule nach Eton geschickt, und ging alle die schwierigen Stufen einer Englischen gelehrten Erziehung durch, bis er die Universität von Oxford verließ.

*) Der alte Whitbread war in mehreren Parlamenten Repräsentant für Bedford und zeigte sich als großer Wohlthäter dieses Fleckens.

Er bereiste nun einige Gegenden seines Vaterlandes, und ging dann, der damaligen Sitte der vornehmen Engländer gemäß, nach dem festen Lande. Sein Führer war der auch in Deutschland als Schriftsteller bekannte William Coxe. Bald nach seiner Zurückkunft strebte der jüngere Whitbread, wie ehemals sein Vater, nach einem Sitze im Parlament. Seinem guten Ruf, und sonst keinem andern Einflusse, hatte er endlich im Jahre 1790, nach einem langen Kampfe, die Repräsentantenstelle für den Flecken Bedford zu verdanken.

Wir wollen ihm in seiner parlamentarischen Laufbahn nicht folgen. Wer in der Geschichte unserer Zeit nicht ganz fremd ist, wird auch diese kennen. Er war der Zeitgenosse der vielen großen Männer, die England nun verloren hat, und einer der geachtetsten unter ihnen.

In einem kurz vor seinem Tode erschienenen Werke, Parliamentary Portraits betitelt, wird unter der ihn angehenden Rubrik Folgendes angeführt:

„Wer ein Auge auf das Haus der Gemeinen wirft, wird finden, daß die verschiedenen Theile der bürgerlichen Gesellschaft so ziemlich in dieser Versammlung vertreten werden. Des Landes Nutzen,

des Handels Nutzen, die privilegirten Klassen und Gewerbe haben alle nach Verhältniß ihre Fürsprecher, um ihre Ansprüche zu sichern. Allein es scheint an Männern zu fehlen, die, ohne Rücksicht auf Partei-Interesse, die Gefühle der Nation im Allgemeinen aussprechen und ihre Rechte geltend machen. Die Geschichte des Parlaments hat wenig Namen aufzuweisen, auf welche diese Bezeichnung anwendbar wäre. Mr. Fox mit aller seiner liberalen Denkungsart und wohlwollendem Gefühl hing gar zu sehr Parteiabsichten an, und Mr. Windham, der auf eine alberne Weise als ein vollkommenes Muster des Englischen Charakters ausgegeben wurde, war vielleicht die unnatürlichste Mischung von entgegengesetzten Eigenschaften, der je der Name Engländer beigelegt wurde. Seine glänzenden Talente, sein männlicher Muth, seine heitere Gutmüthigkeit, würden allerdings einem vollkommenen Engländer wohl anstehen; allein was soll man von der schiefen Sophisterei seines Verstandes, von seinem Mangel an Gefühl, und besonders von seiner Verblendung sagen, die ihn verleitete, zu glauben, das Volk von England sei ein Schweinepöbel, jeder Ueberlegung unfähig, und bei dem nicht einmal die gemeine, grobe

Tugend der Tapferkeit ohne Hahnengefechte, Bullenbeißereien und Boxen gepflegt werden könne. Es würde leicht seyn, noch mehr Widersprüche in seinem Charakter aufzufinden, z. B. das gemischte Wesen eines feinen Mannes und eines groben Spaßmachers, eines spitzfindigen Theoretikers und eines ungeschickten Beobachters; es ist aber wohl schon genug gesagt, um zu zeigen, daß ein solcher Mann nicht der Repräsentant des Englischen Volks genannt werden könne."

„Dem Herrn Whitbread allein gebührt dieser Titel in seinem ganzen Umfange. Er ist ein Bild des Englischen Charakters. Er repräsentirt den geraden Sinn, die zuweilen auflodernde, aber immer großmüthige Wärme des Herzens, das einfache Wesen, die oft rauhe aber sich immer gleich bleibende Rechtlichkeit, den schlauen, immer thätigen Scharfsinn, die oft heftige aber immer standhafte Freimüthigkeit, Eigenschaften, die stets als unverkennbare Zeichen eines echten Engländers betrachtet würden. Sein Aeußeres ist eben so Englisch, als sein Gemüth; sein festes Auge, seine Haltung, die ein angestrengtes Nachdenken andeutet, durch das aber ein tiefes Gefühl durchleuchtet, sein ehrbarer Gang, so wie die

entschiedene Kraft seines ganzen Wesens, seine schmucklosen Gebehrden, machen es zur Gewißheit, daß er einem Lande angehört, wo die nackte Seele noch herumgehen darf, ohne Scham zu fühlen, wo bis jetzt künstliche Mummereien einer verderbten Verfeinerung noch nicht nöthig sind, um einen öffentlichen Ruf aufrecht zu halten, wo noch nichts von der Dummheit der entnanionalisirten Staaten gefunden wird. Sein schlichter Anzug zeigt, daß er einer von den Menschen ist, bei denen das Gefühl innerer Geradheit als die sicherste Reinheit und der edelste Schmuck betrachtet wird. Ich habe oft bei einer Bemerkung von Leuten, die ich mitnahm, um Herrn Whitbread zu hören, lächeln müssen; sie lobten das Kräftige und die Schärfe seines Verstandes, seine freimüthigen Gesinnungen, und den gefühlvollen Ton, der allem, was er sagt, ein besonderes Interesse gibt; sie fanden ihn aber etwas roh und ohne Anmuth. Wie sehr verkannten sie die Zwecke und Absichten dieses ausgezeichneten Volksvertreters. Er nimmt seinen täglichen Sitz im Hause der Gemeinen nicht, um graciöse Verbeugungen zu machen und hübsche Phrasen zu drechseln; solche Tändeleien überläßt er den Castlereagh's und Canning's;

er kommt dahin, die Geschäfte der Nation zu besorgen, darüber zu wachen, daß das Gemeinbeste nicht verletzt werde, die Konstitution gegen übertriebenen Eifer und die Hinterlist des Ehrgeizes zu beschützen, das Wirken des Rechtlichen zu beleben und zu unterstützen, das Streben des Betrügers und des Selbstsüchtigen zu vernichten, den Bedrückten zu rächen, Wahrheit zu sprechen. — Ich bewundere, und wahrlich aufrichtig, die Höflichkeit und die Geschliffenheit des Lord Castlereagh, sie sind seiner Lage ganz angemessen; er wird von der ganzen Verwaltung unterstützt, und hat Zeit, vornehm zu thun, ohne daß es Nachtheil brächte. Nicht so der Mann, der oft, und mehrentheils ohne Hülfe, die koncentrirte Kraft der Regierung bekämpfen muß. Eine süßliche Antwort oder einfältiges Lächeln können wohl den Grimm verscheuchen, aber keine eigentliche Gewalt erringen; versuchen, eine ministerielle Maßregel mittelst einer zierlichen Redensart und angenehme Gebehrde zu vernichten, hieße so viel, als eine dreifache Batterie mit einem Wedel von angemalten Federn erstürmen zu wollen." — —

„Wenn man seinen Charakter gehörig schätzen will, muß man nicht auf zwei oder drei besondere

Reden blicken, sondern auf den ganzen Gehalt seines politischen Lebens. Dann wird man eine unwandelbare Handlungsweise wahrnehmen, wie sie bei wenig Staatsmännern gefunden wird; dann wird man einen Mann sehen, der sich stets als kühner und wachsamer Widersacher der Verwaltung zeigte, nicht aus gemeinem ehrsüchtigem Ringen nach Aemtern und Würden, sondern aus dem reinsten konstitutionellen Beweggrunde, als ein Strebepfeiler gegen die natürliche Tyrannei hoher Macht zu wirken; man wird einen Freund des Vaterlandes sehen, der, während sein Herz ob der stolzen Triumphe seiner eigenen Landsleute glühe, noch Muße finden kann, an die Wohlfahrt anderer Nationen zu denken; man wird einen Sachwalter sehen, der immer zugänglich, immer bereit ist, die Sache des Verfolgten zu vertreten, es sei dieß ein unterdrückter Fremdling, ein zu hart bestrafter Missethäter, oder eine beleidigte Prinzessin; man wird eine Vereinigung von Talent und Ausdauer, von Gerechtigkeit und Liebe, von Beredsamkeit und Vernunft sehen, welche die Sache der Wahrheit eben so unwiderstehlich als achtungswürdig macht. Leute, die bloß an Ministerial-Majoritäe denken, werden dieß eine übertrie-

bene Angabe nennen, und sagen, es heiße dem Wirken eines ausgezeichneten Mitgliedes zu viel Gewicht beilegen. Diese haben den Gegenstand nicht gehörig in Betracht gezogen. Herr Whitbread kann wirklich keine Stimmen-Majorität gebieten, allein er kann und wird immer eine Meinungs-Majorität gebieten. Vor allem gebietet und leitet er den Sinn der Nation, eine Kraft, die zehn Mal mächtiger als das Haus der Gemeinen ist, weil sie immer, unmittelbar oder mittelbar, einen Einfluß auf das Benehmen dieser Versammlung ausübt. Vor dieser Meinung muß der stolzeste Minister sich beugen; mit Rücksicht auf sie arbeitet er alle seine Maßregeln aus; ein Stück beabsichtigte Tyrannei wird von diesem Gesetze abgekippt, ein Lappen beabsichtigten Betrugs jener Anordnung abgerissen, und die Bestechung selbst von den schärfsten Theilchen ihres verderblichen Gifts gereinigt. Der Art ist die Kraft eines großen moralischen Strebepfeilers, vorgestellt von einem tüchtigen und rechtlichen Manne. Ja, Herrn Whitbread's Aufmerksamkeit auf jeden Zweig parlamentarischer Geschäfte ist so groß, daß die Furcht, von diesem wachsamen und aufrichtigen Vertreter des Gemeinwesens angeklagt zu werden,

manchem schmuzigen Krautjunker die Hälfte seiner vorgehabten Niedrigkeit entrissen hat."

„Manche mögen es bedauern, daß es nicht wahrscheinlich ist, Herr Whitbread werde je einen von den gewöhnlichen Gegenständen des Ehrgeizes erlangen. Allein ist eine Pärschaft oder ein blaues Band der Würde, von einem ganzen Volke als des Volkes treuer Wächter anerkannt zu seyn, zu vergleichen? Sein Auge bewahrt das Wohl der Nation; das Auge der Nation ist stets mit stolzem und bewunderndem Vertrauen auf ihn gerichtet. Das Volk ist nie undankbar, sondern erkennt gerne jedem Verdienst die gehörige Belohnung zu. Der glückliche Krieger erntet Wohlhabenheit und Würden, der geschickte Kaufmann kann, wenn er will, zum Genuß derselben Vergeltung für seine Arbeit gelangen; allein England bewahrt die volle Fluth seiner Dankbarkeit, Liebe und Achtung für den Mann, der mehr als zwanzig Jahre hitzigen Streits die Rechte der Freiheit und Menschlichkeit verfocht, und dessen Bestreben ihm gerechten Anspruch gibt, sein größter und nützlichster Büger genannt zu werden."

Der Mann, von dem dieses noch vor kurzem

geschrieben wurde, endete am 6. Juli d. J. durch einen Selbstmord sein Leben. Als Ursache wurde auf das Zeugniß seiner Freunde von dem Coroner *) der Ausspruch gethan, es sei aus Wahnsinn geschehen.

In der Sitzung des Unterhauses vom 11. Juli erhob sich der Marquis von Tavistock und hielt folgende Rede an den Sprecher: „Sir! Ich bin überzeugt, daß ich durchaus nicht zu sagen nöthig habe, wie sehr ich in diesem Augenblicke gerührt und betrübt bin. Ich wünschte indeß dem Hause in wenig Worten die Ursachen zu erkennen zu geben, die mich veranlassen, wider meine Gewohnheit, auf ein neues Ausschreiben anzutragen, in der Absicht, dem Andenken meines verstorbenen Freundes einen kleinen aber aufrichtigen Tribut der Zuneigung darzubringen.

---

*) Ein vom Volke selbst auf Lebenszeit gewählter königlicher Beamter, deren es in jeder Grafschaft (Shire) vier bis sechs gibt. In Fällen, wo der Ausspruch des Sherif nicht ganz parteilos scheint, vertritt der Coroner seine Stelle. Diese Beamten haben übrigens noch manche Rechte der Krone zu vertreten, z. B. bei Strandgütern, gefundenen Schätzen; auch besorgen sie die polizeiliche Untersuchung bei Entleibungen.

Sir, nicht in Betrachtung persönlicher Freundschaft, nicht seiner vielen Tugenden als Privatmann wegen, sondern in Rücksicht auf den großen Zeitraum, den er in diesem Hause zubrachte, auf seine glänzenden Fähigkeiten, in der Ueberzeugung, die wir, die mit ihm über politische Gegenstände dachten, von den Vortheilen haben, die dem Vaterlande durch seine Bestrebungen zu Theil wurden, hoffe ich Entschuldigung wegen dieser Anrede zu finden, nehme ich das Mitgefühl aller derer in Anspruch, die mich jetzt in der Bewegung meines Herzens hören. Ich weiß wohl, Sir, daß eine große Mehrzahl dieses Hauses seine Meinungen als irrig betrachtete; allein — ich sage es mit Vertrauen — ich bin gewiß, daß nicht einer seiner politischen Gegner gefunden wird, der nicht seine Hand auf sein Herz legen und sagen möchte, er habe stets einen männlichen Widersacher an ihm gefunden. Das Haus der Gemeinen wird, hoffe ich, stets den guten Absichten derer Gerechtigkeit widerfahren lassen, die rechtlicher Weise von den Ansichten der Mehrzahl abweichen. Gewohnt, seine Meinungen mit Ernst und Wärme zu vertheidigen, ließ sein kräftiges und verständiges Gemüth keine Unterwürfigkeit oder Gleichgültigkeit zu. Aber

nie bemächtigte sich irgend eine Animosität seiner Brust, und, um mich seiner Worte, die er bei einem andern traurigen Gelegenheit äußerte, zu bedienen, „er fand seinen politischen Feind nie jenseits der Schwelle des Hauses." Er ließ immer den Beweggründen seiner politischen Gegner Gerechtigkeit widerfahren. Denen, die näher mit seinem erhabenen Charakter, den Neigungen seines Gemüths, seiner unerschütterlichen Liebe zu seinem Vaterlande, der Wärme und der völlig furchtlosen Freimüthigkeit seiner Gesinnungen, seiner unverstellten Menschlichkeit und seinen vielfältigen, vortrefflichen Eigenschaften, bekannt waren, ist sein Verlust unersetzlich. Am mehrsten wird dieser von den Armen in seiner Nachbarschaft gefühlt werden. Mit Recht kann er des armen Mannes Freund genannt werden. Nur die, die wie ich Gelegenheit hatten, sein Verfahren in der Nähe zu beobachten, können sich einen Begriff von seinem unermüdeten Eifer, das Glück aller derer, die ihn umgaben, zu befördern, machen. Tausende von Menschen haben von seinem großmüthigen Herzen Wohlthaten genossen, und die Grafschaft, deren vornehmste Stadt er repräsentirte, bietet unvergängliche Beweise von seiner thätigen Men-

schenliebe sowohl, als von der des braven Mannes, der ihm voranging, dar. Seine beredsamen Aufforderungen in diesem Hause zu Gunsten des Unglücks — Aufforderungen, die das Freie und Rechtliche des Englischen Charakters darstellen — werden die Blätter der Geschichte zieren, obgleich sie in diesem Augenblick ein Gegenstand der Trauer für die sind, die ehemals Freude fanden an dem Wohlwollen eines Herzens, das immer für das Glück seiner Mitmenschen schlug, und an der Kraft eines Verstandes, der immer für dasselbe wirkte. Sir, ich bin überzeugt, daß ich nicht nöthig habe, das Haus um Verzeihung zu bitten, daß ich bei dem Lobe meines betrauerten Freundes verweile, allein ich bedarf einer Entschuldigung bei denen, die ihn liebten, wegen der Schwäche, mit der ich es ausgeführt habe. — Ich trage darauf an, Sir, daß der Sprecher dem Clerk der Krone seine Vollmacht ertheile, damit dieser ein neues Ausschreiben zur Wahl eines Abgeordneten, um in dem gegenwärtigen Parlamente statt des verstorbenen Samuel Whitbread, Esq., für den Flecken Bedford zu dienen, erlasse. (Diese Rede wurde oft durch die gewöhnliche Beifallsbezeigung, hear, hear, hear, unterbrochen.)

Herr Wilberforce gab seine Zufriedenheit über die rührende Rede des edeln Marquis zu erkennen, die einen neuen Beweis darböte, daß die beste Beredsamkeit die des Herzens sei. Er wünschte, sein Zeugniß für die vortrefflichen Eigenschaften des betrauerten Mannes, dessen Tod den gegenwärtigen Antrag nöthig mache, hinzuzufügen, und indem er dieses thue, könne er mit Wahrheit erklären, daß er nur einer der vielen Tausenden sei, reich und arm, von denen sein Charakter höchst geschätzt wurde. Mit Recht habe ihn der edle Marquis „einen wahren Englischen Charakter" genannt. Eben seine Mängel, so unbedeutend diese auch waren — und welcher Charakter sei ganz ohne Mängel — wären solche, die zu einem Englischen Charakter gehörten. Nie, fuhr er fort, hat es einen wahrhaftern Engländer gegeben. — Alle, die ihn kannten, müssen sich des unermüdeten Ernstes und der Ausdauer erinnern, mit denen er Zeit seines Lebens seine Talente und seine ganze Zeit dem Gemeinwohl widmete. Und obgleich er (Wilberforce) ohne Zweifel bei vielen Gelegenheiten anderer Meinung war, als er, so hätte er seinem Gemeingeist und seiner Vaterlandsliebe stets die vollste Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Er war, wie man das öfters gesehen habe, fähig, das stärkste Gefühl persönlicher Anhänglichkeit zu bezwingen, wenn er glaubte, seine Pflicht für das Gemeinbeste erheische es so. Es sei eine traurige Genugthuung für die, die ihn liebten, zu sehen, daß die, welche bei vielen politischen Aufgaben nicht seiner Meinung waren, ihn doch als einen der öffentlichen Schätze betrachteten, dessen Verlust von allen Parteien bejammert werden muß. Was ihn beträfe, so könne er (Wilberforce) nie die wichtige Unterstützung vergessen, die ihm sein Eifer bei der großen Sache, die er so lange im Hause verfocht, geleistet habe. Ueberhaupt, bei jeder Gelegenheit, wo der Zustand des menschlichen Geschlechts in Betracht kam, konnte Niemand sorgfältiger seine ganze Kraft, das Glück der Menschen zu vermehren, verwenden, als er — und je geringer ihr Stand war, je kräftiger waren seine Empfehlungen zu ihren Gunsten.

Der Kanzler der Schatzkammer sagte: es sei fern von seinem Wunsche das Haus nach der Anrede voller Gefühl und Schicklichkeit, die es von dem edeln Marquis gehört habe, und nach den vortrefflichen Bemerknngen seines achtbaren Freundes,

zurückzuhalten. Was er zu sagen wünsche, bestehe darin, daß es dem edeln Marquis, und dem ganzen Hause, einigen Trost gewähren müsse, zu fühlen, daß, welche Verschiedenheit der Meinung auch bei politischen Verhandlungen herrsche, es keinen gäbe, der nicht den Tugenden und Talenten des Gegenstandes ihrer Trauer Gerechtigkeit wiederfahren ließe, oder der auch nur einen Augenblick voraussetze, der Verstorbene sei in seinem öffentlichen Benehmen von irgend etwas anderem, als der Ueberzeugung seiner Pflicht für das Gemeinwohl, geleitet worden. —

Wir haben mit Vorsatz diese Parlamentsverhandlung hier wörtlich angeführt, als ein neues Beispiel der in Großbritannien herrschenden politischen Toleranz. Wir wünschen, daß diese in Deutschland bald Nachahmung finde.

5.

Was kann und muß jetzt das siegende Deutschland vom besiegten Frankreich nach den billigsten Gesetzen der Gerechtigkeit verlangen?

Beschützung des Eigenthums ist die größte und erhabenste Pflicht eines Regenten. Sie mit Kraft zu erfüllen, nur deshalb rief die Stimme seines Volks ihn auf den Thron. Nur sie ist die Centralkraft, die den Herrscher mit den Beherrschten durch nie aufzulösende Bande verknüpft. Ihre treueste Erfüllung durch den Regenten entflammt jedes Staatsindividuum, auch die schwersten Pflichten, selbst mit Aufopferung der edelsten Güter und seines Lebens, für den Herrscher zu erfüllen. Nie muß er einen Eingriff weder sich selbst noch einem Andern erlauben lassen. Uebt er diesen Eingriff gegen seine Unterthanen aus: so löst er das ihn mit Achtung und Verehrung beglückende Band, welches sie aufs innigste mit ihm verbindet. Sie sehen in ihm ihren sie schützenden Beherrscher nicht mehr! — Sie fühlen es tief, daß er sie beraubt. Und was muß sich

nicht aus diesem Gefühl für eine Ueberzeugung entwickeln! — Oder übt er diesen Eingriff in die Eigenthumsrechte eines benachbarten friedfertigen Staats in Vereinigung der von ihm Beherrschten aus, bemächtigt sich derselben und benutzt sie als grausamer Unterdrücker zu seinem Vortheil, so wird er ein Räuber im Großen, den man, um einen harten aber gerechten Namen zu mildern, Eroberer nennt. — Sehr weit verschieden und unendlich erhabener ist der Beherrscher, welcher mit seinem Volke gegen einen solchen Räuber der Eigenthumsrechte von Staaten und ihrer friedfertigen Bewohner als Beschützer auftritt, und des gerechten Krieges, mit glühendem Muth seine Krieger entflammende, Siegespanier im Lande der Unterdrücker aufpflanzt. Von der Glorie der schützenden Gerechtigkeit umstralt, müssen diesem Sieger alle Herzen, die sich rein von Unterdrückung wissen, voll Wonne entgegenfliehen; aber zittern werden auch die, welche an der allgemeinen Unterdrükkung Theil genommen haben. Denn jedes Individuum des allgemein Bedrückung verbreitenden Staats, der sich mit dem Schweiße und der Arbeitsamkeit anderer Staaten durch Raub bereichert hat, fühlt zu tief und zu überzeugend, daß der Gerechtigkeit und Eigen=

thum schützende Sieger, diesen unwiderruflichen Richterspruch fällen wird:

Ein Staatsbürger, der sich eines andern Eigenthums, oder eines Theils desselben, ohne seine Einwilligung, bemächtigt, ist verpflichtet, solches zu ersetzen, und wird durch das Staatsoberhaupt oder die Staatsbehörden gesetzlich dazu angehalten.

Ein Staat, der widerrechtlich einen ruhigen, durch seine Verfassung in Wohlstand sich befindenden benachbarten Staat angreift, sich nicht allein eines Theils desselben bemächtigt, zu dem er gar kein Besitzrecht hatte, sondern sich auch erlaubt, durch Kontributionen und Jahre lange Verpflegung raubsüchtiger Heere und habsüchtiger Anführer, das Vermögen und den Erwerb auch des ärmsten Staatsbürgers in Anspruch zu nehmen und auszusaugen, ist verpflichtet, sobald er von dem unterdrückten

Staat überwunden worden *), nicht allein den sich mit Waffengewalt zugeeigneten Theil des Landes, im ehemaligen blühenden Zustande, herauszugeben, sondern auch alle geforderten Kontributionen und Requisitionen mit Zinsen zu ersetzen, wie nicht minder alle Kriegskosten zu erstatten, und sämmtliche Staatsindividuen für alle schuldlos vom Unterdrücker ertragene Leiden gänzlich schadlos zu halten.

Dieß fordert die Gerechtigkeit, die der siegende Regent seinem Volke schuldig ist. Denn was von den Staatsindividuen nach den Gesetzen der Moralität als Pflicht gegenseitig gefordert werden muß, um den Staat aufrecht zu erhalten, das muß noch weit eher ein Staat von dem andern nach diesen Gesetzen fordern, wenn der Regent auch noch so großmüthig ist; vorzüglich von einem Staate, der immerwährend, durch einhellige Stimme fast aller seiner Staatsbürger, einen alle Staaten bedrohenden Usur-

*) Denn leider gibt es keine höhere Behörde, als den Sieg, der einen unmoralischen Staat zur Moral zurückführen kann und gegen Unterdrückung sichert.

pator mehreremal auf den Thron, und zu ihrem sie auf Kosten Anderer bereichernden Regenten eingesetzt hatte.

Dieser Ersatz der eroberten Länder in Statu quo und aller geforderten Kontributionen, Requisitionen und Kriegskosten nebst Zinsen, auch Schadloshaltung für alle schuldlos von jenem eroberungssüchtigen Staat ertragene Leiden sämmtlicher Staatsindividuen, ist nur allein das allergerechteste Mittel, alle Kosten und Schulden, welche durch die vom Eroberer verursachten Kontributionen, Requisitionen und Kriegskosten seiner sich bereichernden Heere und ihrer Anführer in den von ihm bekriegten Staaten entstanden sind, zu tilgen, ohne ihnen neue Lasten in sich selbst aufzulegen.

Diesen Ersatz nicht allein, sondern auch Dotationen für Familien, die ihren Ernährer durch den eroberungssüchtigen aber besiegten Feind verloren, von diesem Feind zu fordern, ist gerechte Pflicht des Regenten. Großmüthig und zugleich gerecht han-

delt er gegen einen Feind, der so vieles Elend mit kaltem Blute verbreitete, wenn er sich als Sieger nur hiermit begnügt, und, was eigentlich Staatsmaxime von ihm seyn sollte, ihn nicht so kraftlos zu machen sucht, daß er auf immer nicht mehr benachbarten Staaten schädlich werden kann, vorzüglich, wenn er Jahrhunderte lang nur immer auf Beraubungsversuche anderer Staaten ausging, sie schrecklich verheerte und seine Heere dort ernährte und bereicherte.

Hebt man den Schleier der Geschichte der fernsten Zeit, so senkt sich der Blick voll herzerschütternder, nur Gerechtigkeit fordernder Wehmuth über das Beraubungssystem, das Frankreich jederzeit übte, unter der gleißnerischen Hülle, die benachbarten Staaten entweder durch eine geheiligtere Religion, oder durch eine weisere Staatsverfassung zu beglücken. Wer war aber dem wohl jemals mehr ausgesetzt, als Deutschland? Dieß bestätigt die Geschichte der Vorzeit und Gegenwart. Tyrannisch wüthete es im schuldlosen, Gerechtigkeit und Treue liebenden Deutschland. Welches Grausen erregendes Gemälde stellt

nicht in neuern Zeiten die Geschichte Ludwig XIV. dar, der Deutschlands schönste Provinzen mehreremal, eines Wütherichs würdig, mit der größten Grausamkeit brandschatzte, und im tiefsten Frieden sich von Deutschland ganzer Provinzen (Schutzwehren desselben) bemächtigte. Wo die Franzosen aufs beste verpflegt und ihnen Kontributionen gezahlt wurden, die Städte Kirchheim, Eppenheim, Laimen, Rohrbach, Mannheim, Heidelberg, Offenburg, Bruchsal, Frankenthal, Kreutzheim, und viele kleinere Städte und unzählige Dörfer, wurden auf Befehl dieses Tyrannen im Januar und März 1689 verbrannt, der Erde gleich gemacht, die Bewohner von den Soldaten gemartert und die noch Lebenden dem Hungertode Preis gegeben. Speier und Worms wurden im Mai und Juni desselben Jahres unter dem Befehl des jungen Herzog von Crequi mit Ausübung der schrecklichsten Gräuel, und mit Vorzeigung eines Verzeichnisses von 1200 Städten und Dörfern, denen ein gleiches Schicksal bevorstand, verwüstet. Ich wende den Blick von diesem scheußlichen Gemälde!

Und was that jetzt Frankreich seit 22 Jahren? Verwüstete es nicht in dieser Zeit ganz Deutschland, weil es von einer ungerechten Entthronung, weil es

vom Königsmorde zurückgehalten werden sollte? Plünderte es nicht alle benachbarte Königreiche und Fürsten; riß es nicht ganze Provinzen an sich, und nährte und bewirthete im Durchschnitt darin ein Heer von wenigstens 300,000 Mann 22 Jahre lang? Rechnet man im Durchschnitt einen halben Thaler täglich für die kostbare Verpflegung jedes Einzelnen ganz geringe, so kosteten diese 300,000 Mann die Summe von 54,750,000 Thaler jährlich, also die enorme Summe von 1,204,500,000 Thaler aufs mäßigste gerechnet in 22 Jahren. Kann und muß man nicht eine gleiche Summe der von ihnen geforderten Kontributionen und Requisitionen aller Art für dieses Heer und einen nur auf Bereicherung und Plünderung ausgehenden Generalstab und Oberofficiere, und für niedergebrannte Städte und Dörfer rechnen? Dieß machte also eine Summe von 2409 Millionen Thaler, die Verpflegungskosten des Heeres mitgerechnet, welche Deutschland von Frankreich wenigstens beim nächsten Friedensschlusse erhalten müßte.— Eine gleiche gegen dieses Heer wirkende Armee, die Deutschland zu unterhalten hatte, um ihren Räubereien Einhalt zu thun, kostete (pro Mann 250 Thaler wenigstens fünfmalige Equipirungs- und Mobil-

machungs=Kosten gerechnet) 75 Millionen Thaler. Hierzu ¼ Thaler auf den Mann Verpflegungskosten täglich angenommen (da sie sich weit schlechter als die feindliche Armee behelfen mußte), ergibt die Hälfte für die Dauer des Krieges an Verpflegungskosten der oben angeführten Summe: nämlich 602¼ Millionen. Hierzu 75 Millionen Thaler Equipirungs= und Mobilmachungs=Kosten waren, mäßig gerechnet, zusammen 677¼ Millionen Kriegskosten erforderlich.

Diese . . . . 677¼ Millionen Thaler und
obige berechnete 2145 Millionen Thaler.
Zusammen . . 2822¼ Millionen Thaler

von Frankreich baar und im Lande zu fordern heischt Gerechtigkeit. Können sie nicht in baarem Gelde gegeben werden, so müßte ein Flächenraum Land in immerwährende Sequestration gelegt werden, der nach Abzug aller Unkosten eine reine Einnahme von 141,112,800 Thaler gewährte, bis sämmtliche Kosten der 2822¼ Millionen Thaler von Frankreich bezahlt sind.

Kann und muß Deutschland nicht diese Gerechtigkeit fordern — nur allein diese Gerechtigkeit? Hat jetzt nicht die glückliche Stunde geschlagen, sie fordern zu müssen für alle überstandene Leiden und Drangsale?

Er kehrt vielleicht nie wieder, dieser stralende, jedes Herz mit Kraft erfüllende Stern im Siegerkranz der Deutschen, der aufflammte in Deutschland durch nie wieder erwachenden Patriotismus und das Gefühl für Recht und Unrecht! Belohnt muß dieß werden, wenn nicht alles ersterben soll im Busen der Deutschen, was groß, was erhaben ist!

M.

6.

Geschichte des Kabinets der Tuilerien seit dem 20. März 1815 und der Verschwörung, welche Bonaparte nach Frankreich führte.

Aus dem Französischen *).

Einleitung.

Wir liefern hier dem Leser eine Uebersetzung der ersten politischen Schrift von einiger Bedeutung, die seit der Kapitulation von Paris daselbst erschienen

*) Histoire du Cabinet des Tuileries, depuis le 20. Mars 1815, et de la conspiration, qui a ramené Buonaparte en France. A Paris, chez Chanson, et Delaunay, libraires, au Palais-Royal. 1815.

ist. Sie ist in doppelter Hinsicht der Aufmerksamkeit würdig. Erstlich wegen der historischen Thatsachen, die darin aufgestellt werden. Zwar scheinen diese dadurch, daß die Namen der handelnden Personen nur durch Buchstaben angedeutet sind, etwas dunkel, allein die Kenner der Tagesgeschichte werden diese leicht entziffern. Zweitens, wegen des vehementen Tones, der darin herrscht. Man sieht daraus, daß die Parteien noch eben so wüthend gegen einander toben, und toben werden, als vor der letzten Revolution. Der Verfasser gehört augenscheinlich zu den alten Inkorrigibles, die von keiner Ausgleichung etwas wissen wollen. Wie sehr stechen aber solche Gesinnungen wieder gegen das Verfahren des Königs ab? So ist es z. B. nicht zu verkennen, daß mit ZMD. Fouche' bezeichnet seyn soll, und Fouche' ist Minister Ludwig XVIII.

Erste Periode.

Kurze Zeit nach der Ankunft des Königs in Paris begann man schon an der Verschwörung zu arbeiten, die nach eilf Monaten Bonaparte zurückführen sollte. Ungewiß, welches die königliche Regierungsform seyn würde, wagten es die Verschwörer nicht, unter der provisorischen Regierung irgend etwas zu versuchen; sie bestrebten sich während dieser Art Zwischenregierung, die ihnen Gelegenheit darbot, in alle Dikasterien, die noch mit ihren Satelliten besetzt waren, einzudringen, bloß sich derer zu versichern, von denen sie späterhin Gebrauch machen könnten, und bemühten sich, diese in ihren Aemtern beibehalten zu lassen und sich selbst in den ihrigen zu erhalten. Allein der außerordentliche Enthusiasmus, den die Ankunft des Königs unter allen Volksklassen erweckte, milderte einigermaßen ihren Muth. Sie verzweifelten einen Augenblick, als sie sahen, daß der König, den sie sich als ungemein leicht zu lenken vorstellten, die Konstitution des Senats nicht in ihrem ganzen Umfange annahm; die Mißbilligung, mit der das Publikum diese ungestaltete und eigennützige Urkunde aufnahm, nöthigte sie, alle ihre Schritte,

bis nach der Ratifikation des Pariser Traktats, zu verschieben.

Im Juni 1814 gingen sie von neuem an ihr schändliches Werk. Der Abzug der Alliirten, die Rückkehr der Gefangenen, die beinahe alle für Napoleon, der sie doch aufgeopfert hatte, eingenommen waren, die neue Organisation unserer zerstreuten Truppen, machte sie wieder kühn. Die Hoffnung, welche die Armee gehegt hatte, daß Frankreich einen Theil seiner ersten Eroberungen behalten würde, diese getäuschte Hoffnung war das erste von der Faktion angewandte Mittel, Unzufriedenheit, unter der Maske des Patriotismus und des beleidigten Nationalgefühls, zu verbeiten.

Das Pariser Volk, welches das leichtgläubigste, und daher am leichtesten zu verleiten ist, wiederholte diese Gerüchte, die sehr bald Glauben fanden, und von den Gehülfen, welche die Verschwornen schon bezahlten, sorgfältig verbreitet wurden, so daß der niedrigste Lumpensammler durch die Zurückgabe eines Gebiets, das wir einige Jahre vorher unsern Nachbarn ohne Ursache abgenommen hatten, sich beleidigt glaubte. Man tadelte den Grafen von Artois laut, die Festungen nicht behalten und sich nicht

widersetzt zu haben, als die Alliirten sich ihrer bemächtigten, das heißt mit andern Worten, er hätte die Alliirten verhindern sollen, in Frankreich einzudringen, wohin sie doch, in Folge der vielen Fehler Bonaparte's, kamen, um die Bourbons wieder auf den Thron zu setzen.

Einige dem Gottesdienste zugestandene Oeffentlichkeit, die anbefohlene Feier des Sonntags, wie das überall, ausgenommen in Frankreich, Gebrauch ist, waren eine zweite Klage, die man der ersten hinzufügte. Es war den Verschwornen leicht, ihre Partei nun plötzlich durch die Atheisten, die Protestanten und die Juden zu vermehren. Dann machte man die Emigrirten, die Mitglieder der königlichen Familie lächerlich. In dem Gesetzgebenden Korps waren einige Schreier angestellt, die unaufhörlich über die Verletzung der Konstitutionsurkunde schrien. Sie verhandelten Gegenstände, die geeignet waren, die Nation zu beunruhigen und die Ankäufer von Nationalgütern besorgt zu machen, die der König nie gesonnen war, auf irgend eine Weise zu belästigen. Herr Dumolard, genannt Dumolard-Tribune, weil er so oft und so viel redete, um Wirkung zu machen, sprach über die Preßfreiheit, und

sagte, daß, wenn man sie nicht ganz uneingeschränkt und ohne allen Rückhalt zugestände, es eben so viel seyn würde, als wenn man die Statüe der Freiheit mit einem bleiernen Schleier bedeckte. So vergingen die Monate Juni und Juli. Man arbeitete daran, dem Gemeingeist eine üble Richtung zu geben und ihn erkalten zu lassen; allein der Angriffsplan wurde erst im folgenden September methodisch entworfen.

„Als die außerordentliche Güte des Königs bekannt wurde, glaubte man, daß man würde freier handeln können. Jeder Akteur übernahm eine bestimmte Rolle, allein sie fuhren noch eine Weile fort, gemeinschaftlich zu handeln.

Man bestach die Herausgeber der Zeitschriften, und bald sahe man absprechende Aufsätze über die Gewalt des Königs und die Souverainität des Volks erscheinen. In einigen sprach man ganz ernsthaft, in andern suchte man durch eine lächerliche und sehr geschickt ausgestreute Bitterkeit den Hof und die Minister aller Achtung zu berauben, und stellte sich dabei, als habe man die tiefste Ehrfurcht für Alles, was von dem König ausging. Dieses verrätherische Treiben wurde zum System bei allen Faktionisten,

die nun den König mit Lobeserhebungen zu überhäufen anfingen, um das Recht zu haben, die andern Mitgliedrr der königlichen Familie herabzuwürdigen, weil das Vorhaben der mehrsten Verschwornen, das sich seitdem oft verändert hat, darin bestand, Ludwig XVIII. ermorden zu lassen, um die Republik einzuführen, oder die Krone einem Prinzen von einem Nebenzweige anzubieten, der sie gewiß nicht angenommen hätte. Um diesen Zweck zu erreichen, sprach man unaufhörlich von der Nichtigkeit der Bourbons, der ewigen Leichtfertigkeit des Grafen von Artois, dem ungestümen Wesen des Herzogs von Berry, dem unbesonnenen Benehmen des Herzogs von Angouleme und seinem Mißverständnisse mit seiner Gemahlin, die, wie man sagte, sich aus einer außerordentlichen Frömmigkeit allen Vorurtheilen hingab.

Männer von allen Parteien, prostituirte Weiber, der Abschaum der bürgerlichen Gesellschaft, wurden in diese schändliche Koalition des Verbrechens gegen die Tugend aufgenommen. Die Schwachen wurden durch Versprechungen angelockt, und die rechtlichen Leute fielen in die für sie aufgestellten Netze, weil nach einer höllischen Berechnung die heterogensten Ele-

mente dazu mitwirken sollten, das gottlose Gebäude der Rebellion aufzurichten. Es bildeten sich mehrere Komiteen, und jede hatte ihre Farbe, nach dem Stadtviertel, wo sie sich befand, und dem Wesen derer, die darin zugelassen wurden. Hier war es dem Anschein nach ein reiner Royalismus, und die verfeinertste Spionerei benutzte das Vertrauen rechtlicher Menschen; dort war es ein Gemisch von Unzufriedenheit und Treue; man bedauerte, nicht alles gehen zu sehen, wie es sollte; anderwärts tadelte man abwechselnd die Schwäche oder die Strenge des Königs, und gegen das Ende sprach man von seiner Ungerechtigkeit und seiner Verstellung. Es bedurfte nur noch, die Thatsachen zu verwirren, das Gute zu verdunkeln und zu entstellen; das war leicht, und man wird dieß begreifen, wenn man das Benehmen und das Wesen der Mitarbeiter kennen wird.

Ein Theil der Verschwornen sollte öffentliche und ärgerliche Rollen spielen, während ein anderer Theil, welcher der Partei nicht weniger nützlich war, in einer Mittelregion schwebend, im Dunkeln handelte.

In die erstere Klasse setzte man eine Frau, die wegen ihrer Liederlichkeit berühmt war, aus der in-

deß einige niedrige Amphitryonen einen Engel der Tugend gemacht hatten. Diese Frau ist Mdlle. Sch., die unter verschiedenen Benennungen, wie es die Umstände mit sich brachten, bekannt ist. Ihr wurde die Rolle des Skandals aufgetragen, und man erinnert sich, daß sie nicht schlecht darin bestand, da es ihr gelang, mittelst eines unbedeutenden Prozesses, fünf Monate lang das Publikum zu beschäftigen. Das verhinderte nicht, daß diese Prinzessin in ihrem Klub, in welchem sich die Weiber und Maitressen der Minister und Staatsräthe, die eine Rolle in der Tragödie spielen sollten, einfanden, regelmäßig vorstand. Diese Vereinigungen fanden alle Sonntage in St. Leu Statt, in der Nähe des liederlichen Lusthauses des Herrn de Saint-Jean-d'Angely, in dem schönen Thal von Montmorency. Man stattete hier den großen Rädelsführern Bericht von den Verrichtungen der Woche ab. D***, Y***, CBS***, S***, L***, T***, U***, YB***, TN***, EE***, DN***, TNS***, NR***, SMX*** und viele andere Werber ermangelten nicht, sich dort einzufinden. Jeder der Gäste war beauftragt, einen Adepten mitzubringen, den man zwei bis drei Sonntage ausforschte, und dann einweihte, wenn er wür-

dig befunden wurde. Dieser bekam nun wieder den Auftrag, andere anzuwerben, und so wurde allmälig die Vereinigung so zahlreich, daß man es vorsichtig und nothwendig erachtete, Nebenklubs zu errichten. So wurde der unglückliche Quesnel im verflossenen Frühling eines Abends dahin geführt. Zu tugendhaft, um irgend einem ehrlosen Vorschlag Gehör zu geben und sein Gewissen zu verrathen, allein auch nicht sicher genug, daß das halbe Vertrauen, dessen man ihn gewürdigt hatte, die Verschwornen nicht sehr beunruhigen sollte, beschloß man in einem geheimen Ausschuß, man müsse ihn auf die Seite schaffen, und noch denselben Abend wurde er in die Seine geworfen. Dieser Mord, dessen Ursache man vergeblich zu ergründen gesucht hatte, war für die, welche ihn anordneten, nicht unerklärlich; allein die Nachforschungen, welche die schwächliche, unerfahrne Polizei jener Zeit anstellen ließ, um die Urheber desselben herauszubringen, waren vergeblich. Indeß schauderten sie, und verabredeten, künftig kein solches Mittel mehr anzuwenden, um die, welche ihnen Besorgnisse verursachten, zum Schweigen zu bringen. Dieß verhindert mich auch, mich ausführlich über das Verschwinden mehrerer Menschen zu erklären,

die ihnen wahrscheinlich nicht sicherer schienen, als der unglückliche General.

Man ist gewiß über die Verwegenheit der Verschwornen erstaunt; allein man wird es noch mehr seyn, wenn man erfährt, daß sie die Rolle von Beschützern spielten, um ihren Kreaturen zu dienen, und daß durch die außerordentliche Schwäche der Staatsbeamten, die, wie sie sagten, alles versöhnen wollten, sie für ihre Mitschuldigen die ausgezeichnetsten Gunstbezeigungen erlangten. Unglücklicher Irrthum, der den doppelten Nachtheil mit sich führte, die wahren Freunde des Königs unwillig zu machen und die Frechheit der Verräther zu vermehren! So erlangte Labedoyere, der bestimmt war, eine große Rolle in der Verschwörung zu spielen, durch die unbegreifliche Unerfahrenheit eines Ministers, vom Könige das Ludwigskreuz, den Titel eines Obersten des 7. Linienregiments u. dgl. m.

Alle Frauen, die zu dem Generalstabe der tugendhaften SH*** gehörten, reisten Sonntags von Saint-Leu, wie ein Wespenschwarm, ab, und überschwemmten die Dikasterien; sie waren glücklich, wenn sie, damit ihr Unternehmen gelinge, auf keine andere Hindernisse bei ihrem Unternehmen stießen, als ihre

gemeinen Gunstbezeigungen einem Bureau-Kommis zu Theil werden zu lassen. Jede hatte ihr bestimmtes Geschäft, man konnte es ihnen anweisen, denn sie selbst hatten nicht die geringste Furcht, es öffentlich einzugestehen.

Madame MB. nahm an bestimmten Tagen Besuche an, und während ihr Mann in der Nacht herumlief, um seine s............ d'Et.. zu erhaschen, suchte die verschlagene Herzogin die Geheimnisse des Hofs auszukundschaften. Sie nahm ziemlich geschickt die Miene der Gutmüthigkeit an, um die Royalisten, die sie an sich gezogen, desto besser verführen zu können, und dieser Kunstgriff ist ihr nur zu gut gelungen, hauptsächlich bei dem guten Herrn von Grammont, den sie nur ihren Trichter nannte, da er das unbesonnene Zutrauen hatte, ihr alle seine Gedanken mitzutheilen.

Madame de TL. hatte einen andern Geschäftskreis; sie war von der Partei beauftragt, Reden an die Soldaten zu halten, mit den Halbbesoldeten in Verbindung zu treten und sie zu unterstützen; in den Kasernen von Paris und ihrem Weichbilde die guten Gesinnungen zu unterhalten, und so viel als möglich die vorgebliche Protestationsurkunde von

Marie Louise gegen die Abdikation Bonaparte's, der, wie es darin hieß, nur für sich selbst abdanken konnte, zu verbreiten. Die Frau Gräfin hatte das Vergnügen, daß ihr diese Mission vollkommen glückte. Man sagt sogar, daß ihre Reden zuweilen Schwärmerei im Herzen treuer Krieger erweckt haben; so viel Reiz hat die Liebe des Vaterlandes, wenn eine schöne Frau sie einflößt!!!

Madame RD***, die man so richtig Bonaparte's Trompete nannte, war beauftragt, zuweilen Kontremarsch zu blasen.

Madame C., genannt de Y., sammelte allenthalben die Epigramme und sonstige boshafte Reden, die man dann in den Tageblättern und Gesellschaftszimmern benutzte.

Madame E. de L. *) hatte das Amt einer Bettelschwester.

---

*) Dieß ist die Frau eines Notars von P...., der schlechter Umstände halber nach Amerika fliehen mußte. Die fruchtbare Frau von L. hatte während des Aufenthalts ihres Mannes in der Hauptstadt eine ziemliche Anzahl Kinder von einem gewissen Azevedo, Musiker der Königin. Diese Frau figurirte in einem berüchtigten Prozeß, weil sie auf eine betrügerische Weise

D***'s Frau, mit ihrer Schwester UJL., die mit DN. vom Nationalinstitut verheirathet ist, bemühten sich ebenfalls sehr, den Erfolg des großen Werks zu sichern.

Madame MMH. trug die Befehle der ganzen Partei herum; sie lief in der Umgebung von Paris umher, behandelte die herrschaftlichen Landgüter, erkundigte sich, ob auch Grundzins davon zu entrichten wäre, worin die gutsherrlichen Rechte beständen u. dergl. m. Einigen Herumläuferinnen dieser Art und Uebelgesinnten muß man die Entstehung und schnelle Verbreitung der vorgeblichen Wiederherstellung des Zehnten und der Feudalrechte zuschreiben.

Mit diesen ersten Aemtern vereinigten sich eine Menge Nymphen, denen die zweite Rolle übertragen war, und die alle mögliche Opfer brachten, um zum Zweck zu gelangen. Unter den letztern bemerkte

---

Diamanten auf dem Lombard versetzt hatte. Dadurch zog sie sich einen Aufenthalt von acht bis zehn Monaten in dem Magdalenengefängniß zu. Bonaparte, der so gerne das Unglück tröstete, nahm seit dem 20. März diese Frau alle Tage in seinem Schlosse auf.

A. d. V.

man eine Dame Y. de N., die die Ehre hatte, zuerst das symbolische Veilchen zu tragen.

Den Ränken einer ausgezeichneten Frau unter der Partei hat der Verfasser des Kabinets von St. Cloud die Berühmtheit zu verdanken, die er einige Monate genoß, und das Publikum die Entbehrung eines Buches, in welchem sich, neben einigen Unrichtigkeiten, große Wahrheiten befinden, die man so sehr als möglich hätte bekannt werden lassen sollen, um die Meinung über alle Koryphäen des Bonapartismus und des Schreckens zu berichtigen. Allein der Sieg war abermals für sie, und sie konnten sich Beifall zurufen, einen Befehl erlassen zu sehen, wodurch ihre Schändlichkeiten wieder in Dunkel gehüllt wurden *).

Alles ging ihren Wünschen gemäß. Es entstand eine ziemlich regelmäßige Verbindung mit der Insel Elba, der große Mann schickte seine Plane ein, man nahm sie in Ueberlegung, und sie wurden ihm von neuem vorgelegt. Die Ungestraftheit ging so weit, daß er selbst einmal den Einfall hatte, nach Paris zu kommen, durch seine Gegenwart den Eifer

*) Das Werk wurde nämlich verboten.

A. d. U.

der Verschworenen anzufeuern, allein dieß wurde sowohl für unvorsichtig als unnütz gehalten. In Ermangelung des Herrn mußte man sich mit dem Bedienten behelfen, und Bertrand langte an, mit den Vollmachten Sr. Kaiserl. Königl. Majestät versehen.

Man mußte die öffentliche Meinung auf die Probe stellen, und sich mittelst eines weit verwegeneren Streichs, als alle früheren, die Gewißheit verschaffen, wie weit die Schwäche der Regierung gehen würde. Man warf zuerst die Augen auf Renaud, als einen ziemlich guten Schriftsteller; allein welchen Einfluß konnte ein allgemein verachteter Mensch auf die öffentliche Meinung ausüben? Man dachte an M***; allein er war zu dumm, um etwas Taugliches zu liefern. DM***, Y***, T***, TJB***, LM*** und alle andere Berichterstatter im Staatsrathe wurden ebenfalls nicht für fähig gehalten; man zog ihnen Carnot, den fanatischen Carnot, vor, der durch einen düstern, menschenscheuen Charakter sich einen Ruf von Rechtlichkeit erworben hatte, von der er, als er einer der fünf Tyrannen Frankreichs war, nicht immer Beweise gab.

Er übernahm es also, eine Vertheidigung des Königsmords zu schreiben, ein unverständliches Gewäsche, in welchem dieser schlechte Vernünftler, von einem falschen Grundsatze ausgehend, in alle Verwirrungen einer irrigen Logik verfällt. Gleichviel, so fehlerhaft dieses Werk auch war, es gefiel den Verschworenen, weil es der wahre Probierstein war, der dazu dienen sollte, ihre Ideen über das zu beobachtende Verfahren unwiderruflich zu bestimmen. Das Frechste dabei war, es an den König zu richten. Man hätte sich nicht getraut, dieß dem Verfasser vorzuschlagen; allein der Sündenbock, der wohl im Voraus ahnete, daß er gar nichts wagte, spielte bei dieser Gelegenheit den Römer. Er unterschrieb seine Denkschrift und schickte dem so guten König ein Exemplar davon zu, der, um viele andere Verbrechen zu vermeiden, den Verfasser beim ersten Anblick seiner aufrührerischen Flugschrift in einen Kerker hätte vergraben lassen sollen.

Die Verschwörer faßten mehr als je große Hoffnungen; auch wurden ihre Zusammenkünfte beinahe öffentlich. Es bildeten sich neue Klubs, man verdoppelte die schon vorhandenen. Ein Kern des Klubs NSO*** war der Keim des Klubs der Straße

Vaugirard, und ein Theil des Klubs LT*** gab dem Klub JLCN*** seine Entstehung. Endlich begaben sich m.......... LAR. Ch. de l'.. p... und die andern vornehmen Dignitarien nächtlicher Weise nach Nanterre, wo lange Reihen Wagen regelmäßig zwei Mal die Woche Abends gegen neun Uhr ankamen. Der Präsident dieses wichtigen Klubs erneute den Mitgliedern oft die Warnung, von dem König nie, als mit der größen Ehrfurcht zu sprechen, aber zugleich einige beißende Züge gegen das bestehende Regierungssystem einschleichen zu lassen, mit Sorgfalt unter der Mittelklasse den Geschmack militärischer Ideen zu unterhalten, beständig von dem Ruhme der Französischen Waffen, dem Adler, dem Avancement, dem Siege zu sprechen, und endlich immer die sieben bis acht in Ansehen stehenden Worte im Munde zu führen. Allein man empfahl auch das größte Stillschweigen über Bonaparte, um keinen Argwohn zu erwecken. Erst im Oktober 1814, als man das Bedürfniß fühlte, oft von diesem Helden zu sprechen, erkannte man die Nothwendigkeit eines verabredeten Ausdrucks. Ein Schriftsteller, der nicht immer originell ist, erfand die Benennung Vater Veilchen (père la Violette),

unter der man ihn seitdem bezeichnete, und die man der Benennung, Jean de l'epée, die ihm seine Brummbärte auf der Insel Elba beigelegt hatten, vorzog, aus Furcht, dieser Beiname wäre zu leicht zu errathen. Schon im Monat December brachten die Officiere an ihren Tischen bei Very und dem blauen Zeiger zu Ehren des Veilchens, das im Frühling wieder kommt, Trinksprüche aus, allein die Gemeinen der Armee, die Soldaten und Unterofficiere fingen erst zu Ende Februar an, diesen Vater Veilchen kennen zu lernen. Die Verschwornen, die durch allerlei Ränke in den Ernennungen zu bürgerlichen und militärischen Aemtern so vielen Erfolg gehabt hatten, genossen eines großen Triumphs, als es ihnen gelang, das Kriegsministerium einem Manne zuzuwenden, der durch sein Betragen bewiesen hat, daß man eine bessere Wahl hätte treffen können. Von diesem Augenblicke an wurde in diesem Ministerium alles umgestürzt. Der größte Anspruch, von aller Anstellung ausgeschlossen zu werden, war eine aufrichtige Liebe zum König. Der Minister stellte sich, als beschäftige er sich sehr, er nöthigte die Unterbeamten, zehn Stunden täglich zu arbeiten; man entfernte die treuesten Regimenter von den Posten, wo sie hätten

nützlich seyn können, und verlegte die, deren Kommando Bonaparte's Kreaturen anvertraut war, auf die wichtigsten Punkte. Die Verschwörer haben nicht aufgehört, eifrig an dem Umsturz des Thrones zu arbeiten, in Uebereinstimmung mit Ney †), S********* ††),

†) Ney, Herzog von Elchingen, ist der Sohn eines Scherenschleifers von Sar=Louis. Vor der Revolution war er Bedienter bei einem Officier der Garnison, den er nach Paris begleitete; bald aber, als ihn sein Herr weggejagt hatte, diente er als Stallknecht in der Straße Poissonnière, wo er nur ein Jahr blieb. Als er nachher Soldat der Freiheit wurde, gelangte er zu großen Ehren. Er ist mit einer Nichte von Madame Campan, die erst eine Pensionsanstalt für junge Frauenzimmer hielt und dann Vorsteherin für die Töchter der Mitglieder der Ehrenlegion wurde, verheirathet.

††) Bonaparte ernannte ihn nach seiner Rückkehr aus Aegypten zum Obersten, um ihn für die wichtigen Dienste, die er ihm an dem großen Tage des 18. Brumaire geleistet hatte, zu belohnen. Bald nachher verdiente er die besondere Aufmerksamkeit des Tyrannen, der, als er eine unreine Masse Bosheit und Verderbniß an ihm wahrnahm, ihn zu seinem innigen und sehr würdigen Vertrauten machte, was er noch jetzt ist. Bonaparte zwang die liebenswürdige und schöne Mademoiselle de YC***, Tochter des Marquis dieses Na=

LH*** †), DMB*** ††), M***, TD*** †††).

---

mens, diesen elenden Korsen zu heirathen. Die beiden einzigen Eigenschaften dieses Menschen sind, ein Korse und Verwandter Bonaparte's zu seyn. Er ist ein würdiger Nacheiferer von LH***, von Marat, von B*** und YB***. S********* verbirgt unter der trügerischen Hülle der angenehmsten Formen eine eben so grausame als schwarze Seele. Wenn der Held über irgend eine edle That von Dieberei oder Mord nachdenkt, so wird S********* immer am ersten um Rath gefragt.

†) Dieser Elende, den man als Präsidenten des Schattengerichts gesehen hat, das den Herzog von Enghien ermorden ließ, war Gouverneur von Berlin und Kommandant von Wien. Vor der Revolution war er Kammerdiener bei dem Herrn von Conflans; er war Wäscher der Königin und des Herzogs von Bourbon. Nach der Einnahme der Bastille gab HL***, der sie mit belagern geholfen hatte, dem Pöbel das Signal, den unglücklichen de Launay, den er entwaffnet nach dem Stadthause führte, zu ermorden. Man sah ihn am 6. Oktober an der Spitze der Räuber, die in Versailles so viele Unthaten begingen. LH*** und B*** zeichneten sich durch eine bis dahin unbekannte Wildheit in allen Metzeleien aus, die damals Paris mit Blut und Trauer bedeckten. Wenn Robespierre oder Dan-

Stets aufmerksam auf das, was zum Zweck der Verschwörung mitwirken konnte, verdoppelten sie selbst

---

ton Verbrechen ausführen lassen wollten, war es immer HL***, den sie damit beauftragten.

††) DMV*** ist der Sohn eines Notarius von Cassel in Flandern. Als der große Tag der Revolution anbrach, ließ sich DMV***, der seit drei Monaten heimathlos herumirrte, als gemeiner Soldat anwerben; allein sein Bürgersinn, sein Republikanismus und seine andern schönen Eigenschaften erhoben ihn bald zu dem Range eines Generals. Als er unter Moreau in Deutschland kommandirte, ließ er sich solche Missethaten zu Schulden kommen, daß der tugendhafte General sich gezwungen sah, ihn zu kassiren und nach Frankreich zurückzuschicken. Er wurde seitdem nicht wieder gebraucht, als nach der Rückkehr des mächtigen, wohlthätigen, tugendhaften Nappleon Bonaparte, der ihm den Rang wieder gab, den er in der Armee gehabt hatte.

†††) TD*** ist ein ehemaliger Adliger, jetzt aber der schlechteste Kerl, den es nur geben kann. Vor und unter der Regierung Robespierre's beging er mit kaltem Blute dieselben Abscheulichkeiten, womit er sich späterhin, zu Anfange des Preußischen Krieges, in Sachsen besudelte. — Als er in Ostende kommandirte, ließ er einen Spion erschießen, um einen Vorwand zu haben,

die Zahl der Fehler, und die Adepten ermangelten dann nicht, in der Welt diese dem König beizumessen. Der halbe Sold z. B., der so allgemeines Murren erregte, war er nicht das Resultat der treulosesten Berechnung? Denn in der That, welche Regierung hat je den halben Sold an Soldaten, die nicht mehr dienen, ausgezahlt? Was verlangten die mehrsten Französischen Krieger, die man mit Gewalt ihren Familien entrissen hatte, als daß man sie fried-

---

sich seines Geldes zu bemächtigen. In einer Unterredung, die ich dieserhalb mit Réal und dem Großrichter Regnier, zu Gunsten der unglücklichen Wittwe, die nach Paris gekommen war, um Gerechtigkeit zu fordern, hatte, sagte mir Regnier ganz bestimmt, er habe nach Ostende geschrieben, damit man ihm die Prozeßakten schicke, solche aber nie herausbekommen können, und TD*** habe Billow ermorden lassen, um ihn zu bestehlen. Diese Unterredung fand vierzehn Tage nach Billow's Ermordung Statt. Seine Wittwe hat nie einen Heller von dem bekommen können, was man ihm gestohlen hatte, und wie sie behauptete, hatte man ihm wenigstens 50,000 Franken genommen. Er hat einen besondern Hang, gemünztes Gold und Silber in Barren zu verwandeln. Das ist einer der Marschälle und Herzoge Bonaparte's.

lich wieder ihrem Gewerbe überließe? Zahlte Ludwig XIV. einen halben Sold, als er seine zahlreiche Armee verabschiedete? That es das Direktorium in Hinsicht der aus Italien und Deutschland zurückgekommenen Französischen Armee? Wahrlich nicht! Es zahlte den ganzen Sold, so wie alles, was rückständig war — mit dem Bankerott vom J. 8. Glaubt man, daß wenn Bonaparte, statt Ludwig XVIII., den Vertrag von Paris unterzeichnet hätte, man halben Sold gesehen haben würde? Man irre sich ja nicht; er würde mit seiner zu zahlreichen Armee verfahren seyn, wie mit den unglücklichen Verpesteten zu Jaffa. Kartätschen und Gift hätten in einem Augenblicke seine Schuld abgetragen. Man braucht sich nur, um jeden Zweifel in dieser Hinsicht zu heben, an sein Betragen in Moskau, in Spanien, in Aegypten, an der Berezina, in Charleroi, nach der unglücklichen Schlacht von Mont-St.-Jean, wo er nicht gezaudert hat, die Brücken abzubrechen, die ihn von seiner Armee trennten, um sich allein zu retten, zu erinnern.

Also nicht, weil der König nicht den ganzen Sold bezahlt hat, könnte man ihm Vorwürfe machen, sondern vielmehr, weil er unnützer Weise einer

ungeheueren Menge Menschen den halben Sold bezahlte, die, gewohnt, ein müßiges und unabhängiges Leben zu führen, nicht arbeiten wollten, auf einen Lohn rechnend, den sie nicht verdienten, der ein offenbarer Abbruch für die Tapfern ist, welche die auf dem Felde der Ehren erhaltenen Wunden außer Stand setzten, ihr Brod zu verdienen, und die Anspruch auf Pensionen oder Aufnahme in die Invalidenhäuser hatten.

Der Plan der Verschwörung gewann immer mehr Festigkeit; um aber methodischer zu Werke zu gehen, thaten die Rädelsführer den Vorschlag, in allen Korporationen zuverlässige Männer zu haben, die bei Gelegenheit den Gemeingeist bearbeiten und nach ihren Absichten lenken konnten.

Der berüchtigte D..... de M*** †) übernahm die Richterstellen, und er fand bald in allen

†) LM*** de YD*** war nach einander Rath des Herzogs von Orleans, der Freund Danton's, Chabot's, Marat's und Robespierre's, Urheber des Gesetzes über die Verdächtigen, Advokat der Septembriseurs, in Ungnade gefallener Polizeiminister, dann Justizminister. Eitel, wie ein Pfau, geduldig, wie eine Katze, grausam, wie ein Tiger, schien er die

Gerichtshöfen Satelliten, die fähig waren, die Wünsche der Herren von St. Leu zu erfüllen.

Faktionen, deren Seele und Knecht er gewesen war, nur überlebt zu haben, um der Gerechtigkeit der Vorsehung Hohn zu sprechen. Er rettete sich vom Schaffot und trat in das Direktorium.

LM*** ist der Sohn eines Bauers von Anchin bei Cateau-Cambresis; als er zwölf Jahre alt war, kam er als Bedienter in ein Mönchskloster; seiner leidlichen Stimme hatte er es zu verdanken, daß er unter die Chorknaben des Klosters aufgenommen wurde, und da er sich in die Gunst der Mönche einzuschmeicheln wußte, wurden sie ihm gewogen und schickten ihn in das Kollegium von D..... Sobald er seine Studien vollendet hatte, wurde er Advokat, und seine Wohlthäter fuhren fort, ihn zu unterstützen. Aber bald wurden sie mit dem schwärzesten Undank bezahlt.

Nachdem er zur konstituirenden Versammlung gewählt worden war, hatte er Gelegenheit, dem Herzog von Orleans bekannt zu werden, der ihn zu seinem Geschäftsträger machte. Aus Erkenntlichkeit für diese Wohlthat, wendete er in der Folge seine ganze Macht an, den Herzog unter die Guillotine zu bringen.

Unter Robespierre spann er sein berüchtigtes Gesetz über die Verdächtigen aus, welches so viel Aehnlichkeit mit den neuerlichen Dekreten Bonaparte's

H T***, Generaladvokat am Kassationsgericht, benutzte sehr geschickt die letzten Momente seines Amts.

---

hat. Man muß dieses Gesetz und diese Dekrete lesen, um die Charaktergleichheit Maximilian Robespierre's und Napoleon Bonaparte's zu erkennen. Der erstere war nur die Plage Frankreichs, der zweite die Pest der Welt. Derselbe L M*** hatte unter der Regierung Robespierre's eine Art Katechismus in Vorschlag gebracht, der auf die Mitglieder des Konvents und auf die Volksgesellschaften angewendet werden sollte. Er war ungefähr folgendermaßen abgefaßt:

Welches Vermögen hattet ihr vor 1789?

Welches jetzt, 1793?

Welches waren eure Meinungen 1789?

Was habt ihr gethan, um die Guillotine zu verdienen, in dem Fall, daß eine Gegenrevolution ausbricht?

Nach dem Sturze Robespierre's wurde er eins der thätigsten Mitglieder der Regierung. Unter dem Direktorium war er hintereinander Minister der Justiz, der Polizei, und endlich Direktor. Seine Grausamkeiten machten ihn bei allen Parteien so verhaßt, daß er genöthigt wurde, aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung sich zurückzuziehen.

Am 18. Brumaire war er ohne Anstellung; allein der große Beschützer aller Räuber ernannte ihn zum Staatsrath.

Der Königsmörder G*** de l'A.. bearbeitete das Gericht erster Instanz nebst dem sogenannten kaiserlichen Gerichtshof, und der dicke RNG*** †)

---

†) RNG*** war Mitglied einer unserer Nationalversammlungen gewesen. Im J. 8. wurde er durch Empfehlung des Erzschatzmeisters Lebrun zum Präfekten in Belgien ernannt. Er verließ hernach diese Stelle, in deren Ausübung er seinen Administrirten wegen Bedrückungen aller Art ungemein mißfiel. Im J. 1806 gelang es ihm, sich zu einem der Kommissäre der Nationalkonstabilität ernennen zu lassen; dann trat er im J. 1807 in das Kassationsgericht, und endlich neulich durch allerlei Kabalen und Intriguen wurde er zu der ungesetzlichen Versammlung, die man Repräsentantenkammer genannt hat, erwählt. Es waren zwei und zwanzig Stimmgebende da, statt hundert und drei und zwanzig, als diese Ernennung geschah. RNG*** hat einen außerordentlich aufbrausenden Charakter, er ist ungerecht und widersprechend; so hart, eitel, aufgeblasen und stolz er gegen diejenigen ist, die er unter sich glaubt, eben so einschmeichelnd, niedrig, falsch und kriechend ist er gegen die, die über ihm stehen. Er ist ohne Geist, drückt sich gemein und mit außerordentlicher Schwierigkeit aus. Er hat nur sehr mittelmäßige Talente, die Folge einer verfehlten Erziehung und einer ungezähmten Eigenliebe. Seine An-

hatte den Kassationshof übernommen, und wurde von dem Greffier TG*** unterstützt, der ohne Zwei-

hänglichkeit an Bonaparte geht bis zur Raserei. Auch gab es nichts Komischers, als ihn voriges Jahr seinen dicken Leib vor den Prinzen und dem Könige selbst beugen zu sehen, dem er sich sehr oft vorstellen ließ. Er gestand indeß seinem Schwiegersohne, daß ihm das sehr viel koste. Verflossenen Mai schlug er diesem vor, im Fall wir das Unglück hätten, die Bourbons wieder kommen zu sehen (die er eine ausgeartete Rasse nannte), zu seinen Gunsten seine Stelle niederzulegen, weil er es nicht mehr würde aushalten können, so herzlich und aufrichtig hasse er die königliche Familie, woran Niemand zweifelt. Ich will, sagte er, meine Freunde, die Bonapartisten, aufsuchen, und ihr, ihr werdet eure Freunde, die Royalisten, für den guten Erfolg dieser Sache angehen, zu der sich UN*** gewiß nicht verstehen wird.

RNG*** hatte dem König am verflossenen 3. Mai in einer feierlichen Sitzung den Eid der Treue abgelegt. Drei Wochen darauf entband er sich selbst dieses Eides und leistete Bonaparte einen neuen. Nicht zufrieden mit diesem Eidbruch, suchte er auch die Bedenklichkeiten mehrerer Beamten zu heben, die, zwischen ihrem Gewissen und der Nothwendigkeit zu leben, in der Klemme, noch anstanden, diesen Eid abzulegen.

fel hoffte, daß die Einsetzung eines neuen Domainen-Bureaus der Emigrirten ihm eben so vortheil-

Man wirft RNS*** nicht geradezu Erpressungen in seinen Amtsverrichtungen vor; aber eine fortgesetzte Ungerechtigkeit und die abscheulichste Parteilichkeit haben ihn zu allem fähig gemacht, und sein Name wird von allen denen verflucht, die das Unglück gehabt haben, mit ihm in Berührung zu kommen. Müßte man nicht befürchten, sich zu lange bei einer Person, die hinlänglich bekannt ist, aufzuhalten, so ließen sich tausend Schändlichkeiten anführen. Im Oktober 1812 wurde ein beim Kassationsgericht angestellter Beamte von der Polizei verhaftet, weil er mit Leuten umgegangen war, die wegen einer Zusammenkunft, die, wie man sagte, in dem Lesekabinet der Madame Rosa, im Palais Royal, Statt hatte, in Verdacht waren. Statt nun diesen Unglücklichen, dem augenscheinlich Unrecht geschah, zu beklagen, warf ihm RNS*** öffentlich seine politischen Gesinnungen vor, und benutzte geschickt diese Gelegenheit, ihn absetzen zu lassen, und seine Stelle einem andern zu geben, der für diesen Augenblick bei diesem barbarischen und wandelbaren Menschen in Gunsten stand. Eine ganze Familie wurde durch diese Grausamkeit in das äußerste Elend versetzt und konnte sich nie wieder erholen.

Das ist der Mann, den der König auf sehr ungetreue Empfehlung in seinem Amte beibehalten, dessen

haft seyn würde, als das, welches er ehemals mit seinem Freunde BY. benutzt hat.

NDF*** hatte die vereinigten Abgaben, wo er noch großen Einfluß hat †).

---

er nicht würdig ist, ja, den er sogar mit Beweisen seines Wohlwollens beehrt hatte. —

†) N*** D. F*** ist der Sohn eines armen Gerichtschreibers von Beaurepaire, der, da er seine Kinder nicht ernähren konnte, sie zu ihrem Oheim, der bei den Generalpächtern in Nantes angestellt war, schickte. Der junge N*** D. F*** wurde in der Folge Zollbeamter in Dine mit einem Gehalt von 1200 Franken. Er zeichnete sich in den ersten Tagen der Revolution durch verführerische, gemeine und ganz niederträchtige Schriften gegen die Priester, den Adel und die Generalpächter aus, und erwarb sich so die Bewunderung des gemeinen Pöbels. Die Wähler von F*** schickten ihn zu der gesetzgebenden Versammlung, wo er ganz den Erwartungen entsprach, den seine Kommittenten sich von ihm gemacht hatten. Mit Wuth betrieb er die Verfolgung der Generalpächter, die er einige Jahre nachher allein ersetzen sollte. Er wurde nicht zur Konvention ernannt, und diesem Zufall hat er es zu verdanken, nicht Theil an dem Morde Ludwig XVI. genommen zu haben. Er begab sich in das Isere-Departement, wo man ihn eine Zeitlang aus den

HT*** hatte die Lotterie; der Königsmörder HE*** die Domainen.

PML*** hatte die moralische Polizei übernommen, die kleinen Nachforschungen, die weit mehr schaden, als eine offene Spionerei. Man konnte sich auf ihn verlassen.

Der wüthende SMX***, ungeduldig, den erwünschten Augenblick eintreten zu sehen, machte einen

---

Augen verlor. Als im J. 1793 der Föderalismus im Gange war, widersetzte sich ihm N*** D. F*** aus allen Kräften, und es gelang ihm, die Vereinigung der Einwohner von Lyon und Grenoble zu verhindern. Das Isere-Departement, welches damals ziemlich gute Gesinnungen hegte, beschloß, daß Albite und Dubois de Crance' arretirt wurden. N*** D. F***, dem alle Hanfhechler von Grenoble folgten, die gar schrecklich heulten, begab sich in den Klub, hielt eine revolutionäre Rede an die Versammlung, die Mitglieder des Departements wurden in die Flucht gejagt, nachdem sie vorher ihren Beschluß widerrufen hatten, und so wurde die Belagerung von Lyon fortgesetzt. Darum wollte man auch N*** D. F***, als er durch diese letztere Stadt kam, um sich zu dem Rath der Fünfhundert zu begeben, zu welchem er ernannt worden war, in die Rhone werfen.

Versuch auf die Person des Königs, der beinahe alles verdorben hätte. Allein die Verschworenen machten diesen Fehler wieder gut; er wurde freigesprochen. Man hatte auch Mißtrauen in Rovigo. Dieser junge Seide, dessen Eifer nicht immer gut berechnet war, konnte der Partei mehr Schaden als Nutzen bringen. Man empfahl ihm hauptsächlich, so viel seiner alten Agenten, als möglich, in die Polizei zu bringen. Er hat den Trost gehabt, sie beinahe alle beibehalten zu sehen, mit dem fluchwürdigen Paques an ihrer Spitze, der auch die Hauspolizei besorgte, und geschickt genug war, sich bei den Herren von Polignac, sobald diese in Paris waren, einzuschmeicheln.

ZMD***, dessen Name so viele Verbrechen in Erinnerung bringt, hielt sich als verlorne Schildwache zu C***, von wo aus er dem Konseil seine köstlichen Noten zukommen ließ, weil es unvorsichtig gewesen wäre, daß ein so allgemein bekannter Mann in Paris bliebe. Allein wie sehr hat sich dieser Apostel entschädigt, seitdem er sein erstes Amt wieder angetreten hat, und mit Hülfe von Eisen und Gift die auf die Seite schaffen konnte, die verschont zu haben er sich vorwarf. Man versichert, daß er in

dem kurzen Zeitraum von drei Monaten von Kerkermeistern, die geübt waren, seine pharmaceischen Zubereitungen beizubringen, vortrefflich bedient wurde; gemeine Kanaillen, die der König die Schwachheit hatte, auf Posten zu lassen, wo sie nicht aufgehört haben, Böses zu thun.

Die Polizei von Paris wurde von L*** verwaltet, der sich stellte, als beschäftige er sich mit Chemie in der alten Wohnung seines Freundes ZMD***, die er mit Vorbedacht gegen das schöne Hotel, welches er sonst in der Straße Lille bewohnte, vertauschte.

BES*** sollte nach dem Herault-Departement gehen; allein man glaubte, daß er nützlicher in Paris seyn könnte. Dieser Prinz blieb also mitten unter den Seinigen, und Se. Excellenz, der Herr PCL*** zog sich in die Hierischen Inseln mit seiner Schwiegertochter zurück, da war er der Insel Elba näher.

Der unermüdliche TU*** that für sich so viel allein, als alle andere. Es ist kaum zu begreifen, mit welchem Eifer er zu Werke ging. Er reiste nach Italien, um Fonds für die Verschworenen zusammenzubringen, und es gelang ihm vollkommen. Eine

Kollekte von zwanzig Millionen, sichere Verbindungen zwischen Neapel und der Insel Elba, Bekanntmachung der Faktionisten von Italien mit dem Komplot, das waren die Resultate dieser nützlichen Reise.

Herr von Blacas *) war seit langer Zeit ein Gegenstand aller Sarkasmen. Man kann sich leicht

*) Herr Davaray und der Graf Lachapelle, die das Vertrauen des Königs besaßen, empfahlen Sr. Majestät sterbend den jungen Blacas, einen Avignoneser Edelmann, als außerordentlich geeignet, ihr Nachfolger zu seyn und das ausgedehnteste Vertrauen zu verdienen. Wirklich brachte auch Herr von Blacas sehr schnell viele Ordnung in die Angelegenheiten des Königs, und gewann von nun an sein ganzes Vertrauen. Ich will hier nicht unternehmen, die wahren oder falschen Mißgriffe, die man dem Herrn von Blacas beilegt, zu untersuchen, es ist aber gewiß, daß er der Gegenstand sehr lebhafter und fortdauernder Klagen war. Man würde ihn ganz gewiß verdammen, wenn man Rücksicht auf das alte Sprüchwort: vox populi vox dei, nehmen müßte. Herr von Blacas verheirathete sich in England fünf oder sechs Tage vor der Rückkehr nach Frankreich. Sein Sekretär war der berühmteste Idiot, der je vorhanden war, nämlich ein gewisser Fleuriel, ein Barfüßermönch, den man im Vorzimmer des Herrn Herzogs als ein seltenes Wesen anzu-

denken, daß die Korsinisten sich mit vielem Vortheile der Gelegenheit bedienten, die seine Gegenwart und die Fortdauer seiner Gunst gewährte, laut zu murren, obgleich man es sich nicht verhehlen kann, daß Herr von Blacas selbst nicht gewaltig in ihrem Sinne gearbeitet, und ihnen nicht dadurch gedient habe, daß, ohne es zu ahnen, umgeben und geleitet von den Verschwornen, man ihn zu großen Fehlern vermocht hatte, indem man ihn veranlaßte, dem König zu rathen, mehrere Lotterien einzustellen, die vereinigten Abgaben beizubehalten, die Spielhäuser zu dulden, die Bonapartisten bei öffentlichen Aemtern allen andern vorzuziehen, um sie sich geneigt zu machen; ferner, indem er ohne Ursache unbedeutende Personen mit Ordenszeichen überhäufen ließ, welches die verdroß, die sie durch wirkliche Dienste erlangt hatten, und indem er es dahin brachte, dem König Argwohn und Besorgnisse gegen treue Unterthanen einzuflößen. Die Freude der Par-

---

schauen ging, und über den Herrn Delacoudraye im Juni 1814 eine sehr merkwürdige Denkschrift herausgab, nach der es scheint, man könne dem Mönch Fleuriel Fehler vorwerfen, die nicht ganz zur Dummheit gehören.

tei war sehr groß, als man das Polizeiministerium mit Herrn Dandre' besetzen sah, nicht, als ob der Minister, wie ich glaube, sich dazu verstanden hätte, die Verschworenen zu begünstigen, sondern weil sie behaupteten, er sei seiner Arbeit durchaus nicht gewachsen. Ich kann mir nicht erlauben, über das Talent des Herrn Dandre' ein Endurtheil zu fällen; ich will bloß glauben, er sei nicht immer unterstützt worden. Man könnte ihm als eine große Schwäche vorwerfen, oft bei den Besuchen von St. Leu gewesen zu seyn, die ihm zu dem Ruf eines gutmüthigen Mannes verholfen hatten, eine Benennung, unter der er unter ihnen bekannt war. Real sagte, der gutmüthige Mann verstünde nichts von seinem Metier, und versicherte Jemanden, Herr Dandre' suche die Gesellschaft der alten Beamten des Ministeriums, um in Polizeiangelegenheiten Unterricht zu nehmen. Er erzählte auch, daß, als er eines Tages, ich glaube bei Talien war, und den Herrn Dandre' recht ordentlich mystificiren und sich einen Augenblick an seiner Verlegenheit ergötzen wollte, er ihn fragte, was er thun würde, wenn der Kaiser um die Erlaubniß anhielt, nach Frankreich zu kommen; der Minister habe geantwor-

tet, ich würde sie verweigern, es müßte mir denn der König gebieten, sie zu ertheilen, und daß Real hinzugefügt habe: allein wenn es Krankheit halber wäre? — Da würde ich sie ohne Zaudern bewilligen, soll Dandre' geantwortet haben.

Ich glaube nicht ganz an dieses Mährchen, über welches seit drei Monaten so viel gesprochen wurde. Allein ich weiß, daß das Verrathssystem, das nichts vernachlässigt, die grausame Waffe der Lächerlichkeit nicht vergessen hatte. Man sagte zu St. Leu, daß Herr Dandre' mehr, als man glaubte, Herrn Villiaume gleiche, er sei sehr gut, Ehen zu stiften und Aussöhnungen zu bewerkstelligen.

Die öffentlichen Beamten ihres Ansehens zu berauben, das Vertrauen, welches die Regierung, so wie die Nation, in sie gesetzt hatte, zu erschüttern, abgeschmackte Mährchen im Publikum zu verbreiten, das war in den letzten Zeiten die Beschäftigung der Verschworenen, und ihnen nicht wenig nützlich. Alle Klassen mußten der Reihe nach in diesem Schattenspiele vorüberziehen; die Priester bekamen den Nachtrab dieses Skandals. Man erinnert sich noch der Gerüchte, die während des Winters über verschiedene Pfarrer von Paris und der Gegend im Umlauf

waren. — Die vorgebliche Mystifikation des Pfarrers von Saint-Eustache, der, wie man sagte, einen ganz gemeinen Stein für einen Diamant mit 23,000 Franken bezahlt hat; die Geschichte des Pfarrers von St.-Roch, und der Lärm, der bei Gelegenheit des Leichenbegängnisses der Mlle. Raucour entstand, eine schlechte Nachahmung von dem, was vor einigen Jahren in derselben Kirche mit Mlle. Chameroy vorging. Hier endigt die ganze Theorie der Verschwörung; jetzt, da das Wesen derselben organisirt war, blieb nichts mehr zu thun übrig, als das nothwendige Geld herbeizuschaffen, und da ließ sich denn jeder mit großem Eifer zur Ader.

Die Zahl der vorzüglichen Mitarbeiter an diesem schändlichen Werke beträgt zwei und vierzig, wie sie es selbst zu einer Zeit, wo sie es ohne Gefahr thun zu können glaubten, gestanden. Damit aber unser Werk nicht einer Proskriptionsliste gleiche, wollen wir sie nicht namentlich nennen, wir wollen bloß, wie wir es bis jetzt gethan haben, denen Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche großmüthigere Opfer brachten.

Immer wird man Mlle. H..... an der Spitze finden, wenn die Rede davon ist, zur Wohlfahrt der

kaiserlichen Regierung Aufopferungen zu machen. Wir können nicht genau angeben, welche Summe sie eigentlich vorgeschossen hat, allein man wird ihren Eifer bewundern, wenn man erfährt, daß, erschöpft durch die ungeheuren Ausgaben, die die Unterhaltung ihrer Gäste in St. Leu erforderten, sie ihre Diamanten und kostbarsten Meublen verkauft hat, um ein ihren Gesinnungen angemessenes Geschenk darzubringen *).

U..... kam, wie ich bereits erwähnt habe, mit zwanzig Millionen aus Italien zurück, die von den Geschenken Murat's und allen andern Räubern jenes Landes herrührten. Lucian und Monsignor Fesch hatten auch etwas in den Klingelbeutel geworfen. Bonaparte ließ in Livorno alles, was

*) Eben erfahren wir, daß Mlle. H....., deren Eifer sich immer gleich bleibt, am Abend des 29. Juni d. J. — also sechs Tage nach der Abdikation — sechzigtausend Franken vertheilte, um die gebrechliche Ernennung Napoleons II. durch das Geschrei der Konföderirten aus der Vorstadt St. Antoine ein wenig zu unterstützen. Da Mlle. H..... nicht mehr die Mithelfer Bonaparte's in Gesellschaft speisen lassen konnte, so gab sie dem Pöbel zu trinken.

einigen Werth hatte, verkaufen, und bezahlte Niemand mehr in der Insel Elba. Bertrand brachte all dieß Geld nach Paris.

Herr l'Ar....c.... gab drei Millionen.

Die kaiserlichen und getreuen Senatoren gaben zusammen vierzehn Millionen.

Gewisse Staatsräthe, die sich nicht getrauten, an eine nahe Rückkunft zu glauben, machten sich ihres Geizes wegen bemerkbar; man hat nicht genau in Erfahrung bringen können, ob sie vierzehn oder siebzehntausend Franken hergeschossen haben *).

---

*) Der Staatsrath hielt immer viel auf den Geldbeutel. Diese Herren fanden sich am verflossenen 30. Juni an der Kasse ein, um ihre Quittung für den laufenden Monat einzureichen. Man antwortete ihnen, daß, da die Geldkisten leer wären, man die vorräthigen Fonds für die Bedürfnisse der Armee aufbewahren müsse. Sie verzerrten die Gesichter, und ihr Eifer, die Nationalunabhängigkeit zu vertheidigen, nahm allmählig ab. Nichts ist für diese sonst willkommenen Gäste bei dem öffentlichen Schatz unangenehmer, als wenn ihr Gehalt suspendirt wird. Es gibt keinen unter ihnen, der nicht ein eingefleischter Royalist geworden wäre, wenn man die Zahlungen eingestellt hätte. Für die Herren vom Staatsrath ist das Vaterland in einer Geldkiste.

Die tugendhafte P..... C.... gab dreimalhunderttausend Franken her, die sie gesammelt, von welchen sie aber, wie man behauptet, erst die Courtage abgezogen hatte.

T S*** gab alles her, was er im Kriegsministerium stahl, auch bitten wir den Leser, uns nicht zu fragen, wie viel er gegeben haben mag......

Diejenigen Marschälle von Frankreich, die der guten Sache dienten, gaben ungefähr fünf Millionen.

Die Königsmörder unter sich, von C..... angefeuert, fünf Millionen.

Hierzu muß noch das gerechnet werden, was ein Haufen obskurer, aber wohldenkender, Menschen herschoß, an die man einen Aufruf hatte ergehen lassen, für den Fall, daß es nöthig seyn möchte, die undurchdringlichen Absichten Sr. Majestät zu unterstützen.

Ein sehr getreuer und sehr zuverlässiger Agent, es war nicht Renaud ..., wurde mit diesem Gelde, das so große Wunder bewirken sollte, beauftragt. Einen Theil davon ließ man in Paris, um die Wege zu ebnen, und schon acht Tage vor der Ankunft Bonaparte's zahlte man öffentlich das

Straßenrufen (les criées). Davon konnte man sich zwei bis drei Tage vor der Abreise des Königs überzeugen; die Schreier, die nicht hinlänglich unterrichtet waren, und zu voreilig und ungeschickt riefen, wurden mit Regenschirmen tüchtig durchgeprügelt. Erst am Sonntage früh konnten die Lungen sich frei bewegen, und am Montage wurde man von dem tausend Mal wiederholten Ruf: es lebe der Kaiser! Es lebe die Garde! Es lebe Marie Louise! Es lebe der König von Rom! Es lebe Herr Litard *)! betäubt.

Seine D. H. Monseigneur le P.... de P....., dem eine Botschaft angezeigt hatte, wie die Sachen ständen, hielt es der Vorsicht angemessen, den Befehl zu ertheilen, daß alle Vereinigungen eingestellt würden, bis man Kenntniß von der Landung Cäsar's hätte. Der kleine L..... wurde demnach beauftragt, jedermann davon zu benachrichtigen, selbst M....., der in einem Hause, in der Straße Cassette unfern der Straße Colombier, versteckt war,

*) Dieser bezahlte die Gassenschreier. War es also nicht natürlich, daß sie wünschten, er möchte lange leben? . . .

und man wartete nun ungeduldig vom 17. Februar, bis zum glücklichen Tage, wo man Kenntniß von der Landung erhielt.

Alles ging gut von Statten. Selbst der verteufelte gelbe Zwerg (Nain Jaune), der immer gern witzig seyn wollte, machte voreilig Anspielung auf die Landung Bonaparte's zu Cannes. Er that es wahrscheinlich, um sich frühzeitig einzuschreiben, und durch dieses geheimnißvolle Vertrauen gegen das Publikum zu beweisen, daß er auch von der Verschwörung gewußt habe, woran eigentlich Niemand zweifelte *). Nachher bemühte man sich,

*) Bekanntlich war der Nain Jaune ein sehr heftiges Oppositionsblatt zur Zeit der ersten Regierung Ludwig XVIII. Unter dem 29. Febr. enthielt er Folgendes, ohne alle Verbindung, unter verschiedenen andern Nachrichten: Es ist uns folgender Brief des Herrn v. *** an Herrn *** mitgetheilt worden: „Ich habe zehn Gänsefedern verbraucht, an Sie zu schreiben, und habe keine Antwort erhalten; vielleicht werde ich glücklicher mit einer Rohrfeder (plume de canne) seyn; ich will es versuchen." Als nun späterhin Bonaparte in der Gegend von Cannes landete, hieß es, der gelbe Zwerg habe dieß damals den Verschwornen durch das Wörtchen canne andeuten wollen. A. d. U.

dieß in einer spätern Nummer wieder gut zu machen, weil die Verschworenen nicht wollten, daß man sogleich entdecke, die Rückkehr des großen Mannes sei nur die Folge des Strebens einiger Aufrührer gewesen. Man mußte sie vielmehr einem besondern, der Person Napoleon's anhängenden Glücke, der Einmischung der Gottheit, die ihn beschützt, der Liebe der Franzosen zu ihm, beimessen.

Zweite Periode.

Die Nachricht von der Landung wurde den Verschwornen am 3. März des Abends bekannt; bis zum 6. wurde ihnen nur Freude mit Besorgnissen vermischt zu Theil. Sie fürchteten eine Maßregel, die, wenn man sie zu rechter Zeit ergriffen hätte, ihre Mittel gelähmt und den König erhalten haben würde; sie fürchteten nämlich, nach Vincennes gebracht zu werden. Allein am 8. März erhielten sie die Bestätigung, daß die Güte des Königs, wie sie selbst sagten, eine unheilbare Tugend sei. Und man beschloß an diesem Tage, daß, um den Hof recht sicher zu machen, die Verschworenen einstimmig sagen sollten, Bonaparte werde nie wieder kommen; daß er den Tod zu Grenoble finden

werde; dann, als er über Grenoble hinaus war, er werde sein Ende zu Lyon, zu Melun, endlich zu Villejuif finden. Zugleich streute man überall Gold aus, um auch die zu bestechen, denen man sich vorher nicht zu eröffnen getraut hatte; man schickte die am wenigsten ungetreuen Truppen links, die rechts sehr nützlich gewesen wären. Man lachte über den Eifer derer, die sich zu marschiren anboten; man führte die jungen Zöglinge der Rechtsschule von Vincennes nach St. Denis, von Charenton nach der Militärschule, um sie abspänstig zu machen. Die Polizei handelte für Bonaparte, die Briefe wurden aufgefangen und geöffnet, man arbeitete schon an den Listen, die nachher dazu dienten, zehntausend Menschen aus Paris zu verbannen. Man verbreitete tausenderlei sich widersprechende Gerüchte, und man hielt das Gesetzgebende Korps zum Narren, wie man alle Welt zum Narren hielt. Am 17. März that der Kommissär-Ordonnateur Sartelon, Mitglied der Versammlung, den Vorschlag, dem Regimente, von welchem der Schuß geschehe, der uns von Bonaparte befreien würde, im Namen des Staats vier Millionen anzubieten. Dieser Vorschlag fand Beifall. Er sollte als sehr

heilsam und einzig geeignet, uns vor der Gefahr zu schützen, angenommen werden; allein ein Mitgehülfe der Verschworenen, ein Priester, den ich nicht nennen will, weil es demüthigend für ihn seyn muß, eine solche Rolle gespielt zu haben und gekannt zu seyn, stand auf und sagte, daß das vom Herrn Sartelon vorgeschlagene Mittel die Nation auf immer mit Schande bedecken würde; daß Bonaparte keineswegs zu fürchten sei, weil er den Tod zu Villejuif oder endlich unter den Mauern von Paris finden müsse. Wenn man zu den Franzosen von Ehre und Zartgefühl spricht, ist man immer gewiß, sie zu berücken. Das geschah auch jetzt; der Vorschlag wurde nicht angenommen. Es ist indeß erwiesen, daß man der Verwerfung dieser Maßregel alles Unglück, welches Frankreich jetzt leidet, zuschreiben muß. Ich frage, war es hier wohl der Fall, gegen einen Elenden, für den die Ehre nie vorhanden war, mit Ehre zu Werke zu gehen, gegen ihn, der bei jedem Schritte, den er that, die heiligsten Gesetze unter den Menschen verletzte, und Verträge, Treu und Glauben mit Füßen trat? Möge der, der das Unglück gehabt hat, diesen heilsamen Vorschlag zu verwerfen, seinen Fehler durch ewige Reue büßen!

Ihm allein kommt es zu, die Mordthaten im Innern, den Mord von hundert und funfzigtausend der Tyrannei und dem Ehrgeiz eines einzigen geopferten Menschen, zu beweinen.

Bonaparte landete in Cannes mit einer Handvoll Menschen, die, obgleich sie seinen verbrecherischen Absichten dienten, weit weniger strafbar sind, als die Verräther im Innern, weil sie sich nicht von dem Eide entbinden konnten, den sie geleistet hatten. Allein diese Landung, so unglücklich sie auch durch die Umstände, die ihr folgten, war, würde nichts als ein alberner Streich gewesen seyn, der seinen Urheber sogleich hätte zu Grunde richten müssen, wenn die königlichen Truppen und Anführer ihrem Eide treu geblieben wären. Allein, da einige Marschälle, die in dem Geheimniß der Verschwörung waren, den Verrath begannen, so riß bald ein allgemeiner Abfall ein. Labedoyere, der sich an der Spitze des 7. Linienregiments befand, war dazu bestimmt, die Laufbahn der Ehrlosigkeit zu eröffnen, indem er den Angriff begünstigte *).

---

*) Labedoyere stammt aus einer sehr guten Familie. Sein Großvater war Generalprokurator im Par-

C...... L'S......, der zu Grenoble der Korrespondent der Faktion war, begünstigte den Einzug des Tyrannen in diese Stadt, und wurde für seine Verrätherei dadurch belohnt, daß er zum Präfekten des Departements ernannt wurde.

Die Gebrüder LLL*** wirkten im Innern mit den zwei Brüdern DMLF***, TD***, TM***, genannt Graf L***. Diese Herren waren beauftragt, die Garnisonen von Lille, Valenciennes, Cambray, Maubeuge 2c. zu verführen.

Das Geld fehlte den Verschworenen, wie sollte man sich welches verschaffen? Durch eine Verrätherei, welche die Nachwelt nicht wird glauben wollen. Man wendete sich an den König selbst, um die Mittel zu erlangen, ihn zu stürzen. Ney, dessen Name eine Schande ist, erhielt eine Million bei seinem Aufbruch gegen Lyon, und beträchtliche Summen wurden den Generalen, in die man noch einiges Vertrauen setzte, gesandt, und alle diese Werkzeuge wurden gegen den König gewendet.

---

lamente; er, mit Schulden belastet, hat sich immer sehr schlecht aufgeführt.

Je augenscheinlicher die Gefahr wurde, um so mehr bemühten sich die Korsinisten, die Meinung zu verbreiten, Napoleon würde es nie wagen dürfen, nach der Hauptstadt zu kommen, und es war ihnen gelungen, den Hof selbst sicher zu machen. Sie boten sich freiwillig an, durch neue Eidschwüre ihre Anhänglichkeit an den Thron zu besiegeln. Man sah sie alle wie Schandbuben hingehen, den Meineid vor dem König abzulegen, der von ihnen doch nichts als Wahrheit verlangte. Sie nahmen den Himmel zum Zeugen und brachten die Erde zum Schaudern über ihre schrecklichen Schwüre. Einige warfen sich dem König weinend zu Füßen, andere küßten seine Hände mit Zärtlichkeit, noch andere boten ihre Kinder als Bürgen für ihre Treue an. Man hätte wahrlich glauben sollen, diese Räuber bäten den König, er möge erlauben, daß man den letzten Aufzug dieser gräßlichen Tragödie spiele, oder daß sie ihn kniend ersuchten, seine Stelle Bonaparte zu überlassen.

Der Art war endlich einerseits die Treulosigkeit und andererseits die Leichtgläubigkeit, daß bis zum letzten Augenblick der größte Theil des Volks von diesen Räubern bei der Nase herumgeführt wurde.

Mehrere Maires und Präfekten, die sich mit ihren Untergebenen in Masse Banaparte entgegenwerfen wollten, um seine Fortschritte zu hemmen, wurden davon abgehalten. Herr Bouillie', Präfekt vom Var-Departement, wollte gegen Bonaparte aufbrechen; er wurde von einem Marschalle daran verhindert, der ihm eine falsche Straße anzeigte, weshalb er auf dem Punkt, wo die Männer aus der Insel Elba vorüber mußten, zwei Stunden später, als diese, anlangte. Derselbe Marschall erließ indeß donnernde Proklamationen, an die Niemand glaubte, so wenig, als an seinen Eifer für die königliche Sache. Später wurde er öffentlich von den Marseillern ausgezischt, und fand seine Rettung nur in einer schnellen Flucht, so groß war der Unwille gegen ihn.

Bald drang man in den König, er solle abreisen, bald wieder, er solle bleiben. Wir dürfen hier das gottlose Vorhaben, bei dem man eine Weile verharrte, nicht entdecken; allein der Genius Frankreichs, der uns einen Vater wieder gegeben hatte, wollte nicht, daß ein neuer Vatermord abermals den Boden Frankreichs besudle. — Der König begab sich mit seinem Bruder und der ganzen Familie in das

Gesetzgebende Korps. Der lebhafte, über alles Lob erhabene Eifer, wurde der Gegenstand der Sarkasmen aller Faktionisten.

Sonntags, den 19. März, war die Schwärmerei aufs äußerste gekommen; man sah schwächliche Weiber mit ihren Regenschirmen Männer anfallen, die unter den Fenstern des Schlosses den schandvollen Namen Bonaparte's ausriefen. Man sprach von nichts anderm, als ihn zu ermorden, da man die Hoffnung verlor, ihn zu bekämpfen, und man die Verrätherei der Soldaten und ihrer Anführer offenbar erkannte.

Zu Lyon machte man einen unfruchtbaren Versuch dieser Art. Ein unglücklicher junger Mensch, dessen Namen nicht zu wissen mir sehr leid thut, weil ich ihn so gern der Bewunderung der Nachwelt überliefern möchte, wollte Frankreich retten; er starb als ein Opfer seines Eifers. Die Kugel, die der Welt den Frieden geben sollte, streifte bis auf einige Linien an Bonaparte's Kopf vorbei und traf nur einen seiner Mitschuldigen. Allein alle diese Anstrengungen waren vergeblich gegen eine Verschwörung, die so rasch in Ausübung gebracht wurde. Man mußte schweigen, als man sah, daß man von der obern

Gewalt an eben diesem Tage ein Verbot ausgewirkt hatte, sich zu Gunsten der guten Sache laut zu äußern. Folgender Tagesbefehl wurde am 19. des Morgens bekannt gemacht; es ist unmöglich, etwas Geschickteres und zugleich Treuloseres auszuarbeiten:

„Dem von uns am 15. dieses Monats erlassenen Tagesbefehl gemäß hat die Nationalgarde vorgestern Abends im Garten des Palais Royal zwei Menschen, die mehrmals: es lebe der König, riefen, und die darauf ausgingen, jene gefährliche Schwärmerei zu erwecken, die zu Unordnungen führt und den Bürgerkrieg beginnt, arretirt.“ Den Bürgerkrieg beginnen, indem man, es lebe der rechtmäßige König, ruft! Es lebe der regierende König!!!! Welche schreckliche Vernünftelei!

Der König und die königliche Familie wurden erst am 19. des Abends von der drohenden Gefahr, und der Nothwendigkeit, fortzugehen, benachrichtigt. Man verfuhr so, damit diese unglückliche, von der Mehrzahl der Franzosen auf den Thron zurückberufene, von einer Handvoll Faktionisten abermals vertriebene Familie das Land verlasse, ohne daß ihr Zeit gelassen würde, etwas mitzunehmen, während man andererseits öffentlich im Schloßhofe unbedeu-

tende Dinge hatte packen und große Wagen beladen lassen, um späterhin zu sagen, der König habe bei der Abreise alles mitgenommen. Endlich um ein Uhr nach Mitternacht stieg der König in den Wagen und reiste ab, umgeben von einem Theil seines Hauses — denn man hatte Sorge dafür getragen, daß nicht Pferde genug in den Ställen waren — die Straße nach Beauvais einschlagend. Die, welche in diesem Augenblicke bei ihm waren, die Nationalgarde, welche den Dienst verrichtete, werden sich ewig erinnern, wie rührend diese traurige Trennung war. Es zeigte sich ein außerordentlicher Enthusiasmus; man küßte die Pferde, die den Wagen des Königs zogen; viele Menschen folgten ihm bis nach St. Denis. Dort, athemlos, von Müdigkeit erschöpft, in Thränen schwimmend, mußte man sich völlig trennen . . . . .

(Die dritte Periode folgt im nächsten Heft.)

7.

Literarische Notizen.

Karl Lacretelle's Geschichte von Frankreich während der Religionskriege. Uebersetzt von J. G. C. Kiesewetter. 2 Theile. Leipzig, 1815, bei H. A. Köchly.

Lacretelle ist mit Recht allgemein als einer der besten historischen Schriftsteller neuerer Zeiten anerkannt. Seine Werke verbinden in der Ursprache einen angenehmen Vortrag mit fleißiger Forschung, in so fern man diese überhaupt den Französischen Historikern zugestehen mag. Gewiß aber wird man, wie das mit vielen seiner gering geschätzten Landsleute, die in diesem Fache gearbeitet haben, der Fall ist, nie eine seiner Schriften aus der Hand legen, ohne sich zu gestehen, man habe etwas Neues, bis dahin noch nicht Bekanntes, erfahren. Die gegenwärtige Geschichte hat dabei das Verdienst, daß sie eine Epoche umfaßt, von der man bis jetzt noch keine zusammenhängende Darstellung hatte. Es ist daher lobenswerth, sie in unsere Sprache übertragen zu haben. Der Titel mag freilich für Manche etwas

Abschreckendes haben, da er eine Sache andeutet, an der man jetzt wenig Interesse mehr nimmt. Diesen müssen wir die Versicherung geben, daß der Verfasser seinen Gegenstand so ansprechend behandelt und mit so vielen merkwürdigen Episoden durchwebt hat, daß der Inhalt des Werkes sie gewiß in der größten Spannung bis ans Ende erhalten werde. In wie fern die Uebersetzung als eine gelungene zu betrachten sei, überlassen wir einer reifern Beurtheilung zu bestimmen, nur können wir uns der Bemerkung nicht enthalten, daß sich unter den Noten des Herrn Professors einige befinden, die eine gar zu große Unkunde historischer Thatsachen bei dem Leser voraussetzen. Wer dergleichen Anmerkungen noch bedarf, gehört gewiß nicht zu den Lesern dieses Werks.

Chronologisches Handbuch der Welt- und Völkergeschichte von Anton Christian Wedekind. Zwei vermehrte Ausgabe. Lüneburg, 1814, bei Herold und Wahlstab.

Wir glauben etwas Verdienstliches zu thun, wenn wir unsere Leser auf ein Werk aufmerksam machen,

das nicht nur für den Gelehrten überhaupt und den Geschichtsforscher insbesondere, sondern auch für jeden Gebildeten, der an der Hand der Geschichte die wichtigsten Begebenheiten früherer Jahrhunderte kennen zu lernen wünscht, von bleibendem Werthe seyn muß. Der verdiente Verfasser desselben hatte den Zweck, „in einem mäßigen Bande Alles zu vereinigen, was die verschiedenen historischen Methoden Gutes haben.“ Er hat seine Aufgabe trefflich gelöst. Indem er die chronologische Ordnung, als unentbehrliche Führerin der Geschichte, dem Ganzen zum Grunde legt, den Schauplatz der Begebenheiten aber in die vier großen Erdtheile sondert, gibt er uns einen synchronistischen Ueberblick des Wissenswürdigsten aus der Geschichte aller Zeiten und Völker. Nicht bloß die großen politischen Umwälzungen der verschiedenen Staaten sehen wir hier herausgehoben, sondern auch Alles, was je Großes und Merkwürdiges in Bildung, Religion und Sitten, Gesetzgebung, Handel und Erwerbfleiß, Entdeckungen und Erfindungen, Wissenschaften und Künsten geschah, finden wir gehörigen Orts zusammengestellt. — Angehängt ist ein welthistorisches Erinnerungsblatt in einer „antipodischen Methode,“ um

den Ueberblick und das Behalten zu erleichtern; ein herrlicher Wink für Lehrer der Geschichte auf Schulen.

Das Papier der vor uns liegenden Ausgabe ist schön und dem Ganzen entsprechend, und der Druck, wie man ihn in Deutschland nur selten findet, mit der größten Genauigkeit und Pracht ausgeführt.

Hesperus, ein Nationalblatt für gebildete Leser. Herausgegeben von Christian Carl André. 4. Prag, bei J. G. Calve.

Diese schon seit Jahren bestehende Zeitschrift, von der monatlich ein Heft in einzelnen Nummern erscheint, beschränkt sich zwar, als ein Nationalblatt, zunächst auf Böhmen und die übrigen Oesterreichischen Deutschen Staaten, verdient aber wegen der Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit ihres Inhalts auch in andern Theilen Deutschlands gekannt und günstig aufgenommen zu werden. Der durch die Leitung mehrerer Zeitschriften schon rühmlich bekannte Herausgeber fährt, von erfahrenen Mitarbeitern unterstützt, mit besonnener Thätigkeit fort, seinem Blatte durch Abwechselung der Gegenstände und Gediegenheit der Bearbeitung derselben eine immer größere Vollkommen-

heit zu geben. Der vor uns liegende Jahrgang 1814 und die bereits erschienenen Hefte von diesem Jahre liefern hierzu rühmliche Belege. Besonders anziehend und zugleich lehrreich für den Forscher vaterländischer Geschichte fanden wir die aus Balbins Gitschiner Manuskripte entlehnten Beiträge zur Charakteristik des berühmten Waldstein, Herzogs von Friedland. Am reichsten sind übrigens die Rubriken: Vaterlandskunde, Naturkunde, Oekonomie und Technologie ausgestattet; doch verdienen auch die übrigen Aufsätze über verschiedene andere wissenschaftliche Gegenstände, so wie die unterhaltenden Erzählungen, Gedichte u. s. w. einer ehrenvollen Erwähnung.

Herr Johann Jakob Wagner sagt in seinem neuesten Werke, der Staat betitelt *), S. 341 rc. Folgendes:

„Die Individualität der Völker fürs Erste rein physisch, d. h. thierisch genommen, so lebt sie wie das Civilrecht des Einzelnen, welches des Staats niederste Stufe ist, in Austheilung der Erde unter sich, und hat folgende Grundsätze:

1) Person, frey, Herr ist, wem es gelingt, Sklaven zu machen;

*) Würzburg, 1815, im Verlage des Verfassers.

2) Besitz ist, was man zu nehmen und zu behaupten vermag;

3) Erwerben heißt durch Gewalt oder List zum Besitz gelangen;

4) Sache ist, was der Gewalt oder List nicht zu widerstehen vermag;

dieses Civilrecht ist das Recht der Völker, wenn sie Barbaren sind, wobey aber möglich ist, daß sie in ihrer inneren Kultur es hoch gebracht haben. Klar ist, daß sämtliche Völker, die auf diese Weise Recht von einander nehmen, ihr Recht unter die Herrschaft des Glückes oder Zufalls stellen, und eben dadurch sich für unvermögend erklären, ein menschliches Recht unter sich aufzurichten.

Diese rein thierische Form des Verhältnisses der Völker unter einander wird durch Reflexion bearbeitet und auf die höhere Stufe eines durch Verträge zu regulirenden Nebeneinanderbestehens der Staaten erhoben, wenn die Individualität der Völker durch langdaurende innere Gewohnheit in ihren Dynastien aufgeht. Diese entwickeln dann eine Kunst, die Aussenverhältnisse zu bestimmen, welche innerlich die oben ausgesprochenen Ansichten zum Grunde legt, äußerlich dem Civilrechte die Vertragsform abborgt, aber nicht im Stande ist, den Verträgen eine Garantie zu verschaffen, wie sie die Privatverträge in der Justiz eines Staates haben. Ja diese Kunst, Politik genannt,

wünscht sogar nicht einmal eine solche Garantie, damit für die Behandlung der aus Familien-Gesichtspunkten betrachteten öffentlichen Verhältnisse auch nicht eine rechtliche Einschränkung sey, welche den Wechsel der Familien-Interessen geniren könnte. So sind die Staatenverhältnisse zu einer Sache der Kabinette und Höfe geworden, und diese betrieben sie mit allen Mitteln und auf allen Wegen, wie man Familien-Cotterien behandelt, und freundvetterliche Gutmüthigkeit auf der einen, so wie Kammerzofen- und Bedienten-Schlauheit von der andern Seite haben die europäischen Staatshändel zu einem Intriguen-Stücke gemacht, dem nur ein Molière fehlt, um es aufs Theater zu bringen. Daß dabey die beschränkte Familienansicht von dem Schicksal der Reiche, welches die Kabinette nicht ahndeten, oft eludirt wurde, und daß die Kabinetsklatscherey im Kampfe mit dem allgewaltigen Gange der Dinge darum oft in Verzweiflung kommen mußte, ist natürlich, und daraus erklärt sich die moralische Schlechtigkeit dieser Politik, indem individuelle Absichten und Ansichten, die den Kampf mit der Weltordnung nicht aufgeben, nothwendig am Ende schlecht werden müssen, wenn man auch nicht in Betracht zieht, daß bei Familien-Cotterien von selbst schon die kleinlichsten Leidenschaften sich regen. Daß aber diese Politik gegen die Weltordnung ankämpfte, kommt daher, weil den Dynastien der Staat über dem regierenden Hause verschwunden und von den Völkern so wenig mehr eine Rede war, daß es sogar in der Sprache hieß: die Krone Frankreich, das Haus Oestreich, statt: französisches Reich oder östreichischer Staat. Wo nun keine Völker mehr waren, wie hätte man da an Völkergeschick denken sollen?

Buchhändler-Anzeigen.

An alle Militair-, Berg- und Forst-Akademien, an die Herren Officiere, Feldmesser, Zeichner und Kupferstecher.

Auf die zweite, verbesserte und vermehrte Auflage von:

J. G. Lehmanns (K. S. Major und Plankammer-Direktor) Lehre der Situation-Zeichnung oder Anweisung zum richtigen Erkennen und genauen Abbilden der Erdoberfläche in Charten und Planen. Zwei Theile. Mit 15 Kupfertafeln in Fol.

Auf dieselbe in das Französische übersetzt für Ausländer.

Auf dessen Vorlegeblätter dazu. — Für den Unterricht in Militair-, Berg- und Forst-Akademien, mit 60 Kupfertafeln auf Pappe, und auf dessen

Zwölf Modelle der Erdoberfläche in Gips und in Holz, für denselben Endzweck;

wird bis nach Michael d. J. Bestellung angenommen in allen Buch- und Kunsthandlungen, wo auch eine ausführliche Ankündigung unentgeldlich zu bekommen ist.

Aus dem Inhalt des 7ten, 8ten und 9ten Heftes vom Nieder-Elbischen Merkur heben wir Folgendes zur Anzeige aus:

Frühlings-Stimmen in dem alten Deutschen Walde. Nr. 2. enthält: Hamburg im Anfang des 13ten Jahrhunderts.

Ueber die Verbindung und Verfassung Deutschlands. In diesen stehenden Artikel wird alles dahin Bezug habende aufgenommen, und mit Bemerkungen, wie sie einem Deutschen Manne geziemen, versehen.

Aus dem Holsteinischen über die daselbst einzuführende Landständische Verfassung.

William Pitt's Entwurf zu einem Gleichgewicht in Europa.

Dürfen Deutsche Ländertheile unterthan heißen?

Bonaparte's Schreibtasche. Das hier übersetzte Portefeuille wurde von einem Niederländischen Officier, Baron Uchelen, am 18. Juni zu Charleroi erbeutet, wo es der erste Kabinetssekretair Napoleon's, Baron Faim, auf der Flucht zurückgelassen hatte.

September. 1815.

1.

Christian II., König von Dänemark, Norwegen und Schweden.

Einleitung.

Ob die spätern Geschichtschreiber Bonaparte als einen Tyrannen, in der eigentlichen Bedeutung dieser Benennung, wie sie die Neuern annahmen, erkennen werden, ist wohl noch nicht zu entscheiden. Indeß ist eine Aehnlichkeit in seinem Wesen und seinen Schicksalen mit einem der letzten wirklichen Tyrannen in Europa, Christian II., nicht zu verkennen. Wir haben hier eine biographische Skizze des letztern aufgenommen, aber nur in allgemeinen

Umrissen, damit der Leser Gelegenheit habe, die Vergleichungen selbst anzustellen.

Christian II. wurde zu Kopenhagen am 2. Juli 1481 geboren. Wie bei allen Menschen, die in ihrem spätern Leben auf eine oder die andere Weise als außerordentlich erschienen, wollte man in jenen abergläubischen Zeiten auch bei seiner Geburt Unglück andeutende Naturwunder bemerkt haben; allein die sonderbare und vernachlässigte Erziehung, die er erhielt, und die Verbindungen, die man ihn von zarter Jugend an mit Kindern aus den niedrigsten Ständen anknüpfen ließ, mußten wohl weit sicherere Ahnungen geben, daß er die Tugenden nicht haben würde, die der Stand, wozu das Schicksal ihn bestimmt hatte, fordert. Als er das Jünglingsalter erreicht hatte, verleitete ihn sein heftiges Gemüth, seine Gesellen in ihren Ausschweifungen zu übertreffen. Das Gerücht von seinem ordnungslosen Leben gelangte endlich zu seinem Vater, dem König Johann, der ihn streng, aber ohne Erfolg, bestrafte.

Im Jahre 1507 erhielt er den Auftrag, aufrührerische Bewegungen, die in Bergen ausgebrochen

waren, zu dämpfen. Dort entbrannte er von einer heftigen Leidenschaft für Düveke, einer jungen Holländerin, deren Mutter, Siegbritte, in Bergen ein Wirthshaus hielt. Düveke wurde die Maitresse Christian's, und sie erlangte, noch mehr aber ihre Mutter, eine unumschränkte Gewalt über seinen Geist. Er regierte in Norwegen unter dem Titel eines Vicekönigs, allein mit unbegrenzter Macht, bis die Hinfälligkeit seines Vaters ihn nach Kopenhagen zurückrief. Als er nach dem Tode desselben zum Throne gelangte, schwur er, die Privilegien der zwei Königreiche aufrecht zu erhalten. Anfangs suchte er nur seine Gewalt zu begründen und nahm keinen Antheil an den fremden Kriegen, in die man ihn zu verwickeln suchte. Er ließ sich zu Kopenhagen, dann in Norwegen, krönen, und da er eine Verbindung eingehen wollte, die ihm nützlich seyn könnte, vermählte er sich mit Isabella, Schwester Kaiser Karl V. Dann ließ er Heinrich VIII. ernsthafte Vorstellungen über die Seeräubereien der Engländer machen, erneuerte die Verträge mit dem Großfürsten von Moskau, und beschäftigte sich damit, den Handel seines Landes unabhängig von den Hansestädten zu machen. Dieses

Benehmen flößte selbst denen, die der aufbrausende Charakter Christian's zu Besorgnissen vermocht hatte, einige Hoffnung ein; bald aber führte der Tod der Düveke im J. 1517 schreckliche Auftritte herbei. Man beschuldigte die Verwandten von Torbern Oxe, Gouverneur des Schlosses von Kopenhagen, sie vergiftet zu haben. Oxe war so unvorsichtig, dem König zu gestehen, daß er Düveke's Geliebter gewesen sei. Christian, der dieses schon geargwohnt hatte, ließ ihn enthaupten. Andere Hinrichtungen verbreiteten Furcht und Schrecken im ganzen Lande; in allen Hauptstädten wurden Galgen errichtet. Besonders war die Wuth Christian's gegen den Adel gerichtet, und die Werkzeuge seiner Tyrannei waren nichts als Menschen niedrigen Ursprungs und verworfener Sitten. Siegbritte, deren Einfluß auf seinen Geist man kannte, war hauptsächlich der Gegenstand des allgemeinen Hasses, und doch demüthigten sich die Großen vor ihr.

Im Jahre 1516 war ein Legat des Papstes Leo X. im Norden angelangt, um dort Ablaß zu predigen, und Christian hatte ihn sehr gut aufgenommen, in der Hoffnung, er werde ihm in Schweden, nach dessen Krone sein Ehrgeiz strebte, dienen.

Die Schweden waren in mehrere Parteien getrennt. Gustav Trolle, neuerlich zum Erzbischof von Upsala gewählt, war ein geschworener Feind Sten Sture's, des damaligen Reichsverwesers des Königreichs Schweden, und hatte sich insgeheim mit Christian verbunden; allein die Schwedischen Stände traten zusammen, Sture zu vertheidigen, setzten Trolle ab, ließen sein Schloß schleifen, und zwangen ihn, auf sein Erzbisthum Verzicht zu leisten. Der Nuntius des Papstes, der während dieser Ereignisse nach Schweden kam, ließ sich von Sture gewinnen, entdeckte ihm alle Entwürfe Christian's und schrieb an den Papst, um die Schweden zu rächen und Trolle anzuklagen. Endlich erschien Christian im J. 1518 selbst vor Stockholm; da Sture ihn zurücktrieb, so nahm er seine Zuflucht zur List, und schlug dem Reichsverweser eine Zusamenkunft in Stockholm vor, verlangte aber sechs Geißeln aus den ersten Familien. Als diese Geißeln, unter denen sich auch Gustav Wasa befand, auf der Dänischen Flotte angekommen waren, behandelte sie der treulose Monarch als Gefangene und kehrte nach Dänemark zurück.

Im J. 1520 kam Christian mitten im Win-

ter an der Spitze einer Armee, bei der sich zweitausend Franzosen befanden, die ihm Franz I. geschickt hatte, wieder nach Schweden. Am 19. Jan. wurden die Schweden bei Bogesund geschlagen und Sture tödtlich verwundet. Die Dänen benutzten ihren Erfolg. Trolle mit allen Zeichen seiner Würde hatte in der Versammlung der nach Upsala berufenen Stände den Vorsitz, und that den Vorschlag, Christian als König anzuerkennen. Noch hielt es eine Partei mit der Unabhängigkeit, allein eine andere drang auf die Vereinigung, die denn auch angenommen wurde; man unterwarf sich der Nothwendigkeit. Es wurde allgemeine Verzeihung für das Vergangene verkündet, und jeder bestrebte sich nun, sie zu benutzen. Die Hauptstadt, wohin die Wittwe des Reichsverwesers sich zurückgezogen hatte, widersetzte sich noch eine Weile; sobald aber das Meer vom Eise frei war, langte Christian mit seiner Flotte an und warf Anker vor Stockholm. Beinahe die ganze Geistlichkeit, ein Theil des Adels erschienen, um ihm ihre Huldigung zu bezeigen, noch aber ergab sich die Hauptstadt nicht. Christian sah mit Verdruß den Sommer dahin gehen, die Vorräthe erschöpften sich, seine Armee murrte. Er faßte den

Entschluß, Schwedische Emissäre an die Bewohner Stockholms abzusenden. Seine Versprechungen und die Hungersnoth bewirkten endlich, was die Gewalt der Waffen nicht vermocht hatte; man willigte ein, ihn aufzunehmen. Er versprach, Schweden bei seinen Rechten und Freiheiten zu lassen, der Wittwe des Reichsverwesers in Finnland einen anständigen Unterhalt zu geben und das Vergangene zu vergessen. Am 7. September hielt er seinen Einzug in Stockholm, verschob aber seine Krönung bis auf den 2. Novbr., setzte eine Versammlung der Stände für diese Epoche fest und reiste nach Kopenhagen ab. Bei seiner Rückkunft nach Stockholm forderte er von den Bischöfen und Senatoren eine Urkunde, wodurch er zum Erbmonarchen anerkannt würde, und ließ sich zwei Tage nachher von Trolle krönen. Nur Fremde schlug er zu Rittern, und erklärte bei dieser Gelegenheit, daß er keinem Schweden diese Ehre ertheilen würde, weil er Schweden nur seinen Waffen zu verdanken habe. Trotz der allgemeinen Bestürzung ordnete er öffentliche Belustigungen an, während welcher er das gemeine Volk zu gewinnen wußte. Nun dachte er daran, die königliche Gewalt, die in Schweden immer sehr schwankend war, zu

befestigen; seine abscheulichen Räthe überredeten ihn, das einzige Mittel, dahin zu gelangen, wäre, die vornehmsten Familien zu vernichten; ein so blutiger Rath mußte dem wilden Charakter Christian's besonders gefallen. Seine Minister waren nicht gleicher Meinung über die Mittel zur Ausführung; endlich brachte Dietrich Slagheck, des Königs Beichtvater, ehemals Balbier in Westphalen, die gegen die Feinde Trolle's erlassene Bannbulle in Erinnerung, und fügte hinzu, daß der König als Fürst das Versprechen, das Vergangene zu vergessen, halten könne, in seiner Eigenschaft als Vollstrecker der Urtheile des heiligen Stuhls aber die Ketzer ausrotten müsse. Trolle's Mitwirkung war nothwendig. Die Schwedischen Geschichtschreiber erzählen, daß sein Gewissen bei dem Gedanken, seine Landsleute anzuklagen, sich empörte. Indeß trat er am 7. Novbr. 1520 in der Versammlung auf, brachte seine Beschwerden vor und verlangte die Bestrafung der Ketzer. Der König ernannte eine Kommission, vor welcher die Angeklagten erscheinen mußten. Christine, die Wittwe des Reichsverwesers, würde auch vorgefordert; sie stellte sich mit edler Zuversicht, erinnerte Christian an seinen Eid, und um das Anden-

ken ihres Gemahls zu rechtfertigen, zeigte sie das vom Senat erlassene und vom Legaten gebilligte Dekret vom J. 1517. Christian wurde mit Freuden dieses Aktenstück in ihren Händen gewahr; es diente ihm als Proskriptionsliste. Die Angeklagten wurden in dem Schlosse eingesperrt und von der Kommission als schuldig erklärt. Sogleich gab Christian Befehl zur Hinrichtung aller derer, die das Dekret, Trolle abzusetzen, unterzeichnet hatten. Bloß der Bischof von Linköping, der sich gegen jenes Dekret verwahrt hätte, wurde ausgenommen. Büttelsknechte zeigten den Gefangenen an, daß ihre letzte Stunde geschlagen habe, und man verweigerte ihnen sogar die nöthigen Priester, um sich zum Tode vorzubereiten. Am 8. Novbr. wurden die Thore der Stadt verschlossen, Soldaten füllten die Straßen, und man verbot den Einwohnern, sich außer ihren Häusern zu zeigen. Um Mittag wurden die Gefangenen nach dem großen Markte gebracht, ein Dänischer Senator verkündete dem Volke, daß ihre Strafe gerecht sei. Einer dieser Unglücklichen, der Bischof von Skara, klagte die Treulosigkeit des Königs an, übergab ihn der göttlichen Rache und drohete ihm mit der des Volks; noch andere

wollten ihre Stimme hören lassen, sie wurde aber von dem Geräusch des Kriegsvolks und dem Schluchzen der Umstehenden erstickt. Vier und neunzig Schlachtopfer fielen unter dem Beile der Henker in Christian's Gegenwart. Tages darauf errichtete man Galgen, und die Hinrichtungen wurden fortgesetzt. Sture's und seines Sohnes Leichnam wurden ausgegraben. Christian befahl, es sollten die Körper der Hingerichteten mitten auf dem Markte liegen bleiben, allein aus Furcht, ein solches Schauspiel möchte die Wuth des Volks erwecken, ließ man sie aus der Stadt bringen und dort verbrennen. Sture's Wittwe sah sich genöthigt, um ihr Leben zu bitten. Auch in den Provinzen geschahen Hinrichtungen. Während Blutmenschen Christian diese Grausamkeit anriethen, verließ Otto Krumpen, General bei seiner Armee, über eine solche Barbarei aufgebracht, seine Dienste. Norby, Admiral seiner Flotte, der damals vor der Insel Gottland lag, gab mehreren Proskribirten eine Zuflucht.

Nach diesem Gemetzel erließ Christian eine Kundmachung, um sein Betragen zu rechtfertigen, das, wie er sagte, allein die Ruhe des Staats

sichern konnte. Den Bauern wurde durch ein Edikt verboten, Waffen in ihren Häusern zu haben.

Bald nachher begab sich Christian auf den Weg nach Dänemark. Schrecken und Furcht begleiteten seine Schritte. In allen Städten, durch die er kam, ließ er Blutgerüste errichten; die Kindheit selbst war gegen seine blutdürstige Wuth nicht geschützt, und oft zeigte er sich grausamer, als die Henker, die er strafen ließ, wenn sie menschliche Gefühle äußerten. Er verließ endlich das Land der Schweden nicht eher, als bis er dem Wunsche, seine Macht zu sichern, sechshundert Menschen aufgeopfert hatte. Da ihm aber dieses immer noch nicht hinreichend schien, ließ er überall zahlreiche Garnisonen zurück. Kaum war er in Dänemark angekommen, so zeigte er sich dort nicht minder grausam, und machte gleich darauf eine Reise nach den Niederlanden, wo sich damals Karl V. befand. Er wollte ihn um Unterstützung gegen seinen Oheim, den Herzog von Holstein, mit dem er in Zwietracht war, und gegen die Lübecker, die immer bereit waren, den Schweden beizustehen, ansuchen. Als er wieder nach Kopenhagen zurückkam, war ganz Schweden unter den Waffen. Die Tyrannei des Beichtvaters Slagheck hatte eine allge-

meine Empörung erregt; er rief diesen grausamen Menschen ab, gab ihm aber das Erzbisthum Lund; kurz nachher ließ er ihn lebendig verbrennen, um den Unwillen des Papstes zu besänftigen, der einen Legaten nach Dänemark geschickt hatte, um wegen der Ermordung der Bischöfe, die zu Stockholm hingerichtet worden waren, Rechenschaft zu fordern. Um das Wohlwollen des Papstes zu verdienen, schaffte Christian alles, was bereits vom Lutherthum, für welches er viele Neigung gefaßt hatte, in seinen Ländern eingeführt war, wieder ab, und da hielt es denn der Legat für billig, ihm die Absolution zu geben. Allein Gustav Wasa war indessen aus seinem Gefängnisse entsprungen und hatte einen Theil des Volks gegen die Dänen bewaffnet. Die Nachrichten von seinen Fortschritten machten Christian sehr besorgt, und er erfuhr denn auch bald, daß die zu Wadstena versammelten Stände ihn der Krone für unwürdig erklärt hätten. Norby allein verhinderte es noch, daß Stockholm nicht in die Gewalt der Insurgenten fiel; allein die Garnison murrte, weil sie ihren Sold nicht erhielt. Trolle und ein anderer Prälat seiner Partei, die sich nicht länger in der Hauptstadt für sicher hielten, machten sich

heimlich davon. Christian, der wegen der schlechten Nachrichten, die er aus allen Theilen Schwedens erhielt, erbittert war, empfing die zwei Bischöfe sehr schlecht. Er schickte Befehle an die Dänischen Gouverneurs ab, alle Rebellen, deren sie habhaft werden könnten, hinrichten zu lassen. Diese Maßregel richtete seine Partei völlig zu Grunde, und viele Dänische Officiere ergaben sich Gustav. Noch erhielt Norby dem König Stockholm, Calmar und Abo, die als die Schlüssel des Reichs betrachtet wurden; bald aber beunruhigten ihn die Lübecker; sie versuchten sogar einen Angriff auf die Dänischen Küsten. Christian, der schon lange wünschte, diesen Republikanern seine Rache fühlen zu lassen, suchte seinen Oheim Friedrich zu vermögen, eine Diversion auf ihr Gebiet zu machen. Schon hatte er mit diesem Fürsten eine Unterredung in Kolding gehabt, um ihm die Lehen über das Herzogthum Holstein zu übertragen; da er aber voraussah, daß es schwierig seyn würde, den Lehen- und Huldigungseid zu erlangen, so ließ er während der Nacht Galgen vor allen den Häusern errichten, wo die Herren aus dem Gefolge seines Oheims wohnten; dadurch aber wurde man nur aufgebracht, nicht in Furcht

gesetzt. Friedrich willigte in nichts, und brach die Konferenzen unter dem Vorwande ab, sich mit dem Adel des Landes zu berathen. Während dieser Streitigkeiten, die endlich durch die Vermittlung der benachbarten Fürsten beigelegt wurden, hatte Christian den Holsteinern gerechte Ursache zur Unzufriedenheit gegeben; seine Verbündeten fielen von ihm ab. Indeß wagte er eine Unternehmung, die nur einem von seinen Unterthanen geliebten und von seinen Nachbarn geachteten Fürsten hätte gelingen können. Er machte zwei Gesetzbücher bekannt, deren Hauptanordnungen darauf abzielten, daß die Geistlichkeit sich nicht mehr öffentlich in üppiger Pracht zeigen, daß sie sich in ihrem Sprengel aufhalten, daß die weltliche Jurisdiktion der Bischöfe aufgehoben werden, daß es nicht mehr erlaubt seyn solle, den Klöstern liegende Gründe zu vermachen, daß der Gebrauch, die Bauern zu verkaufen, oder zu vertauschen, abgeschafft werden, daß die von ihrer Gutsherrschaft mißhandelten Bauern das Recht haben sollen, ihren Boden zu verlassen, daß es endlich nicht mehr erlaubt seyn solle, gestrandetes Gut zu plündern.

Diese weisen und menschlichen Maßregeln waren mit andern vermischt, die allen Staatsbürgern gegrün-

dete Beweggründe zu Klagen darboten. Man murrte allgemein über die Verringerung des Gehalts der Münze und die unerträgliche Last der Abgaben. Die Jütländischen Bischöfe und Senatoren, von den Gesinnungen des Volks unterrichtet, gingen zuerst darauf aus, sich gegen den König zu empören; sie hielten eine Weile Zusammenkünfte, und um das Ende des Jahres 1522 faßten sie eine Urkunde ab, in der sie auf ihren Eid der Treue verzichteten, Christian aller seiner Rechte verlustig erklärten und die Krone seinem Oheim Friedrich anboten. Munk, einer der dortigen Landrichter, wurde an den Herzog Friedrich von Holstein, Christian's Oheim, abgesandt, um ihm diesen Entschluß bekannt zu machen. Der König, der Argwohn geschöpft hatte, berief den Jütländischen Adel nach Kallundborg in Seeland. Niemand aber fand sich daselbst ein. Er berief eine neue Versammlung auf den 25. Januar 1523 nach Aarhuus in Jütland, und begab sich nach dieser Provinz. Seine Ankunft zwang die Verschworenen, die Ausführung ihrer Absichten zu beschleunigen. Sie begaben sich eiligst nach Wiborg, banden sich durch neue Eide und erließen zwei Urkunden. Durch die eine kündigten sie dem König den Gehorsam auf und

setzten ihn ab, durch die zweite luden sie Friedrich ein, Besitz von dem Throne zu nehmen. Munk bekam abermals den Auftrag, diese beiden Urkunden zu überbringen; er ging dem König entgegen und traf ihn zu Weile, wo er sich eine Audienz von ihm erbitten ließ. Christian nahm ihn sehr gut auf und behielt ihn Abends bei Tafel. Der freimüthige Ton, in welchem Munk mit dem Könige sprach, benahm diesem jeden Argwohn. Als Munk fortging, ließ er, wie aus Unachtsamkeit, einen Handschuh zurück, und ging sogleich, ein Fahrzeug in Bereitschaft setzen zu lassen, um die Stadt bei Tagesanbruch zu verlassen. Am andern Morgen wurde ein Page diesen Handschuh gewahr und fand einen versiegelten Brief darin; er trug diesen zum König, der nun die Urkunde fand, durch welche man ihm den Gehorsam aufkündigte; sie war auf seine Grausamkeiten und seine schlechte Regierung gegründet. Außer sich vor Wuth, ließ er Munk nachsetzen, der bereits seinen Auftrag bei Friedrich vollbracht hatte. Christian erfuhr bald, daß die Jütländer zu den Waffen gegriffen hätten, und sein Oheim mit Annahme der Krone ihnen mächtigen Beistand zuzuführen versprochen habe. Sein Bemühen,

die Gunst der Jütländer wieder zu erlangen, veranlaßten bloß, daß noch eine neue Erklärung gegen ihn erlassen wurde. Glücklicher war er in Fünen und in Seeland, wo sich die Bauern wegen der Art Freiheit, die er ihnen versprochen hatte, dankbar zeigten; Schonen gab ihm Zusicherung seiner Treue. Die Jütländer ihrerseits schrieben überall umher, um ihre Landsleute aufzumuntern, das Joch des Tyrannen abzuschütteln, und droheten, jeden zu strafen, der sich für ihn bewaffnen würde. In dem Augenblick, wo man glaubte, der Bürgerkrieg würde ausbrechen, gab Christian, geschreckt von den Zurüstungen seiner Feinde seine eigene Sache auf. Am 14. April 1523 verließ er Dänemark, und führte die Königin, seine Kinder, seine Juwelen und die Archive der Krone, einige treu gebliebene Diener, und Siegbritte, die man, um sie der Wuth des Volks zu entziehen, in einer Kiste verborgen einschiffen mußte, auf seiner Flotte mit fort. Kaum war Christian auf dem Meere, so zerstreute ein Windstoß seine Schiffe. Er wurde auf die Norwegische Küste geworfen, und langte nach großen Gefahren zu ter Veere in Zeeland an. Karl V. war damals nicht in den Niederlanden, sondern in Spa-

nien, und begnügte sich, an Friedrich, an den Jütländischen Adel und an die Stadt Lübeck zu schreiben, um ihnen zu verbieten, gegen Christian zu handeln. Indeß suchte dieser alle mögliche Mittel auf, wieder empor zu kommen. Nachdem er mehrere Deutsche Fürsten und reiche Holländische Kaufleute für sich gewonnen hatte, gelang es ihm, ein Truppenkorps zu sammeln und eine Flotte auszurüsten. So kam er im J. 1531 nach Opslo, damals die Hauptstadt in Norwegen, und erließ ein Manifest, in welchem er völlige Verzeihung anbot. Ein Theil der Stände versammelte sich, der Norwegische Senat meldete Friedrich, daß er wieder zu seinem alten König zurückkehre. Dieser Brief schien indeß bloß von Furcht eingegeben zu seyn. Christian's Truppen, nachdem sie einigen Erfolg gegen die Schweden gehabt hatten, scheiterten bei neuen Versuchen. Da der König von der Dänischen und Hanseatischen Flotte in seinem Lager angegriffen wurde, so schloß er sich in die Stadt ein. Seine Schiffe wurden ein Raub der Flammen. Von allen Hülfsmitteln entblößt, ließ er dem Dänischen General einen Vergleich anbieten. Seine Abgeordneten trugen auf seine Wiederherstellung an, oder wenigstens, daß

er nach seines Oheims Tode wieder zur Krone gelangen solle. Die Dänen bezeigten den Wunsch, eine Unterredung mit Christian zu haben. Er bat sie in dem demüthigsten Tone, selbst die Bedingungen vorzuschreiben, die sie ihm aufzulegen gesonnen wären, und Tages darauf verlangte er sicheres Geleit, um sich, im Fall er mit Friedrich nicht einig werden könnte, in Norwegen bleiben zu dürfen, so wie allgemeine Verzeihung für seine Anhänger. Als er sah, daß Anstalten getroffen wurden, ihn kräftig anzugreifen, erschöpfte er jede mögliche List, um die Dänischen Generale zu verführen, unterschrieb aber endlich die Bedingungen des sichern Geleites nach ihrer Angabe, schiffte sich auf ihrer Flotte ein und langte endlich Ende Juli 1532 auf der Rhede von Kopenhagen an. Friedrich, der mit den Bedingungen, die man ihm zugestanden hatte, unzufrieden war, wollte sie nicht anerkennen. Die Stände entschieden, die Konvention sei nichtig und Christian müsse verhaftet werden. Bis dahin hatte man ihn auf dem Schiffe, auf dem er gekommen war, zurückgehalten. Die Abwesenheit seines Oheims, der sich in Flensburg befand, hatte zum Vorwande dieser Zögerung gedient. Man zeigte Christian an, die

Zusammenkunft mit Friedrich solle in dieser Stadt vor sich gehen, und segelte ab. Noch immer schien er einige Hoffnung zu hegen, bis er sah, daß das Schiff eine andere Richtung nahm; nun vergoß er Thränen, und beklagte sich bitter über die, die ihn betrogen hatten. Man brachte ihn nach dem Schlosse Sonderburg auf der Insel Alsen, wo er eingesperrt wurde, und keine andere Gesellschaft hatte, als einen Zwerg, und als dieser starb, einen alten Invaliden. So brachte er zwölf Jahre in einem Thurm zu, dessen Thüre vermauert war und nur Licht durch eine Luke bekam. Alle Welt verließ ihn. Als im J. 1543 Christian III., der Nachfolger Friedrichs, mit Karl V. in Speier einen Vertrag abschloß, wurde festgesetzt, daß Christian II. Schicksal gemildert werden sollte. Er mußte schriftlich auf alle seine Ansprüche, die drei nordischen Reiche betreffend, Verzicht leisten; man wies ihm alsdann ein jährliches Einkommen auf das Amt Kallundborg und die Insel Samsoe an. Dieser Vertrag wurde im J. 1546 zur Ausführung gebracht. Christian III. empfing selbst den gefangenen König und sprach ihm Trost ein. Dann ließ er ihn von vier Senatoren nach Kallundborg führen, wo er den

übrigen Theil seines Lebens mit Achtung behandelt wurde. Er starb am 24. Januar 1559, von einem Theile seiner ehemaligen Unterthanen vergessen, von einem andern Theile verachtet und verabscheut. Einige Schriftsteller legen ihm Missethaten zur Last, die er nie begangen hat; er hat nicht, wie behauptet wird, die Mutter und Schwester Gustav's, noch die andern als Gefangene nach Kopenhagen geschickten Schwedischen Damen umbringen lassen. Er war aufbrausend, unbesonnen, und sein Verfahren zeigte Spuren der Unordnung seines Geistes und der schlechten Rathschläge derer, die in seinem Vertrauen waren. Seine Verordnungen in Bezug auf Handel, Fischereien und Ackerbau sind nach den Grundsätzen einer vernünftigen Staatskunst abgefaßt und zeugen von seiner Liebe zum Volke. Auch war ihm das Landvolk aufrichtig zugethan, bis der schlechte Gehalt der von ihm ausgeprägten Münze allgemeine Verwirrung in dem Verkehr veranlaßte. Dieser Umstand beschleunigte die Revolution. Von seiner Tapferkeit und Geschicklichkeit gab er schon Beweise, als er in einem Alter von zwanzig Jahren die Rebellen in Norwegen zu Paaren trieb; jedes großmüthige Gefühl aber schien ihm stets fremd. Seine Gemahlin theilte sein

Unglück mit heldenmüthiger Standhaftigkeit; sie starb 1526 in einem Schlosse bei Gent. Christian hatte drei Kinder. Johann, geboren 1518, wurde in den Niederlanden von dem berühmten Cornelius Agrippa erzogen, und starb 1532 zu Regensburg, an demselben Tage, sagt man, wo sein Vater seine lange Gefangenschaft begann; Dorothea, verheirathet mit Kurfürst Friedrich von der Pfalz; Christine, Gemahlin von Franz Sforza, vermählte sich nach dem Tode desselben mit Franz, Herzog von Lothringen.

2.

Beiträge zur Geschichte der Revolution von Caracas.

Von H. Poudenx und F. Mayer.

Aus dem Französischen.

(Beschluß.)

Miranda begab sich in aller Eile nach Caracas, um an der Aushebung der Armee zu arbeiten. Seine Bemühungen wurden von einem glücklichen Erfolge gekrönt, die Kreolen und die Ausländer ergriffen die

Waffen und eilten nach Maracay, wo Miranda sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Die Ausländer wählten den Obersten Ducayla, einen Franzosen, zu ihrem Anführer, und unter seine Befehle stellte man den Oberstlieutenant Chatillon, der kurz vor dem Erdbeben in Dienst getreten war.

Der General Miranda arbeitete seit seiner Rückkehr nach Maracay an der Organisation der Armee. Ducayla wurde an die Spitze der Infanterie gestellt *), Mac' Gregor, ein Schottischer Edelmann, erhielt den Befehl über die Kavallerie, und die Leitung der Artillerie wurde Cortes Campomanes **), der bei dieser Waffe schon in dem Feldzuge gegen Valencia angestellt gewesen war, anvertraut.

Der Mulatten-Oberste Arevalo wurde mit einem Korps von funfzehnhundert Mann in die Ebe-

*) Eine große Menge Waffen war bei dem Erdbeben verloren gegangen; man sah sich daher genöthigt, viele Soldaten mit Piken zu bewaffnen.

*) Cortes Campomanes und Picornel, die vorzüglichsten Urheber der Verschwörung von 1797, waren seit dem Anfange der Revolution in ihr Vaterland zurückgekehrt.

nen abgeschickt. Er war beauftragt, Caracas von der Südseite zu decken, und ein anderes Korps erhielt die Richtung nach San-Sebastian, um die dortigen Engpässe zu besetzen.

Der Befehl über Puerto-Cavello wurde dem Obersten Simon Bolivar übertragen, und Jalon, der sich nach der Räumung von Valencia hierher zurückgezogen hatte, wurde unter seine Befehle gestellt.

Der Oberst Casas hatte den Befehl über Guayra.

Miranda hatte sein Hauptquartier in Maracay, und schickte seine Vorposten bis la Cabrera und Guayca. Der eine dieser Engpässe war am nördlichen Theile des Sees von Valencia, der andere gegen Süden gelegen. Sie wurden von der einen Seite durch den See, und von der andern durch die Gebirge beschützt. Man errichtete daselbst Verschanzungen, mit Artillerie besetzt, und der See wurde von zwei Kanonierschaluppen unter den Befehlen des Kapitain Dupin, eines Französischen Seefahrers, vertheidigt; Monteverde hatte deren keine, und konnte daher diesen Posten nur mit vielen Schwierigkeiten angreifen.

Monteverde hatte Valencia besetzt und daselbst sein Hauptquartier aufgeschlagen. Die Einwohner dieser Stadt zeigten sich sehr günstig für ihn; mehrere nahmen Dienste unter seiner Armee.

Miranda schickte ein Korps seines Vortrabs nach Guacara ab; es stand unter den Befehlen des Kapitain Flores und des Lieutenant Don Pedro Ponz, eines gebornen Spaniers. Als sie sich dem Feinde in einiger Entfernung genähert hatten, verließen diese beiden Officiere ihre Truppen und vereinigten sich mit dem Spanischen Posten, der über das Detaschement herfiel und es nöthigte, die Waffen zu strecken. Einigen Soldaten war es indeß gelungen, zu entfliehen; sie brachten die Nachricht von der Verrätherei ihrer Anführer und der dadurch erfolgten Niederlage ins Hauptquartier.

Miranda verlor von der Eröffnung des Feldzugs an die Ereignisse, die sich zutragen konnten, nicht aus dem Gesicht, und da er auf keine glänzenden Erfolge rechnete, so suchte er nur seine Person zu sichern. Da er aber nothwendig einer noch ausgedehnteren Gewalt bedurfte, entweder, um mit fremden Nationen zu unterhandeln, oder mit seinem Feinde zu kapituliren, so suchte er diese mittelst seines

Einflusses zu erlangen. In dieser Absicht vereinigte er die Deputirten der ausübenden Föderalmacht, die Abgeordneten der ausübenden Provinzialmacht von Venezuela und die Repräsentanten des gesetzgebenden Korps derselben Provinz zu San Mateo. Er gab ihnen die Nothwendigkeit zu erkennen, die oberste Gewalt zu koncentriren, um den Kriegsoperationen mehr Kraft zu geben, und diese Versammlung unterzeichnete einstimmig die Konvention von San Mateo, durch welche man ihm die Verwaltung der Finanzen und die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übertrug.

Mittelst dieses Manövres wurde er das wirkliche Haupt der ganzen Konföderation. Nun fing er an, einen versöhnenden Ton anzunehmen; er übertrug die Leitung der Finanzen dem Don Antonio de Leon, einem seiner ehemaligen Feinde; der Pater Hernandez wurde zum Generalvikarius der Armee ernannt; Ayala erhielt den Befehl über die Vorposten von Guayca, und Juan Nepomuceno Rivas wurde als Generalintendant der Armee angestellt.

Der Pater Hernandez, der von den verschiedenen Rollen, die er schon gespielt hatte, hätte ermü-

det seyn sollen, ging unmittelbar nach seiner Ernennung zum Feinde über. Mit einem hölzernen Kruzifix bewaffnet, marschirte er an der Spitze von Monteverde's Truppen, und munterte sie auf, die Männer, die ihm eben verziehen hatten, niederzumetzeln. Es ist traurig, den Priester eines Gottes des Friedens so seinen Charakter vergessen und sich solchem Gräuel hingeben zu sehen.

Monteverde, müde des Widerstandes, den ihm die Vorposten von Miranda entgegensetzten, beschloß, Guayca, das ihm der am leichtesten wegzunehmende Punkt schien, anzugreifen. Er setzte sich an die Spitze seiner Truppen und griff die Verschanzungen an; allein er wurde mit Verlust zurückgeworfen. Chatillon und der Baron von Schömberg zeichneten sich bei dieser Affaire aus. Da Ayala fürchtete, von neuem mit überlegener Macht angegriffen zu werden, beschloß er, sich gegen Gigue hin zurückzuziehen; aber der General Miranda, von dieser Bewegung unterrichtet, begab sich auf der Stelle nach Guayca und nahm ihm das Kommando, weil er sich herausgenommen hatte, diesen Posten, ohne seinen Befehl, zu räumen. Er ernannte statt seiner den Obersten Ducayla, dem er

eine Verstärkung, größtentheils Franzosen, zuschickte. Die Truppe, allem Ungemach der Witterung ausgesetzt, litt ungemein auf diesem Posten, allein ihr Muth wich darum nicht.

Monteverde verstand nicht, die Fehler seines Feindes zu benutzen, er vernachlässigte es, sich Guayca's zu bemächtigen, als sich ihm die Gelegenheit dazu darbot; er kehrte nach Valencia zurück, und verlor dort die günstige Zeit, Unterstützung erwartend, die ihm von Porto-Rico aus zugeschickt werden sollte. Dann seine Absichten auf den Süden richtend, nahm er Calaboço weg, nachdem er einen Trupp Independenten bei Ortiz vertrieben hatte. Durch dieses Manövre wurde Miranda des Schlachtviehes beraubt, welches er von dieser Seite her beziehen konnte. Der Spanische General ging nun darauf aus, die linke Flanke der Independentenarmee zu umgehen, und bedrohte Caracas, indem er auf der Straße von Villa de Cura manövrirte. Da er aber bemerkte, daß ihm die Lage des Landes hier wohl Schwierigkeiten in den Weg stellen würde, und er seine Truppen, aus Furcht, sich zu sehr zu schwächen, nicht gern theilen mochte, so wendete er sich von neuem gegen Guayca. Während er die

Verschanzungen, die diesen Posten vertheidigten, in der Fronte angreifen ließ, detaschirte er Truppen nach der Anhöhe. Ducayla, welcher vernachlässigt hatte, seinen Rücken zu verschanzen, sah sich nun von vorn und hinten angegriffen. Er vertheidigte die Schanzen mit vieler Tapferkeit, und befahl dem Oberstlieutenant Chatillon, mit einem Trupp, der größtentheils aus Franzosen bestand, auf den Feind loszugehen; er sollte sich auf diese Weise dem Angriff des Spanischen Generals auf der Rückseite der Stellung widersetzen. Der Hauptmann Dupin unterstützte vom See her die Vertheidigung der Verschanzungen, indem er die linke Flanke des Feindes kanonirte. Monteverde verfehlte seinen Streich trotz der Heftigkeit seines Angriffs; er wurde mit einem Verlust von 150 Mann zurückgetrieben und ging von neuem nach Valencia. Die Independenten hatten mehrere Verwundete, größtentheils Franzosen. Der Oberst Mac Gregor, der vor Begierde brannte, sich auszuzeichnen, erhielt Befehl, mit seiner ganzen Kavallerie, die 800 Mann stark war, aus dem Engpaß de la Cabrera hervorzubrechen. Da er sich aber unvorsichtiger Weise in die Schluchten von San Joaquin vertiefte, wo der

Feind einen Hinterhalt hatte, so benutzte dieser seinen Fehler, fiel ihn heftig an und brachte sein Korps in Unordnung. Bei dieser Rekognoscirung verlor Mac Gregor die Hälfte seiner Truppen und er selbst rettete sich nur durch seinen eigenen Muth. Der Spanische General machte Bewegungen, welche die Absicht andeuteten, Miranda's rechten Flügel zu umgehen. Dieser, aus Furcht abgeschnitten zu werden, entschloß sich, sich nach Vittoria zurückzuziehen. Er gab den Vorposten Befehl, Anstalten zum Rückzug zu treffen, und befahl ihnen, solchen während der Nacht zu bewerkstelligen. Es war ein unverzeihlicher Fehler, daß er erst in diesem Augenblick den Entschluß faßte, die Spitäler zu räumen.

Die Kranken und Verwundeten sollten eben fortgebracht werden, als er dem Oberaufseher über die Spitäler anzeigen ließ, er sei entschlossen, zu bleiben. Da dieser die Bemerkung machte, daß alles schon zum Marsch bereit sei, antwortete er ihm, er könne solche Maßregeln ergreifen, die ihm am passendsten schienen. Diese Unentschlossenheit deutete das Vorhaben an, sich seine Verwundeten vom Halse zu schaffen, oder eine an einem Kommandirenden unverzeihliche Geistesabwesenheit.

In der Nacht brach er mit der ganzen Armee auf. Die Spitäler entgingen dem Feinde nur dadurch, daß sie drei Stunden früher aufgebrochen waren. Der Rückzug wurde troß des schlechten Wetters mit Ordnung ausgeführt, und die Armee langte am folgenden Morgen zu Vittoria an.

Monteverde, von diesen rückgängigen Bewegungen unterrichtet, fing an, Miranda zu verfolgen; er verlegte sein Hauptquartier nach San-Mateo, einem fünf Stunden von Vittoria gelegenen Dorfe. Es hatten einige Vorpostengefechte zwischen beiden Armeen Statt, allein es fiel nichts Wichtiges vor.

Am 20. Juni 1812, früh um acht Uhr, überrumpelten die Tirailleurs der Spanischen Armee die Stadt Vittoria; ein sehr lebhaftes Flintenfeuer ließ sich in den Straßen hören, die Franzosen zogen sich gegen das Spital, wo ihre Verwundeten waren; drei ihrer Anführer wurden bei der Vertheidigung desselben getödtet. Die Soldaten riefen zu den Waffen, und Miranda, in eine strafwürdige Ruhe versunken, ließ nicht eher, als eine halbe Stunde nach dem Ueberfall Generalmarsch schla-

gen *); die Truppen zogen sich zusammen; Campomanes besetzte die Straßen mit Geschütz; man schoß mit Kartätschen unter den Feind, und es gelang, ihn aus der Stadt wieder hinaus zu werfen.

Monteverde ging in diesem Augenblicke mit seiner Armee über den Fluß, der vor der Stadt vorbeifließt; er begann den Angriff auf der Straße von San-Mateo, und schickte ein Korps rechts ab, das die Stadt von der Ebene von Pantanero her angreifen sollte. Ein anderes Korps schickte er links, das sich der die Stadt beherrschenden Anhöhen bemächtigen sollte. Das Gefecht wurde allgemein, und man machte sich sechs Stunden lang das Terrain streitig; allein die Artillerie der Independentenarmee entschied die Sache. Die Anführer der beiden Armeen zeichneten sich in diesem Gefechte aus, dem einzigen, in welchem die beiden Gegner sich einander gegen über befanden.

Monteverde, der auf allen Punkten geschlagen war, ging wieder über den Fluß und nach

---

*) Die beiden Armeen hatten keine Uniform, und die Soldaten konnten sich daher nicht erkennen, so daß Leute von derselben Partei aufeinander schossen.

seinem Hauptquartier in San-Mateo zurück; er ließ viele Todte und einige Verwundete auf dem Schlachtfelde. Miranda verfolgte ihn nicht, und das war ein großer Fehler, denn man erfuhr hernach, daß es der Spanischen Armee gänzlich an Munition gefehlt hatte. Hätte er seinen Feind mit dem Degen in der Faust verfolgt, so würde er gewiß wieder Meister der Thäler der Aragoa geworden seyn.

Mehrere Officiere zeichneten sich an diesem Tage aus, unter denen der Hauptmann Schomberg verwundet wurde. Am Tage nach der Schlacht ernannte Miranda den Obersten Jose-Felix Rivas zum Civil- und Militär-Gouverneur der Stadt Caracas. Er befahl ihm, die ausübende Macht und das Gesetzgebende Korps der Provinz abzuschaffen. Diese eigenmächtige Handlung wurde ohne Widerstand irgend einer Art vollführt; die Spanier und Canarier wurden verfolgt, man sperrte sie ein und erpreßte beträchtliche Summen von ihnen.

Das Hauptquartier der Independentenarmee war fortdauernd in Vittoria, die Straße von San-Mateo und der Pantanero blieben in der Gewalt des Feindes. Miranda beschloß, ihn aus diesem Posten zu vertreiben, und trug dem Obersten Chatil-

zon auf, ihn anzugreifen. Dieser bemächtigte sich der Position nach einem zwölfstündigen Gefecht und that Wunder der Tapferkeit. Die Spanier, unter den Befehlen des Obersten Cerveirez, vertheidigten sich muthig.

Um diese Zeit hielt man zwei Mönche an, die versucht hatten, Empörungen in den Ebenen anzuzetteln. Sie wurden zum Tode verurtheilt und in Vittoria erschossen.

Die Independentenarmee erhielt noch immer Verstärkungen, noch stand sie, obgleich nicht ohne Schwierigkeit, mit Puerto Cavello in Verbindung; als aber Arevalo genöthigt worden war, die Stadt Cura zu verlassen, so fielen alle Ebenen in Monteverde's Gewalt, und der Mangel an Schlachtvieh fing an, fühlbar zu werden.

Um sich vor einem neuen Ueberfalle zu sichern, befestigte man das Hauptquartier; diese Maßregel war nothwendig, weil die Regenzeit die Wege verschlimmert hatte; es war unmöglich, sich auf Caracas zurückzuziehen und den Artilleriepark mit fortzubringen.

Da die Stadt nicht auf lange Zeit mit Lebensmitteln versehen war, so fürchtete man den Mangel;

indeß langte eine beträchtliche Zufuhr von Guayra an; sie kam unter Aufsicht des Herrn Scott, Amerikanischen diplomatischen Agenten, aus den vereinigten Staaten *). Diese Unterstützung erzeugte wieder Ueberfluß, und verlieh dem General Miranda die Mittel, den Krieg fortzusetzen. Um diese Zeit verordnete er auch ein allgemeines Embargo in allen seiner Gewalt unterworfenen Häfen. Wahrscheinlich nahm er diese Maßregel, um sich einer großen Anzahl Schiffe zu versichern, für den Fall, daß die Räumung des Landes nothwendig würde. Er schickte den Obersten Ducayla nach den Antillen, um von dorther Waffen zu holen und Ausländer anzuwerben. Der Hauptmann Martin wurde in gleicher Absicht nach St. Domingo gesandt **), allein die spä-

*) Der Kongreß der Nordamerikanischen Freistaaten schickte, als er das durch das Erdbeben angerichtete Unglück erfahren hatte, den Einwohnern von Caracas mehrere mit Lebensmitteln beladene Schiffe.

*) Wahrscheinlich suchte Miranda seine Feinde, und Leute, denen er nicht traute, dadurch los zu werden, daß er sie mit Aufträgen versandte. Als sich sein Hauptquartier in Maracay befand, schickte er einen seiner gefährlichsten Gegner nach St. Barthelemy, und

tern Ereignisse gestatteten ihm nicht, nach Caracas zurückzukehren.

Um diese Zeit kam der Oberste Robertson *) nach Vittoria; man verlieh ihm die Stelle eines Generalmajors der Armee, allein er that aus Mangel an Kenntniß der Sprache keine Dienste. Miranda, der seinem Feinde die in seiner Gewalt stehenden Hülfsmittel zeigen wollte, erließ eine Proklamation, in der er den Sklaven die Freiheit versprach, die nach seinem Hauptquartier kommen würden, um die Waffen zu ergreifen. Es stellten sich deren 1200, allein sie wurden zwei Tage nach ihrer Ankunft wieder entlassen, und man befahl ihnen, wieder in ihre Wohnungen zurückzukehren.

Während dieser verschiedenen Ereignisse fiel nichts von Bedeutung zwischen den beiden Armeen vor; allein Monteverde verlor die Stadt Puerto Cavello, wo Simon Bolivar kommandirte, nicht aus dem Ge-

---

indem er Ducayla entfernte, schaffte er sich einen Mann vom Halse, dessen Einfluß und Charakter seinen Absichten hinderlich seyn konnten.

*) Dieser Officier, aus Canada gebürtig, hatte den Englischen Dienst verlassen, als sein Regiment in Garnison zu Curaçao stand.

sicht. Er suchte Ränke dort anzuspinnen, und sie dienten ihm, sich dieser wichtigen Stadt zu bemächtigen.

Der Kapitain Aymeric und ein Ausländer, dessen Namen wir vergessen haben, hatten den Befehl über das Schloß San-Felipe *). Aymeric, ein junger Kreole, verliebte sich in ein Mädchen dieser Stadt; ihre Vereinigung wurde beschlossen, und am Tage der Hochzeit begab sich der Kapitain in das Haus seines Schwiegervaters. Der Lieutenant, der während seiner Abwesenheit den Befehl über das Schloß erhalten hatte, ließ die Gefangenen, die darin aufbewahrt wurden, heraus, bewaffnete sie, und die auf die Stadt abgefeuerte Kanone des Forts kündigte dem Gouverneur an, daß er von den Ränken seines Feindes überlistet war. Wir können die Wahrheit dieser einzelnen Umstände nicht verbürgen, sondern erzählen sie nach der Aussage eines Mannes, der sich damals in Puerto Cavello aufhielt. Monteverde zeigte sich vor dem Platze, und dieser ergab sich an die Spanischen Truppen. Der

---

*) Dieses Schloß ist sehr fest, es beherrscht die Stadt und ist auf Felsen gelegen.

Gouverneur Bolivar, Aymeric und mehrere Andere, schifften sich auf einer Kriegsbrigg ein und retteten sich nach Guayra. Die Personen, die der Regierung der Independenten ergeben waren, wurden in die Gefängnisse geworfen.

Als der Spanische General gegen Puerto-Cavello marschirte, besetzte er alle seine Vorposten mit Schildwachen aus Stroh; Miranda wurde zwar davon benachrichtigt, er fürchtete aber einen Hinterhalt, und vernachlässigte daher, die Position zu rekognosciren.

Die Nachricht von dem Verlust von Puerto-Cavello erregte in dem Hauptquartier der Independenten große Bestürzung. Bald aber klärte sich der Horizont auf, und das Verfahren Miranda's fing an, weniger räthselhaft zu werden. Er knüpfte Unterhandlungen mit Monteverde an, damit es zu einer Kapitulation komme. Der Lieutenant Aldao war der Ueberbringer der ersten Eröffnungen. Da diese sehr günstig aufgenommen worden waren, so wurde der Kriegssekretär Sata y Busy in das Spanische Hauptquartier geschickt, um über die wesentlichen Punkte zu unterhandeln.

Während der Unterhandlung begab sich Miranda nach Guayra, um sich der Mittel einer Entweichung zu versichern; er nahm mit dem Obersten Casas die nöthigen Maßregeln, damit seiner Einschiffung nichts im Wege stehe *). Das Volk gerieth hierüber in Bestürzung, denn das Embargo verhinderte diejenigen, die nicht auf die Kapitulation rechneten, zu entweichen.

Während seiner Abwesenheit aus dem Hauptquartier, hatte die Nachricht von den Unterhandlungen alle Gemüther in Bewegung gesetzt; die Obersten der verschiedenen Korps faßten den Plan, ihm das Kommando zu nehmen und den Krieg fortzusetzen. Zu diesem Ende entwarfen sie eine Konvention, durch welche sie sich verpflichteten, sich in ihrem Unternehmen gegenseitig zu unterstützen; als aber unterzeichnet werden sollte, weigerten sich die Kreolen-Ober-

---

*) Die Englische Korvette, der Saphir, Kapitain Hayns, war eben aus Curaçao angekommen; Miranda trug Herrn Leleux, seinem geheimen Sekretär, auf, seine Bibliothek, seine Papiere und eine große Summe Geldes, die auf seinem Befehl aus dem öffentlichen Schatze gezogen wurde, an Bord dieses Schiffes zu bringen.

sten. Man wendete sich an die Föderalausübende Macht, um zu diesem Schritte bevollmächtigt zu werden; diese hatte nicht den Muth, einzuwilligen, und so gingen mehrere Jahre bürgerlicher Kriege und Unruhen aus Mangel an Kraft von Seiten dieser Regierung verloren.

Als Miranda wieder nach Vittoria kam, wußte er die Obersten, die seinen hinterlistigen und treulosen Charakter fürchteten, in Furcht zu halten. Sata y Busy kam von seiner Mission zurück, und da die Hauptpunkte der Kapitulation bewilligt waren, so wurde Don Antonio de Leon hingesandt, sie völlig abzuschließen. Der General der Independenten, Verräther an seinem Vaterlande und der Spanischen Regierung, unterzeichnete diese Urkunde *) in den letzten Tagen des Juli 1812.

---

*) Folgendes waren die Hauptartikel dieser Kapitulation:

1) Alle feste Plätze sollen den Truppen Sr. Kathol. Maj. übergeben werden.

2) Die Independenten-Truppen sollen die Waffen niederlegen.

3) Das Privateigenthum soll geschont werden.

Er überlieferte an Monteverde alle Theile der Generalkapitainerie, die der letztere noch nicht hatte unterwürfig machen können, und der Spanische General hielt am 29 Juli. 1812 seinen Einzug in Caracas.

Miranda verlor in einem Augenblicke die Frucht dreißigjähriger Ränke. Das ist das traurige Ende politischer Abenteurer.

Nach der Unterzeichnung der Kapitulation reiste er nach Caracas; die Truppen folgten ihm und streckten dort die Waffen.

Bei seinem Einrücken in Vittoria wurde Monteverde von Espejo, einem der Mitglieder der gewesenen ausübenden Macht, empfangen. Dieser dankte dem Himmel, daß er unter die Herrschaft seiner gesetzlichen Herren zurückkehren könnte. Einige

---

4) Denen, die das Land verlassen wollen, sind drei Monate bewilligt.

5) Niemand soll wegen seines frühern Betragens belangt werden dürfen.

6) Die Rechte der farbigen Leute sollen wiederhergestellt werden, wie sie vor der Erklärung der Unabhängigkeit waren.

Tage darauf warf man ihn in die Gefängnisse von Puerto Cavello.

Miranda begab sich nach Guayra, um sich vor Ankunft der Spanischen Truppen einzuschiffen; da er aber keine öffentliche Gewalt mehr hatte, so faßten die militärischen Behörden des Orts den Vorsatz, sich seiner Abfahrt zu widersetzen, wenn er nicht mit einem Paß von Monteverde versehen wäre. Der Exgeneral hielt sich für vollkommen sicher, auf die Artikel der Kapitulation rechnend. Der Kapitain der Englischen Korvette drang in ihn, sich einzuschiffen. Er aber beharrte darauf, die Nacht am Lande zubringen zu wollen, und ging Abends um neun Uhr im Hause seines Freundes Casas zu Bette. Seine Ruhe wurde bald unterbrochen; um eilf Uhr ward er von Simon Bolivar, Linos Clemente und Thomas Montilla aufgeweckt. Sie forderten ihn auf, ihnen nach dem Castillo-Colorado, der Festung dieser Stadt, zu folgen. Sie zeigten ihm den von seinem Freunde Casas, Stadtkommandanten, bei dem er wohnte, unterzeichneten Verhaftsbefehl vor. In diesem Gefängniß blieb er bis zur Ankunft der Spanischen Truppen.

Wir wissen nicht, ob seine Gefangennehmung auf Monteverde's Befehl geschah, oder ob der Kommandant von Guayra sie aus eigener Bewegung vornahm, um sich bei dem Spanischen General ein Verdienst daraus zu machen. Gewiß aber ist es, daß man bei Ankunft der Spanischen Truppen ihn aus diesem Gefängniß wegbrachte und in einen der abscheulichsten Kerker von Guayra warf. Er wurde hierauf nach Puerto-Cavello, von da nach Porto-Rico, und endlich nach Spanien geführt, wo wir ihn aus dem Gesichte verloren haben. So endigten die Abenteuer dieses, unglücklicher Weise nur zu berüchtigten, Mannes.

Der Domherr Jose-Cortes Madariaga, Nicolas Brizeño, Picornel, Arevalo, Pedro Gual und dreihundert andere Personen schifften sich auf verschiedenen Kauffahrteischiffen ein, um der Rache des Spanischen Generals zu entgehen.

Antepara, der Verfasser der Lebensbeschreibung Miranda's, der Oberste Robertson, Mac Gregor, Schomberg, Cortes Campomanes und mehrere andere Männer, die bei der Revolution eine bedeutende Rolle spielten, hatten das Glück, sich auf der Korvette, der Saphir, ein-

schiffen zu können, und kamen in Curaçao an; da aber das Embargo noch nicht aufgehoben war, so konnten die Kauffahrteischiffe vor der Ankunft der Spanischen Truppen nicht absegeln, und eine Windstille, welche drei Tage anhielt, hinderte sie, die Nacht zu benutzen, um das Weite zu gewinnen.

Der Domherr Jose-Cortes Madariaga wurde am Bord des Schiffes, auf welchem er sich eingeschifft hatte, arretirt und in das Castillo-Colorado geführt. Alle Uebrige, die sich schon eingeschifft hatten, glaubten, das nämliche Loos würde auch sie treffen; zum Glück aber erhob sich ein heftiger Wind, und von ihm begünstigt, liefen die Schiffe von der Rhede von Guayra aus; mehrere begaben sich nach Curaçao. Anstatt aber, daß der Gouverneur dieser Insel, der Generalmajor Hodgson, diese unglücklichen Schlachtopfer der Revolution hätte unterstützen sollen, behandelte er sie vielmehr mit Härte. Er betrug sich, besonders gegen die Franzosen, auf eine dem Repräsentanten einer großmüthigen Nation ganz unwürdige Art.

Der Kapitain Hayns, Befehlshaber der Korvette, der Saphir, benahm sich ganz anders. Bei einer zweiten Reise, die er nach Guayra machte,

rettete er eine große Anzahl Unglücklicher, die in den Kerkern schmachteten, dadurch, daß er sie als Engländer reklamirte.

In dem Zeitraume, der der Unterzeichnung der Kapitulation vorherging, hatte der General Monteverde ein Betragen angenommen, welches Zutrauen einflößte. Wenn er auch in der Folge auf dieselbe Art verfahren hätte, so würde er die Kreolen mit dem Mutterlande ausgesöhnt und sogar das Vizekönigreich Neu-Granada leicht erobert haben; aber sein hartes Betragen entfremdete die Gemüther. Sobald er im Besitz des Landes war, warf er die Maske ab. Die Kapitulation wurde durch die Verhaftung des General Miranda und des Domherrn Jose-Cortes Madariaga verletzt; es dauerte nicht lange, so war sie ganz vergessen. Die Gefängnisse und Kerker wurden bald mit Unglücklichen überfüllt; auf den kleinsten Vorwand, auf die geringste Angeberei folgte sogleich ein Verhaftsbefehl. Die Anhänger der Unabhängigkeit wurden eingekerkert und sehr barbarisch behandelt. Furcht und Schrekken bemächtigten sich aller Gemüther. Man sperrte die Unglücklichen in die tiefsten Kasematten, die sich unter den Wällen von Guayra befinden; das Licht

drang nur durch sehr enge Oeffnungen zu ihnen, die Hitze war daselbst unausstehlich, und sie wurden dergestalt übereinander gehäuft, daß sie sich nur abwechselnd niederlegen konnten. Sie erhielten keine Nahrung, als nur durch die Sorge ihrer Verwandten oder Freunde; der Mangel an heimlichen Gemächern nöthigte sie, sich ihrer dringendsten Bedürfnisse an demselben Orte, wo sie eingesperrt waren, zu entledigen. Ihre Ausdünstung war so stark, daß mehrere unter ihnen in fünf Tagen kein Wasser ließen.

Wie die niedrigsten Verbrecher waren sie an den Füßen mit Eisen belastet. Alle direkte Verbindung war ihnen untersagt, und sie erwarteten mit jedem Augenblicke die Schlachtopfer ihrer Verfolger zu werden. Nichts aber kommt der übermäßigen Grausamkeit des Spanischen Gouverneurs von Guayra, Cerveirez, bei. Folgendes kann einen Begriff von dem wilden Charakter dieses Menschen geben. Er machte sich zuweilen das traurige Vergnügen, seine Schlachtopfer zu besuchen, aber bloß in der Absicht, um Spott auf Verachtung zu häufen. Sobald sich die Thüren der Gefängnisse öffneten, verbreiteten sich faule Dünste, und mit einer bar-

barischen Ironie gab er sein Wohlgefallen an den Leiden der unglücklichen Gefangenen zu erkennen.

Der unglückliche Oberst Benis, ein Piemontesischer Officier, wurde wenige Tage nach seiner Verhaftung von einem Faulfieber angefallen; man verweigerte ihm jede Art der Linderung. In seinen letzten Augenblicken verlangten seine Freunde einen Priester, um ihm den Trost, den die Religion auch den verworfensten Wesen ertheilt, zu gewähren; aber der grausame Cerveirez antwortete, daß die heiligen Sakramente für Menschen, die der Partei der Unabhängigkeit gedient hätten, unnütz wären.

Nach seinem Tode baten die Gefangenen, daß er den Leichnam wegschaffen lassen möchte; aber er verweigerte es, und gab den Befehl, daß er noch einige Stunden dort bleiben sollte.

Das sind in Bürgerkriegen die traurigen Folgen der Reaktion; zum Unglück aber sind es nicht die letzten, die wir im Verlauf dieses Werkes anzuführen haben. Die Scenen, die wir noch schildern werden, übersteigen diese Grausamkeiten um vieles.

Der Domherr Jose-Cortes Madariaga, German Roscio, Thomas Montilla, Escalona, der Doktor Cabrera, der Domherr Men-

doza, mehrere Engländer und Franzosen seufzten in diesen Kerkern. Unter den letztern zeigte der Oberste Chatillon eine unerschütterliche Festigkeit und wagte es sogar, Cerveirez daran zu erinnern, daß er es sei, der ihn in der Affaire bei Pantanero geschlagen habe.

Aehnliche Auftritte, als die, welche wir so eben beschrieben haben, hatten auch in Puerto Cavello zu wiederholten Malen Statt. Die Gefängnisse reichten auch da nicht hin, und man warf die Gefangenen auf abgetakelte Schiffe.

Der Erzbischof beobachtete bis zu Monteverde's Ankunft eine vollkommene äußere Neutralität; allein nach der Einsetzung der Spanischen Regierung ließ er das System, das er angenommen hatte, fahren, und man behauptet, daß er seinen Einfluß dazu verwendet habe, mehrere Glieder der Geistlichkeit, die für die republikanische Regierung eine Anhänglichkeit gezeigt hatten, zu verfolgen.

Die Franzosen, die ihre Angelegenheiten zurückgehalten hatten, erhielten Befehl, das Land binnen vier und zwanzig Stunden zu verlassen. Bolivar, Jose-Felix Rivas, Nepomuceno Rivas, alle beide Vettern von Monteverde, Caravaño

und mehrere andere Personen hatten das Glück, Reisepässe zu erhalten; Chatillon, Smith und andere Ausländer wurden freigelassen *); alle begaben sich nach Curaçao und von da nach Carthagena.

Der Domherr Madariaga, German Roscio, Escalona, Juan-Pablo, Ayala und Juan Castillo wurden nach Spanien geschickt.

Cumana, Barcelona und Marguarita unterwarfen sich Monteverde ohne Widerstand. Von seinem Einzuge in Caracas an wurde die Papiermünze abgeschafft, ohne daß der Werth derselben denen, die welche hatten, ersetzt wurde; die klingende Münze fing an wieder in Umlauf zu kommen und Lebensmittel wurden von allen Seiten herbeigeschafft.

Eine momentane Ruhe folgte auf all dieß Unglück; aber willkürliche Handlungen, Verhaftungen und Gelderpressungen dauerten immer fort.

Die Erdstöße hörten nicht auf; sie wurden mehreremal nach der Einsetzung der Spanischen Regierung

*) Es ist bemerkenswerth, daß Monteverde, als er die Gefangenen in Freiheit setzte, vergaß, sie schwören zu lassen, in Zukunft nicht wieder die Waffen gegen Spanien zu ergreifen.

verspürt; doch richteten sie keinen Schaden an. Dem Volke wurden dadurch die Augen geöffnet, und es sah ein, daß es über die Ursachen dieser Erscheinung irre geleitet worden sei.

Da das Vicekönigreich von Neu-Granada in Aufstand war, so schickte Monteverde den General Correa gegen Merida mit einem starken Truppenkorps ab, und trug ihm auf, einen feindlichen Einfall von dieser Seite her abzuwehren.

Die Regierung war größtentheils wieder im Besitz der großen Generalkapitainerie von Caracas; indeß herrschte noch keine vollkommene Uebereinstimmung. Der Gouverneur von Maracaibo, Millares, war kurz vor der Kapitulation von der Regentschaft zum Generalkapitain ernannt worden. Er wollte seine Rechte auch bei Monteverde geltend machen, aber dieser weigerte sich, ihn anzuerkennen, unter dem Vorgeben, das Land sei noch nicht ruhig genug, als daß er die Leitung der Angelegenheiten einem Andern übertragen könnte.

Die Canarier, Landsleute von Monteverde, wollten Vorrechte vor den Europäischen Spaniern voraus haben, und diese Ansprüche verbreiteten den

Keim der Spaltung unter der Partei des Mutterlandes.

Monteverde hatte nur sechshundert Europäische Soldaten bei sich, und diese Truppen reichten nicht hin, die Ruhe im Lande zu erhalten. Der übrige Theil seiner Truppen bestand aus Kreolen, und da der Handel in gänzlicher Stockung war, so sah er sich genöthigt, Kontributionen auszuschreiben, um Geld zu bekommen. Diese gewaltsamen Mittel brachten die vornehmsten Kaufleute auf, und waren Ursache, daß er bei ihnen die Unterstützung nicht fand, die er sonst von ihnen erwarten konnte, wenn er sich auf eine andere Art benommen hätte. Durch dieses Zusammentreffen der Umstände wurde ein gänzlicher Mangel an Geld herbeigeführt, und da Monteverde von Seiten des Mutterlandes keine Unterstützung erhielt, so war es ihm unmöglich, seine Truppen zu bezahlen. Er wendete sich daher an den Gouverneur von Porto-Rico und St. Domingo, um Geld aufzutreiben; allein sie thaten ihm zu wissen, daß sie sich in einer ähnlichen Lage, als die seinige, befänden. Da die Kreolen-Truppen nicht bezahlt werden konnten, riß eine starke Desertion unter ihnen ein. Er nahm seine Zuflucht zur Strenge,

um sie unter seinen Fahnen zu behalten; allein die gewaltsamen Maßregeln machten das Uebel nur noch ärger, statt es zu beseitigen. Die Unzufriedenheit wurde allgemein, die Kreolen lernten die mißliche Lage, in welcher er sich befand, kennen, und die Hoffnung fing wieder an unter ihnen zu erwachen.

Er ließ in Spanien um den Titel eines Generalkapitain ansuchen. Die Regentschaft gestand ihm selbigen zu, aber sie schickte ihm weder Truppen noch Geld.

Der Marquis del Toro, der nach Trinidad geflohen war, begab sich hierauf nach Grenada; da er erfuhr, was in seinem Vaterlande vorging, faßte er den Plan, eine Expedition gegen Monteverde zu unternehmen. Trinidad wurde zum Sammelplatz gewählt, von hier aus sollte die Provinz Cumana angegriffen werden. Hier kommandirte Zuazola, als Lieutenant von Monteverde, der, statt sich die Gemüther geneigt zu machen, sich auf eine schreckliche Art betrug. Die Einwohner hatten sich bei Annäherung der Spanischen Truppen in die Gehölze zurückgezogen. Sie wurden eingeladen, zu ihrem Herde zurückzukehren; statt der Verzeihung aber, die man ihnen versprochen hatte, bemächtigte man sich

ihrer Personen, mehrere wurden enthauptet, andern Nase und Ohren abgeschnitten. Ein Familienvater kehrte im Vertrauen auf die Versprechungen Zuazola's in seine Wohnung zurück, er wurde verhaftet und sollte den Kopf verlieren. Als der Sohn dieses Unglücklichen, der erst dreizehn Jahr alt war, die Verurtheilung seines Vaters erfuhr, warf er sich Zuazola zu Füßen und bat um Gnade für den Urheber seines Lebens. Der barbarische Kapitain gestand sie ihm unter der Bedingung zu, daß er sich Nasen und Ohren abschneiden ließe, ohne dabei ein Wort zu sagen. Der edelmüthige Sohn, dessen Opfer bewundernswürdig ist, unterwarf sich der Operation, ohne ein Zeichen des Schmerzes von sich zu geben; aber der grausame Zuazola, anstatt seinen Muth zu bewundern, gab Befehl, ihn nebst seinem Vater hinzurichten, indem er sagte, ein solches Kind könne eines Tages zu gefährlich werden.

Die von dem Marquis del Toro beabsichtigte Unternehmung landete zu Guiria in dem Augenblicke, wo Zuazola durch seine Grausamkeit die Provinzen Barcelona und Cumana noch mehr aufgebracht hatte. Sie geriethen in Aufstand; mehrere Gefechte wurden geliefert, in welchen Zuazola

fortwährend geschlagen wurde. An der Spitze der Insurgenten stand ein junger Kreole, Namens Mariño, der bald ein ausgezeichneter Officier ward. Die unter seinen Befehlen stehenden Truppen bestanden aus Landeskindern; sie waren schlecht bewaffnet, aber die Begeisterung und der Muth ersetzten den Mangel an Waffen, und da die ersten Treffen sich zu ihrem Gunsten entschieden, so ermuthigten die einzelnen Vortheile diese neuen Krieger.

Monteverde, von diesen Ereignissen unterrichtet, befand sich in einer gefährlichen Lage. Bolivar hatte sich nach Carthagena begeben; man vertraute ihm das Kommando eines in Neu-Granada gebildeten Korps an, und er bedrohte das Land von der westlichen Seite. In der Hauptstadt und in den Umgebungen derselben verkündigte alles einen nahen Aufstand. Der Spanische General faßte in dieser kritischen Lage einen verwegenen Entschluß. Er ertheilte Correa Befehl, Bolivar die Spitze zu bieten; er selbst marschirte mit einem auserlesenen Korps von 2300 Mann gegen Mariño. In der Nähe von Mathurin stieß er auf seinen Gegner; die Schlacht begann, und der Sieg entschied sich zu Gunsten der Kreolen; Monteverde wurde

geschlagen, und seine Niederlage war so vollständig, daß er nur mit acht Mann nach Caracas zurückkehrte. Mariño benutzte seinen Sieg, marschirte auf Cumana, der Hauptstadt dieser Provinz, und bemächtigte sich dieses Platzes.

Mehreren Spaniern gelang es, mit ihren Reichthümern zu entkommen, allein sie fielen in die Hände der Kaper der Insurgenten von Carthagena.

Barcelona ergab sich ebenfalls dem Insurgentenchef Mariño; allein er befleckte den Glanz seiner Siege durch ein allgemeines Niedermetzeln der Spanier, die sich in der Hauptstadt dieser beiden Provinzen befanden.

Als Monteverde wieder nach Caracas zurückgekommen war, erhielt er die Nachricht von Bolivar's Fortschritten. Er versammelte nun die verschiedenen Korps, die sich unter seinem Befehle befanden, und bewerkstelligte seine Vereinigung mit dem General Correa. Bolivar griff diese zwei Armeen unfern San-Carlos an, und Monteverde verlor abermals eine Schlacht, die für eine Weile das Schicksal der Generalkapitainerie entschied. Er zog sich nach Puerto-Cavello zurück, das sogleich von dem Sieger blokirt wurde. Monteverde

wurde bei einem Ausfalle gegen die Belagerer verwundet, und da er das Kommando fernerhin nicht mehr führen konnte, so begab er sich nach der Insel Curaçao, die Vertheidigung von Puerto-Cavello einem Spanischen Officier überlassend.

Valencia und Vittoria unterwarfen sich der Independentenarmee, und Bolivar erhielt in der letztern Stadt Vorschläge zu einer Kapitulation von Seiten des General Fierro, Gouverneurs von Caracas und Guayra. Er bewilligte ihm die Erlaubniß, sich mit seinen Truppen einzuschiffen.

Am 2. August 1813 hielt Bolivar seinen Einzug in Caracas, und seine Mitbürger bewillkommten ihn mit dem Titel Befreier von Venezuela.

Der Erzbischof betrug sich mit seiner gewöhnlichen Vorsicht, und sein Verfahren nach den Umständen ändernd leistete er der neuen Regierung abermals den Eid der Treue. Er dankte Gott in verschiedenen Hirtenbriefen für den Schutz, den er der Kreolen-Armee verliehen hatte.

Bolivar's Feldzug konnte mit allem, was in Europa Merkwürdiges geschah, verglichen werden;

wir wollen hier das, was uns davon bekannt wurde, mittheilen.

Von Carthagena begab sich Bolivar nach Mompox am Magdalenenfluß, ungefähr 250 Wegstunden von Caracas. Er hatte den Titel eines Generalkommandanten von Obermagdalena angenommen. Er war ohne Soldaten, ohne Waffen, ohne Munition und ohne Geld. Mit vieler Thätigkeit und Muth begabt, bildete er zu Mompox den Kern seiner Armee. Er brachte ungefähr tausend Mann regulärer Truppen zusammen, und besoldete sie mit dem wenigen Gelde, das er von seinen Freunden borgte. Von dem Rittergeiste, der die ersten Eroberer Amerika's charakterisirte, entflammt, wußte er den kriegerischen Muth der Cortes und Pizarros wieder zu erneuern. Ein eifriger Patriot, vereinigte er die liebenswürdigsten Eigenschaften mit der unbezwingbaren Festigkeit, die das Gelingen der kühnsten Unternehmungen sichert. Kein Hinderniß schreckte ihn ab, und er wußte über alle die Schwierigkeiten, die ihm das Land entgegensetzte, zu triumphiren. Den Befehlen der Regierung von Carthagena gemäß verfahrend, nahm er nach mehreren sehr heftigen Ge-

fechten alle feste Plätze in Besitz, welche die Spanier noch in der Provinz Santa-Martha inne hatten. Nachdem er die Sendung, womit er beauftragt worden war, vollbracht hatte, sicherte er die freie Beschiffung des Flusses Magdalena, südlich von Mompox. In den Dörfern, die in seine Gewalt fielen, fand er Waffen, Geschütz, Munition und etwas Geld. Er vermehrte seine kleine Armee, forcirte den Paß von Ocaña, der leicht hätte vertheidigt werden können, und sich dieser Stadt bemächtigend, zog er sich durch beinahe ungangbare Wege schnell links. Er nahm Cucuta, bevor die Spanier die mindesten Anstalten treffen konnten, ihr baares Geld und ihre reichen Waarenlager zu retten. Er fand in diesem Orte eine unermeßliche Beute, ließ die Waaren im Innern des Landes verkaufen und gelangte so zu einer ordentlichen Kriegskasse.

Er gab dem Kongreß von Neu-Granada Nachricht von seinen glücklichen Fortschritten; dieser ertheilte ihm den Titel eines Brigade-General und schickte ihm eine nicht unbeträchtliche Verstärkung unter den Befehlen Urdaneta's, Castillo's Ricante's und Girardot's, zu. Der Oberste Jose-Felix Rivas, der sich von einem Korps

Abenteurer *), die gegen die Provinz Varinas marschirten, getrennt hatte, vereinigte sich mit ihm, und diese Officiere trugen viel zu dem glücklichen Ausgange des Feldzugs bei.

Zu Ocaña fing er an, seiner Truppe seine Liebe zur Disciplin zu erkennen zu geben, indem er fünf Soldaten, die leichte Fehler begangen hatten, erschießen ließ. Durch dieses strenge Verfahren hielt er die zuchtlosen Banden im Zaum, und da die Beute von Cucuta ihnen ihren Sold sicherte, so zeigten sie vielen Enthusiasmus für seine Person. Er ging nun darauf aus, Grita, einen Paß, der wegen seiner Lage ungeheuere Schwierigkeiten darbot, anzugreifen. Er wurde von einem beträchtlichen Truppenkorps unter Correa's Anführung vertheidigt. Bolivar bemächtigte sich desselben nach einem sehr lebhaften Gefecht, in welchem Castillo sich durch seine Unverzagtheit auszeichnete. Correa

*) Dieses Korps war in Carthagena von Nicolas Brizeño, Exdeputirten des Kongresses von Caracas, gebildet worden; es kam aber nicht weiter, als bis Guadalito, wo der größte Theil davon niedergemetzelt wurde.

wurde in die Flucht gejagt und konnte die Hälfte seiner Truppen nur erst jenseits der Stadt Grita wieder sammeln; indeß waren diese noch stark genug, um sich den Fortschritten Bolivar's zu widersetzen.

Zu den Schwierigkeiten der Märsche durch die Gebirge, wo es nichts als Engpässe gab, kam noch die des Transports der Artillerie und der Bagage auf Wegen, wo Menschen kaum fortkommen konnten.

Unter den Flüssen, über die er mußte, war einer, den man nur einzeln passiren konnte, und das in an Stricken befestigten Körben, an deren beiden Enden Rollen angebracht sind, die an Tauen von einem Ufer zum andern hingezogen werden. Dieser Uebergang konnte leicht von Correa vertheidigt werden, allein dieser General war von seiner Niederlage so gebeugt, daß er sich fortdauernd vor seinem Sieger zurückzog. Bolivar gelangte nun nach Merida, wo er Freunde fand, die bei der Erzählung seiner hohen Thaten schwärmerisch für ihn eingenommen wurden. Er vermehrte daselbst seine Armee mit vielen Kreolen, und zu Truxillo stießen noch mehrere Leute zu ihm. Von hier brach er in die Ebenen der Provinz Venezuela hervor und bildete nun ein Kavalleriekorps. Auf seinem Marsche lie-

ferte er mehrere Gefechte, in denen er stets Sieger war. Barquesimeto, San-Felipe und Nirgua fielen in seine Gewalt; da schickte er ein Korps gegen Barinas ab, welches dazu bestimmt war, sich dieser Provinz zu bemächtigen. Endlich stieß er auf die vereinigten Armeen von Monteverde und Correa bei San-Carlos. Sie wurden völlig in die Flucht geschlagen und die Städte Valencia und Vittoria ergaben sich dem Sieger. Nach einem Marsch von 250 Wegstunden zog er am 2. August 1813 in Caracas ein; funfzehn Schlachten und viele kleine Gefechte hatte er auf diesem Marsche bestehen müssen.

Diese Expedition, die in einem Zeitraume von drei Monaten vollendet wurde, würde den ersten Europäischen Heerführern Ehre machen; sie erscheint noch merkwürdiger, wenn man bedenkt, daß dieser junge Officier hier zum ersten Mal als Chef kommandirte.

Die ganze Generalkapitainerie von Caracas, mit Ausnahme von Guiana, Puerto-Cavello, Coro und Maracaibo, befand sich von neuem in der Gewalt der Independenten. Nach seinem Einzuge in Caracas ließ Bolivar den General Monteverde, der

sich in Puerto-Cavello befand, auffordern, den Platz zu übergeben; dieser aber wies die Aufforderung mit Verachtung zurück.

Durch die Ereignisse des Krieges war Zuazola in die Gewalt der Independenten gefallen. Bolivar bot dem Spanischen General an, diesen Officier, der sich durch seine Grausamkeiten so sehr ausgezeichnet hatte, herauszugeben, wenn jener auch ein gleiches mit den Obersten Mires und Jalon thun wollte. Sie waren Europäer und hatten Dienste in der Armee der Independenten genommen. Monteverde aber weigerte sich, den Vorschlag einzugehen. Zuazola wurde gehenkt, und bekam so die gerechte Strafe für die Verbrechen, die er begangen hatte. Spanien muß diesen Officier als den Urheber des Unglücks betrachten, das es damals in diesem Welttheil erlitt.

Bolivar schloß Puerto-Cavello enge ein, und hinderte die Verproviantirung der Stadt. Während der Blokade langte eine Verstärkung von 1200 Mann aus Spanien an. Diese Truppen machten mehrere fruchtlose Ausfälle, und, wie bereits erwähnt, Monteverde wurde in einem der erstern verwundet. Bolivar engte den Ort immer mehr ein,

der auch von der Seeseite her, mittelst einem kleinen Geschwader von Kanonierschaluppen, blokirt wurde. Allein die Spanier verhinderten durch ihren Widerstand, daß sie in die Gewalt der Independenten fiel, und zwangen diese, die Belagerung fortzusetzen. Girardot, einer der ausgezeichnetsten Officiere von Neu-Granada, endigte seine militärische Laufbahn vor dieser Stadt. Ungefähr um diese Zeit begannen die schrecklichen Repressalien, deren die republikanische Partei sich schuldig machte.

Bolivar hatte mehrere Europäer, die mit den Waffen in der Hand gefangen wurden, begnadigt; allein statt sich ruhig zu verhalten, suchten sie neue Empörungen zu stiften. Man entdeckte, daß die gefangenen Spanier zu Guayra Einverständnisse mit mehreren Einwohnern des Landes unterhielten. Es wurden Briefe aufgefangen, und man erfuhr dadurch ihre aufrührerischen Plane. Der Befreier von Venezuela befleckte seinen Ruhm durch eine Grausamkeit; alle gefangenen Europäer wurden verurtheilt, erschossen zu werden. Hernach suchte er diese Barbarei durch ein vom Staatssekretär Muñoz Tevar unterzeichnetes Manifest zu beschönigen. Er gab vor, das Betragen der Spanier habe ihn zu

diesem strengen Verfahren, das für die Sicherheit der Bewohner von Venezuela nothwendig wäre, gezwungen. Man hat uns versichert, die Zahl der Unglücklichen, die auf diese Art hingerichtet wurden, sei auf 1700 gestiegen; da wir uns aber damals nicht in Caracas befanden, so können wir die Wahrheit dieser Angabe nicht bekräftigen. Wenn man auch dem Talent dieses Heerführers Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, so ist doch die Strenge, die er bei dieser Gelegenheit zeigte, höchst tadelnswerth; sie vermehrte nur die Zahl seiner Feinde, statt ihnen Furcht einzuflößen, welches allein er doch nur beabsichtigt hatte.

Die Spanische Nation kann nicht durch heftige Maßregeln gebändigt werden; Strenge erregt bei ihr nur Rachsucht, und der Krieg in der Halbinsel gibt uns ein trauriges Beispiel davon.

Die Spanier wurden von den Unfällen, die sie erlitten, nicht abgeschreckt; die, welche sich nach Porto-Rico und Curaçao zurückgezogen hatten, machten eine Subskription, um die Kosten einer neuen Unternehmung aufzubringen. Cevallos und Yanes erhielten das Kommando darüber. Sie wurde zu Coro organisirt, von wo aus sie sich in die Ebenen

von Venezuela zog. Alle Anhänger der Spanischen Regierung stießen zu ihr, und nun begann ein Ausrottungskrieg. Bolivar marschirte ihr mit einer Macht, die im Stande war, ihr das Terrain streitig zu machen, entgegen. Man schlug sich drei Tage lang mit einer fürchterlichen Hartnäckigkeit bei der Stadt Araure. Die ersten Treffen waren Bolivar nicht günstig, er verlor viele Leute und der größte Theil seiner Kavallerie fiel in die Gewalt des Feindes. Endlich aber neigte sich der Sieg zu seinen Gunsten. Die Europäische Armee wurde völlig in die Flucht geschlagen, ihre Munition, ihre Kriegskasse, viele Waffen und ihr ganzes Geschütz geriethen in die Gewalt des Siegers *). Cevallos kehrte wieder nach Coro zurück, Yanes aber warf sich auf die Seite von Varinas. Er verbrannte diese Stadt und mehrere Dörfer **). Auf seinem

*) Bolivar zeigte in einem seiner Bülletins an, er habe unter der Bagage einen Stempel mit dem Namenszuge Ferdinand VII. gefunden, der dazu dienen sollte, die Republikaner zu brandmarken. Es ist wahrscheinlich, daß diese Stelle des Bülletins bloß von der Leidenschaft eingegeben wurde.

**) Auch diese Nachrichten sind aus Bolivar's Bülletins gezogen.

Rückzuge wurden alle Kreolen, auf die man stieß, niedergehauen, dann zog er nach der Seite von Guiana und suchte seine Armee mit Einwohnern aus den Ebenen zu verstärken.

Kurz nach der Schlacht wurde Cahigal von der Regentschaft in Spanien zum Generalkapitain ernannt. Er hatte einen gewissen Bovez unter seinem Befehle. Der Krieg nahm nun einen andern Charakter an; bis jetzt hatte man nur freie Menschen handeln sehen.

Da die Spanier sich zu gering an Zahl sahen, um Erfolge gegen krieggewohnte, von guten Offizieren angeführte Truppen hoffen zu dürfen, so entschlossen sie sich zu einer höchst unvorsichtigen Maßregel; sie gaben den Sklaven die Freiheit, und vermochten sie, sich für die Sache ihrer Befreier zu schlagen. Da die Independentenregierung aus Grundeigenthümern zusammengesetzt war, so hatte sie nichts gethan, um das Schicksal der Sklaven zu verbessern. Diese benutzten nun die Emancipationsakte und vereinigten sich in Masse mit Bovez.

Diese Maßregel scheint beim ersten Anblick der Sache des Mutterlandes nützlich zu seyn, allein in der Folge muß sie den Einfluß desselben in diesem

Theile Amerika's völlig vernichten. Die ihren Kreolischen Beherrschern entgegengesetzten Sklaven werden den Spaniern helfen, jene zu bezwingen. Mit Hülfe der Uneinigkeiten, die sich unter diesen beiden Parteien erheben werden, wird es beide unterjochen können; allein wenn die farbigen Rassen über ihr wahres Interesse nachdenken, so ist zu befürchten, daß sie ihre Waffen gegen die Urheber ihrer Befreiung wenden werden. Die weiße Rasse, durch ihren Streit geschwächt, wird ihnen nur schwachen Widerstand leisten können und vielleicht gänzlich aus diesem Theile der Spanischen Besitzungen vertrieben werden. Leidenschaften haben die Europäische Partei verblendet, und sie scheint die blutige Geschichte von St. Domingo völlig vergessen zu haben.

Die Emancipationsakte versetzte der Independentenpartei einen tödtlichen Streich, indem sie die Feinde derselben vermehrte. Bolivar wurde gezwungen, die Belagerung von Puerto-Cavello aufzuheben; von einem Orte zum andern getrieben, zog er sich nach Caracas zurück. Bald sah er die Nothwendigkeit ein, auch diese Stadt zu räumen, und faßte den Vorsatz, nach Cumana zu gehen. Um die Entweichung der unglücklichen Kreolenfamilien, die

vor der Wuth ihrer Sklaven und der Rache der Spanier flohen, zu begünstigen, stellte er ein verlornes Korps zu Antimano, einem Dorfe drei Stunden von Caracas, auf. Es sollte den Marsch des Feindes aufhalten und den Rückzug der republikanischen Armee decken; allein dieses Korps wurde über den Haufen geworfen. Die Armee unter Bovez bemächtigte sich Caracas, und Bolivar zog sich mit wenig Leuten nach Cumana zurück.

In dem Hafen von Guayra befanden sich nicht viel Schiffe, nur wenigen Unglücklichen gelang es, sich einzuschiffen, die, welche zurückblieben, wurden ohne Erbarmen niedergemetzelt. Die Afrikanische Rasse überließ sich jeder Ausschweifung, und zu Guayra begannen die Neger das Gemetzel noch vor Ankunft der Truppen.

Die Leute, welche sich einschifften, hatten keine Zeit, sich mit Lebensmitteln zu versehen, mehrere starben auf dem Meere aus Mangel an Nahrung; die, welche das Glück hatten, ihr Leben zu erhalten, liefen in Curaçao ein; ihr Versuch, in Cumana wieder zu landen, war vergebens.

Bovez verfolgte Bolivar. Dieser kam in Cumana an, und da er die Unmöglichkeit einsah,

sich hier zu halten, rettete er sich mit mehreren Offi- cieren in einem Kahne; sie begaben sich auf die Insel Marguarita.

Es ist bekannt, daß sie im Monat August 1814 in Carthagena angekommen sind.

Die Ereignisse, die sich seit dieser Epoche viel- leicht zugetragen haben, sind uns unbekannt, und wir beschließen hier die Geschichte der Gräuel, die eins der schönsten Länder der Welt verheert haben.

Wenig Kriege haben so merkwürdige Abscheulich- keiten hervorgebracht. Der Haß der beiden Parteien war aufs höchste gestiegen, es scheint, die Natur im Einverständniß mit der Zwietracht habe die Zerstörung der Völker dieser Länder beschlossen.

Das sind die traurigen Früchte bürgerlicher Unei- nigkeiten, sie begünstigen einige Ehrgeizige, um sie hernach in den Abgrund zu stürzen, sie verändern den Charakter der Völker, zerstören die nützlichsten Anstalten, verheeren in einem Augenblicke das Werk von Jahrhunderten und versenken die aufgeklärtesten Nationen in Niedrigkeit und Barbarei.

Unter den Männern, die in dieser Revolution eine Rolle gespielt haben, gab es keinen einzigen, der die Eigenschaften vereinigt hätte, die nothwendig

sind, einem Volke eine andere Gestalt zu geben. Einige verbanden List und Ränkesucht mit einem ungemessenen Ehrgeiz, allein es fehlte ihnen an Festigkeit und Muth. Andere besaßen große militärische Eigenschaften, allein ihre geringe Menschenkenntniß, und ihre Unwissenheit in der Kunst, sie zu leiten, vereitelten alle ihre Plane. Alle waren von Ehrgeiz und Eitelkeit besessen, aber keiner von ihnen hatte Talent genug, ungestraft ehrgeizig zu seyn. Durch ihr Bestreben, sich einander auszustechen, schadeten sie ihren eigenen Absichten. Die Sucht, den Befehl zu führen, trat an die Stelle der wahren Liebe zum Vaterlande; diese Worte wurden eine kourante Münze, deren sich jeder, seinem Bedürfnisse gemäß, bediente. Die Begierde, sich vom Glücke zu einer Uebermacht emporschwingen zu lassen, bemächtigte sich aller Gemüther, und Grausamkeiten befleckten oft die schönsten Eigenschaften. Man wollte ganz plötzlich eine Nation, die seit so langer Zeit von einer inquisitorischen und gebieterischen Regierung geleitet wurde, in eine völlig demokratische Form bringen. So verfehlte man sichtbarlich seinen Zweck. Völker, die von jeher durch den Einfluß des Vorurtheils im Zaume gehalten wurden, waren plötzlich

sich selbst überlassen, konnten sich aber nicht selbst leiten.

Sie haben andere Einrichtungen nachgeahmt, statt sich eine ihrer Lokalität und der Stufe ihrer bürgerlichen Bildung angemessene Regierung zu geben. Sie hatten ein auf Gewalt begründetes Finanzsystem, und die Raubsucht der Beamten erschütterte die Grundlagen desselben. Ihre Armeen zeigten Tapferkeit, einige ihrer Anführer haben Beweise großer militärischer Talente gegeben, allein sie fochten, ohne bestimmt zu wissen, was sie nach dem Siege eigentlich thun sollten. Dieses waren die verschiedenen Fehler, welche diese Völker an einen Abgrund führten, den Jedermann, der das Land beobachtete, lange voraussehen konnte.

3.

Ansichten von St. Helena.

Aus dem Englischen des Herrn J. Johnson, Esq.

Am 14. Decbr. 1805 segelten wir an dem Vorgebirge der guten Hoffnung vorbei und nahmen unsern Lauf nach St. Helena. Da diese kleine Insel mitten in einem unermeßlichen Ocean liegt und beinahe 2000 Englische Meilen von dem Vorgebirge der guten Hoffnung entfernt ist, so könnte es beinahe wunderbar scheinen, daß nicht Schiffe sie oft verfehlt haben, besonders bevor Ferngläser und Chronometers zu ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit gediehen. Zu jener Zeit aber war es üblich, daß die Schiffe einen Lauf nahmen, der sie östlich von dieser Insel führte, und sobald sie dann die Breite derselben erreicht hatten, steuerten sie westlich, bis sie dieselbe ansichtig wurden.

Da wir uns auf unsere Berechnungen verlassen konnten, segelten wir in gerader Richtung darauf los, und am neunten Tage, nachdem wir an dem Kap vorbeigesegelt waren, sahen wir die Insel bei

Sonnenaufgang in einer Entfernung von ungefähr 15 Seemeilen. Als wir uns hier von Südosten her näherten, erschien sie uns als eine hohe, unregelmäßige Felsenreihe, deren nördliches Ende äußerst steil ist, die südlichere aber mehr Abdachung hat. In einer kleinen Entfernung von der letztern ragen zwei Felsen, Needles genannt, hervor, von denen der eine einem großen Schiffe mit allen Segeln ähnlich ist, und dieß in dem Maße, daß der Matrose, der oben im Mastkorbe die Wache hatte, ein Schiff an der Küste, rief. Als wir dem Lande näher kamen, schien diese Insel mit einer Kette unersteigbarer Höhen umgürtet zu seyn, hinter denen felsige und rauhe Gebirge zu einer ungemeinen Höhe emporsteigen, auf deren Gipfel Telegraphen angebracht sind, um die Annäherung von Schiffen anzuzeigen.

Einige von den Felsen, die diese Kette bilden, sind von oben bis unten gespalten, und zeigen Klüfte, die schrecklich anzusehen sind, während andere in phantastischen Formen zum Vorschein kommen, Schlösser, Thürme und mancherlei andere Gegenstände vorstellend. Wir steuerten nun in halber Kabeltauferne an einem hohen Vorgebirge, Barn's Point ge-

nannt, vorüber; es ist der ungeheuerste Felsen, den ich je sah, beinahe völlig senkrecht, funfzehn- bis sechszehnhundert Fuß hoch. Von hier steuerten wir dicht an der Küste hin nach Sugar-loaf Hill und Point. Auf der Spitze des erstern befindet sich ein Telegraph, und auf einem hervorspringenden Felsen des letztern, ungefähr achtzig oder neunzig Fuß über der Meeresfläche, ist eine kleine Batterie von drei bis vier Kanonen, die Schiffe zu nöthigen, beizulegen und ihre Boote an die Küste zu schicken. Diese Worte sind mit großen, weißen Buchstaben auf einem schwarzen Bret in drei verschiedenen Sprachen, der Englischen, Französischen und Portugiesischen, an einem in die Augen fallenden Theile der Batterie angebracht. Die Officiere auf dieser Station haben Befehl, wenn ein Schiff der Spitze nahe kommt, eine Kanone blind abzufeuern, wenn hierauf nicht geachtet wird, eine Kugel über sie wegzuschicken, und wenn auch darauf keine Rücksicht genommen wird, scharf auf das Schiff selbst zu schießen, worauf dann alle andere Batterien eröffnet werden.

Nachdem wir beigelegt und ein Boot an die Küste geschickt hatten, um den Namen des Schiffs

anzugeben, segelten wir weiter nach dem Ankerplatz, dicht an Rupert's Thal und verschiedenen zwischen den Felsen angebrachten Batterien vorbeisteuernd. Als wir uns um Rupert's Hill gewendet hatten, erblickten wir James-town und James-Thal, neben denen wir ungefähr eine Englische Viertelmeile vom Strande ankerten. Wie die Schiffe und das Fort sich einander begrüßten, glich der Widerhall an den Felsen und Bergen den lautesten Donnerschlägen, welches, verbunden mit der Neuheit der ganzen Umgebung, einen erstaunlichen Kontrast mit den einförmigen Ansichten gab, an die unser Auge seit unserer Abreise aus Indien gewöhnt war.

James-Thal wird an den Seiten von zwei rauhen Bergen begrenzt, Rupert's und Ladder-Hill genannt, die allmählig, wie sie sich dem Meere nähern, von einander abfallen, und zuletzt in zwei ungeheuere und beinahe senkrechte Klippen endigen, einen dreieckigen Zwischenraum, ungefähr anderthalb Englische Meilen lang und an seiner Basis etwa fünfhundert Ellen breit, lassend. Diese Basis ist eine befestigte Linie, die sich von einem Felsen zum andern erstreckt und mit dreißig Stücken schweren Geschützes besetzt ist, beinahe in einerlei Höhe

mit der Oberfläche des Wassers. Unmittelbar hinter dieser Linie befindet sich das Gouvernementshaus und die Kirche, von wo aus dann die Stadt sich nach dem Thal hinauf ausdehnt, stufenweise in der Breite abnehmend, so daß zuletzt nur ein Raum für ein einziges Haus bleibt. Indeß sind in diesem kleinen Raume kleine Gärten, Baumgruppen und schattige Spaziergänge angebracht, wodurch die Stadt eine angenehme Ansicht darbietet. Die Häuser derselben sind in Englischem Geschmack recht hübsch gebaut, gewöhnlich zwei Stock hoch und weiß angestrichen. Im Ganzen hat sie viel Aehnlichkeit mit einer kleinen, hübschen Englischen Landstadt, und auch die Einwohner, Sprache und Sitten sind durchaus Englisch.

Wenn man von den Straßen an Rupert's und Ladder-Hill hinausblickt, so gewährt dieß eine düstere, erhabene Ansicht. Der Fremdling schaudert bei dem Anblick ungeheuerer Felsenmassen, die an beiden Seiten des Thales von einer wunderbaren Höhe herabhängen, und die wegen ihrer wild zertrümmerten Lage jeden Augenblick zerstörend auf die Stadt herabstürzen zu müssen scheinen. Die Einwohner aber betrachten diese Gegenstände nicht allein

mit vollkommener Gleichgültigkeit, sondern scheinen sogar verwundert, daß sie bei Andern irgend ein ungewöhnliches Gefühl zu erregen vermögen.

Da die Bay von St. Helena von zwei in die See vorspringenden Vorgebirgen gebildet wird und der Windseite der Insel (the lee side of the island) gegen über liegt, so ist sie von den Bergen vollkommen gegen den südöstlichen Passatwind geschützt und von der Insel selbst gegen die Meeresfluth des südlichen Oceans gesichert. So gewährt diese Bay unsern Schiffen einen festen und gemächlichen Ankerplatz; sie können sich dicht an den Fels legen, in einem Wasser, das so klar wie Glas ist. Das frische Wasser, welches aus den Felsspalten hervorquillt, wird unter Rupert's-Hill in einem Becken gesammelt, an welches die Schiffsboote dicht anlegen können.

Da wir uns nur 48 Stunden hier aufhalten sollten, so hatten diejenigen unter uns, welche die Insel besehen wollten, nur wenig Zeit zu verlieren; darum verschaffte sich eine Gesellschaft, zu der auch ich gehörte, Pferde, und brach am 24. Decbr. bei Tagesanbruch von James-town auf, um einen Streifzug durch die Insel zu machen.

Wir fingen unsere Reise damit an, daß wir den Ladder-Hill erstiegen, eine steile Anhöhe, die beim ersten Anblick von der Natur als eine Schranke bestimmt zu seyn scheint, die von einem menschlichen Wesen nie erklimmt werden sollte; allein menschlicher Kunstfleiß hat mit unglaublicher Anstrengung den Felsen gesprengt und einen Zickzacksteg bis zum Gipfel hinaufgeführt.

Auf halbem Wege ungefähr hielten wir an, um auf die Stadt hinabzublicken, die sich von dieser Höhe wie in Miniatur darstellte; die Straßen glichen denen, die man aus Häusern von Kinderspielzeug zusammenstellt, das Ganze kam einem so ungeheuer klein vor, als könnte man es mit einer Hand bedecken. Sah man aufwärts, welch ein Abstand war das, wer vermag ohne Schaudern solche gigantische Vorsprünge von Felsen über sich hängend wahrzunehmen, die in so losem und unzusammenhängendem Zustande erscheinen, daß die Einbildungskraft sie sich eben niederstürzend vorstellt. Zufälle dieser Art ereignen sich nach heftigem Regen wirklich, wenn wilde Ziegen an den Rändern der Abgründe herumklettern und kleine Felsstücken losreißen, die dann im Herabrollen andere weit größere mit fortnehmen,

bis endlich ganze Massen, zum Erstaunen und Schrecken der Einwohner, in das Thal herabdonnern. Darum ist es Niemand auf der Nordseite der Insel gestattet, zahme Ziegen zu halten, und eine Belohnung wird für jede wilde Ziege, die man schießt, gegeben.

Auf Ladder-Hill stehen zwei und zwanzig bis vier und zwanzig Kanonen. Einige längs dem Rande des über der Stadt hängenden Felsen, andere längs dem Rande, von dem man die Wege übersieht. Sechs bis sieben derselben sind der Art auf Lavetten angebracht, daß man gerade damit auf die Stadt und die Wege schießen kann, die andern stehen auf gewöhnlichen Lavetten und dienen zu Grußbatterien. Wenige von uns wagten es, zu diesen Abgründen hinabzublicken.

Von hier gingen wir weiter nach High Knoll, über eine Strecke, die das wahre Muster der Unfruchtbarkeit zu seyn schien; jeder Schritt, den wir hinaufstiegen, bot neue Ansichten von Felsen und Bergen dar, die auf die wildeste Weise unter einander geworfen sind, ohne eine Spur von Vegetation zu zeigen. So ist die Ansicht, wenn man nur noch wenige Schritte vom Gipfel des High Knoll

entfernt ist, und sie geht zuletzt in den Abstand der spiegelglatten Oberfläche eines unermeßlichen Meeres aus, die einem auf der höchsten Spitze ins Auge fällt. Nun stiegen wir zu dem Thurm auf dem Gipfel hinan, und wir hatten ihn kaum erreicht, als die rauhe Aussicht plötzlich wie ein täuschender Zauber verschwand. Das Auge streifte nun über eine Reihe kleiner, lachender Thäler, Gebüsche und Gehölze hin, grünend, wie im Frühling, durchschnitten mit köstlichen Weideplätzen für Heerden aller Art. Das Ganze war vermischt mit Anpflanzungen, Gärten und kleinen Landhäusern, alles mit hohen, unregelmäßigen Bergreihen und Felsen umringt, die in einem unbeschreiblichen Maße gegen die von ihnen umgebenen malerischen Scenen abstachen. Hier wurde unsere Aufmerksamkeit eine Weile gefesselt, dann stiegen wir die noch jähere Südseite des Knoll's hinab und gelangten zu dem Landhause des Gouverneurs, Plantation House genannt. Es liegt an der Seite eines angenehmen, kleinen Thales, umgeben von angebautem Lande und Gärten, und hat eine vortreffliche Aussicht auf das Meer.

Unser Weg nahm nun eine schlängelnde Richtung an den Abdachungen kleiner Berge, deren grün-

Seiten sich links des Hauptthales hinunterziehen, und viele kleine Thäler und Schluchten bilden, von deren schöner Ansicht man sich keinen Begriff machen kann. Wir konnten uns nicht enthalten, bei jeder Wendung des Weges still zu stehen, um diese köstliche Landschaft zu bewundern, deren Gestaltungen jeden Augenblick abwechselten, nach den verschiedenen Gesichtspunkten, von denen man sie überblickte.

Nach einem angenehmen Ritt von ungefähr einer Stunde gelangten wir zu der Anhöhe von Sandybay, über die wir hinüber mußten, auf unserm Wege nach der Bay gleiches Namens. Als wir nahe an dem Gipfel waren, machten wir einige Minuten Halt, um einen Abschiedsblick auf die nördliche Aussicht zu werfen, da wir nicht erwarteten, noch irgend etwas Aehnliches auf dieser Insel zu sehen. Wie sehr wurden wir aber überrascht, als uns auf dem Gipfel dieser Höhe eine Aussicht in die Augen fiel, die die, welche wir verlassen hatten, bei weitem noch übertraf. Wahrlich, die Natur muß äußerst gut gelaunt gewesen seyn, als sie diese Bay, und eigentlich ganz St. Helena, bildete, wo sie das Erhabene und Schöne mit einer freigebigen Hand bis zur Verschwendung ausspendete.

Auf dieser Höhe stiegen wir ab und ließen unsere Pferde für eine Weile die üppige Weide genießen, damit wir die romantische Landschaft, die vor uns ausgebreitet lag, mit Muße betrachten konnten.

Obgleich ich nicht versuchen will, diese Stelle im Allgemeinen zu beschreiben, so kann ich mich doch nicht enthalten, einige besondere Theile auszuheben. Zwischen den rauhen Gestalten der südlichen Seite wird die Aufmerksamkeit durch zwei ungeheuere Felsen angezogen, die, von diesem Standpunkt aus gesehen, dicht aneinander zu stehen scheinen, und denen man die Namen Lot und sein Weib beigelegt hat. Der erstere, der bei weitem der seltsamste von beiden ist, steigt aus einem rauhen Grunde nah an der See in der Form einer ungeheueren natürlichen Pyramide, oder eines Thurms von der sonderbarsten und Staunen erregenden Gestalt bis zu einer schwindelnden Höhe empor. Ob er vom Ursprung an hier gestanden habe, oder durch irgend einen heftigen Naturkrampf hervorgebracht worden sei, will ich nicht zu entscheiden wagen, obgleich ich geneigt bin, das Letztere anzunehmen, da viele dieser Felsen vollständige Lavamassen sind, und überhaupt die kegelförmige Bildung der Berge auf der

ganzen Insel einen vulkanischen Ursprung andeutet. Während ich auf dieser Anhöhe saß, die Aussicht genießend, erzählte einer der Insulaner unter andern Anekdoten auch folgende in Bezug auf den Felsen Lot.

Ein Sklave eines der umherwohnenden Gütsbesitzers, der von seinem Herrn mißhandelt worden war, oder geworden zu seyn glaubte, bemächtigte sich eines Tages einiger Lebensmittel, lief damit den Felsen hinan und erklimmte in seiner Begierde nach Freiheit mit ungemeiner Anstrengung die Spitze desselben. Da man ihn auf seiner Flucht wahrgenommen hatte, so wurde eine Anzahl Sklaven zusammengebracht, und man setzte eine Belohnung für diejenigen aus, die den Flüchtling ergreifen würden. Er aber trieb diese Feinde seiner neu erlangten Unabhängigkeit bald zurück, indem er Felsenstücke auf sie hinabrollte, welche sie nöthigten, in der größten Eile davon zu fliehen. Hier, obgleich ihm bald die größte Hungersnoth bevorstand, zog er doch lieber seine luftige Einsamkeit mit Freiheit allen Reizungen des gesellschaftlichen Umganges und der Nahrung vor, die ihm das Thal darbot. Da der Fuß des Felsen sich weit ausdehnt, und man sich in einer gewissen Entfernung halten mußte, so war es sehr schwer, ihn

zu blokiren; daher gelang es ihm, sich gelegentlich des Nachts herabzuschleichen und die benachbarten Meierhöfe, mit deren Lage er genau bekannt war, in Kontribution zu setzen. Er dachte immer darauf, vor Tagesanbruch wieder auf seiner hohen Feste zu seyn, wo er die Früchte seiner nächtlichen Züge ohne Furcht, in seinem einsamen Reiche gestört zu werden, genießen konnte. Ein solches Raubsystem war indeß mit zu vielen Gefahren verknüpft, als daß es lange hätte dauern können, und so wurde er denn auch einst in der Nacht bei seinen Streifzügen entdeckt, es wurde Lärm gemacht, und bevor der arme Schwarze seinen geliebten Fels der Freiheit wieder erreichen konnte, wurde er ergriffen, und verurtheilt, gehenkt zu werden.

Wir stiegen nun einen jähen, geschlängelten, schmalen Weg hinab zum Thale, und wurden für unsere mühevolle Reise durch die schöne Ansicht von diesem neuen Standpunkt aus reichlich belohnt. Wir ließen des Major D—'s Landsitz, einen der schönsten auf der Insel, rechts liegen. Ungefähr in der Mitte des Thales begegnete uns Kapitain G—, der uns in sein Schloß, wie er es nannte, einlud, und darauf auszugehen schien, uns durch eine vortreffliche

Bewirthung eine gute Meinung von der Gastfreundlichkeit dieser Insulaner einzuflößen. Wir genossen des Guten so viel, und wurden dadurch so munter, daß wir beschlossen, noch den Diana's Peak, den höchsten Punkt von St. Helena, zu ersteigen. Wir kletterten daher die Sandy-Bay-Höhe von neuem hinauf, und uns rechts wendend, gingen wir in einer östlichen Richtung zu dem steilen, rauhen Gipfel hinan, bis uns die Dichtheit des Gebüsches wieder abwärts zu steigen nöthigte. Nachdem wir eine Stunde durch das Gebüsch geklettert und gekrochen waren, und einige der Gesellschaft schon alle Hoffnung, unsern Zweck zu erreichen, aufgegeben hatten, gelangten wir zu den Gipfeln des Piks. Da dieser beinahe im Mittelpunkt der Insel und 2700 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist, so gewährt er eine vollständige Ansicht von St. Helena und einer großen Meeresstrecke in jeder Richtung, die bloß von dem fernen Horizont begrenzt wird.

Hier waren die Aussichten und Landschaften, die wir einzeln bewundert hatten, nebst noch vielen andern, unter Einen Anblick gebracht, und boten wahrlich ein äußerst interessantes Gemälde dar. In jeder

Richtung wurden wir irgend einen neuen Punkt gewahr, der sich auf irgend eine Art auszeichnete; das Ganze stellte ein prächtiges Panorama vor, gemalt von einer Hand, die jeder menschlichen Nachahmung Trotz bietet. Die leicht streifenden Wolken, die vom Südostwinde herangetrieben wurden, und uns in einen momentanen Nebel hüllten, erhöhten die Wirkung dieser malerischen Landschaft, indem sie solche für eine kurze Weile unsern Augen gänzlich entzogen, und dann, sich plötzlich wieder zerstreuend, die abwechselnde Aussicht von neuem vor unsern Augen aufdeckten.

Die Luft auf diesem Pik, und überhaupt auf allen Bergen der Insel, war so kühl, wie sie gewöhnlich im April in England ist, obgleich es hier mitten im Sommer war, und die Sonne um Mittag beinahe senkrecht über uns stand. Man darf sich darüber nicht wundern, wenn man bedenkt, daß der ewige Windzug, über ein unermeßliches Meer wehend, beinahe erkaltet, bevor er diese Insel erreicht; deren hohe Berge, die vorüberziehenden Wolken anziehend und verdichtend, beständig feucht sind, und die Ausdünstung ihrer Gipfel ist ebenfalls als eine Ursache der kühlen Luft zu betrachten. Wir

stiegen nun einen rauhen Berg hinab, bis zu einer Telegraphenstation, Halley's Mount genannt, wo, wie wir erfuhren, der berühmte Dr. Halley sein Zelt vor vielen Jahren aufgeschlagen hatte, um den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten. Von hier stiegen wir einen andern mit Felsstücken besäeten Berg hinab, an dessen beiden Seiten sich tiefe Abgründe befanden, die uns schwindelnd machten. Endlich gelangten wir zu dem Side Path, einem schmalen Wege, der an der Seite einer jähen Vertiefung eingehauen ist, der uns denn endlich nach James-Thal brachte, wo wir bei Sonnenuntergang sehr ermüdet, aber mit unserer zwölfstündigen Exkursion sehr zufrieden, anlangten.

Wir traten in dem einzigen Gasthofe, den St. Helena darbietet, ab. Der Wirth desselben tritt in der dreifachen Eigenschaft eines Gastgebers, Theaterregisseurs und ersten Schauspielers auf. Wir verlangten Beefsteak, oder Schöpsenkarbonade, so geschwind als möglich, denn die schneidende Luft der Berge hatte uns auch einen starken Appetit erregt. Der Roscius von St. Helena betrachtete uns eine Weile mit Verwunderung, nahm dann eine theatralische Stellung an und rief: „Großer Gott, meine

Herren, Sie müssen einen sehr unvollkommenen Begriff davon haben, wie weit die Menschlichkeit gegen die thierische Schöpfung in dieser Insel getrieben wird! Ja, meine Herren, man geht hier mit weit mehr Zeremonie zu Werke, um einem Rinde oder einem Schafe den Hals abzuschneiden, als in einigen von Euern Europäischen Ländern, den Hals eines Bürgers abzuschneiden. Wirklich, meine Herren, kein Einwohner darf eins seiner Thiere tödten, ohne die besondere Erlaubniß des Gouverneurs mit Zustimmung seines Rathes." — „Der Teufel hole Eure Pythagorische Menschlichkeit, wenn wir Hungers sterben sollen, wegen Eurer affektirten Milde gegen ein elendes Schaf oder Rind." „Nicht so," erwiederte der Held des Kothurns, „Brittische Seefahrer werden wahrlich nicht zu sterben genöhigt seyn, wenn noch guter gesalzener Aal und Grog zu finden ist." Obgleich wir nicht vollkommen der Meinung unsers Wirths waren, so mußten wir doch mit dem zufrieden seyn, was er uns anbot. Er fügte noch ein Gericht Fische hinzu, und so war das Ganze nach unserer ermüdenden Reise nicht zu verwerfen.

Allgemeine Bemerkungen.

Die Insel St. Helena wurde zuerst von den Portugiesen am 21. Mai 1508, d. h. am Feste der heil. Helena, entdeckt, und daher ihr Name. Die Engländer gründeten daselbst im Jahre 1660 eine Niederlassung. Einige Jahre darauf wurde sie von den Holländern genommen, denen sie die Engländer unter Kapitain Munden 1673 wieder abnahmen; seitdem ist sie beständig in der Gewalt der Englisch-Ostindischen Kompagnie verblieben. Sie liegt ungefähr tausend Englische Meilen südlich der Linie und etwa eben so weit von Afrika. Die Küste beschreibt eine unregelmäßig eingezackte Linie, die von Punkt zu Punkt acht und zwanzig Englische Meilen im Umfange ist; ihre größte Länge beträgt ungefähr zehn und die Breite sechs bis sieben Englische Meilen. An den mehrsten Stellen ist sie von der Natur befestigt, und wo dieses nicht ist, sind Kanonen an jeder zugänglichen Stelle aufgestellt. Man berechnet die Zahl des rund um die Insel aufgestellten Geschützes auf fünfhundert Stück, die Zahl der einheimischen Miliz beträgt ungefähr tausend Mann, die ganze Bevölkerung mag ungefähr 4000 Seelen betragen.

Man ist äußerst wachsam auf die Annäherung einer Flotte, und da windwärts der Insel, der Brandung wegen, kein Boot landen kann, und der Windseite gegen über jeder Fels und jede Anhöhe mit Kanonen besetzt ist, so würde ein feindlicher Angriff auf diese Insel äußerst schwierig seyn.

Obgleich Hornvieh hier sehr gut gedeiht, so ist die Regierung doch wegen der geringen Weide, welche die Insel darbietet, genöthigt, die Einwohner im Gebrauch der Fleischspeisen zu beschränken, damit die Insel dem Zweck entspreche, weshalb die Kompagnie mit so großen Kosten sie unterhält, nämlich die aus Indien heimwärts fahrenden Schiffe mit frischen Lebensmitteln und Wasser zu versehen. Darum bekommen die Soldaten und Dienstboten nur vier Mal im Jahre frisches Rind- oder Schöpsen-Fleisch. In diesen verschiedenen Perioden bekommen die erstern drei und die letztern fünf frische Mahlzeiten. Angesehene Leute bekommen dergleichen öfterer, obgleich auch mit gewissen Einschränkungen. Dieser Mißstand wird indeß durch den großen Ueberfluß von Vegetabilien, welche die Insel hervorbringt, und durch Schaalthiere und Fische aus den Gewässern um die Insel, vollkommen ersetzt. Kartoffeln werden hier in

solcher Menge gebaut, daß ganze Schiffe damit befrachtet werden könnten, und sie sind nicht schlechter als die Englischen. Unter den Küchengewächsen sind die Kohlarten die vorzüglichsten. Getreide wird, so viel ich glaube, nirgend auf St. Helena gefunden.

Es ist einigermaßen sonderbar, daß in dieser Insel die Ordnung der Natur in gewisser Hinsicht umgekehrt zu seyn scheint; denn wir sehen die Gipfel und Seiten der höchsten Berge angebaut und grünend, während die niedrigern Hügel, und selbst die Thäler, so wie sie sich dem Meere nähern, dürre und unfruchtbar werden. Es läßt sich dieß erklären, wenn man bemerkt, daß all die hohen Bergspitzen beständig von den vorüberziehenden Wolken bewässert, von denen einige sogar in ihrem Zuge aufgehalten und an den Rändern der Berge verdichtet werden, und ihnen so eine nimmer versiegende Quelle von Feuchtigkeit gewährt, die den niedrigern Höhen und den Thälern durchaus fehlt. Regen gehört zu den selteneren Naturerscheinungen dieser Insel.

Das Klima von St. Helena ist äußerst gesund, und die Menschen auf derselben erreichen ein hohes Alter, da die Temperatur in Betracht ihrer tropischen Lage, wo die Sonne zwei Mal des Jahres senk-

recht darüber steht, sehr gemäßigt ist. Wegen der großen Ungleichheit der Oberfläche dieser Insel ist das Klima auf derselben sehr verschieden; das Thermometer auf den Höhen sinkt oft unter 54°, während es in St. James-Thal zuweilen über 84° steht. Es gibt hier keine Land- und See-Winde, da die Insel nicht breit genug und fähig ist, eine Temperatur anzunehmen, die diese täglichen Winde hervorbringen könnte. Darum weht, mit Ausnahme der Perioden, wenn die Sonne senkrecht steht, der Südost- und Passat-Wind ununterbrochen mit steter und gleicher Gewalt über die Insel. Stürme, Regen, Donner und Blitz sind daher äußerst seltene Erscheinungen, und treten nie ein, als wenn die Sonne in ihrem jährlichen Lauf über die Insel geht. Am meisten leidet St. Helena von der Dürre. Es hat Zeiten gegeben, wo sie drei Jahre hintereinander anhielt, und dann wird sie eine große Plage der Insel. Das Vieh kommt dann um, die Bäume sterben ab, und jede Spur von Vegetation vertrocknet. Man glaubt, daß die geringe Menge der letztern die Ursache des Mangels an Feuchtigkeit ist, darum bemüht man sich so viel als möglich,

Vegetation und Baumpflanzungen auf den dürren Felsen in der Nähe der Küste anzubringen.

Es ist von den Einwohnern die Bemerkung gemacht worden, daß Stürme, verbunden mit Donner, Blitz und Regen, alle zwölf Jahre eintreten und dann großen Schaden anrichten. Die durch den Regen gelösten und weggespülten Felsen und Klippen reißen alsdann die kleinen Bauerhäuser und Gärten an den Abdachungen der Höhen mit fort.

Es ist ein sonderbarer Umstand, daß Menschen und Thiere hier von zwei der größten Krankheiten befreit sind, nämlich Kinderblattern und Wasserscheu, von denen man auf dieser Insel nie eine Spur gehabt hat. Die Masern sind vor kurzem vom Kap dahin gebracht worden. Was die Einwohner betrifft, so hatten wir nicht Zeit genug, irgend eine Beobachtung anzustellen, und ich will daher in dieser Hinsicht einen Auszug aus einem vor kurzem über diese Insel erschienenen Bericht liefern.

„Der Zustand einer kleinen Kolonie, die in der Abgeschiedenheit einer felsichten Insel eingeschlossen und durch einen unermeßlichen Ocean von den Unruhen und den Leiden der umgebenden Welt getrennt ist, stellen wir uns gern als den Aufenthalt der

Glückseligkeit vor. Die Thäler von St. Helena könnten dieß in hohem Maße bewähren. Hier brauchen die Einwohner im Genuß von Wohlseyn und Sicherheit nur für ihre Familien und Gärten zu sorgen. Sie sind hier mit einigen der besten Gaben, welche die Welt darzubieten vermag, gesegnet, nämlich mit langem Leben, Befreiung von Krankheiten, gesunder Nachkommenschaft und schönen Frauen. Allein mit einiger Betrübniß gestehen wir, daß Glück und Zufriedenheit, die man sich öfter in der Zurückgezogenheit von der großen geschäftigen Welt denkt, Täuschungen sind, von Weisen und Dichtern erfunden, die irgend wo zu finden hoffen, was bis jetzt nirgends auf Erden gefunden wurde. Ein wohl unterrichteter Reisender bemerkt von dieser Insel, während Schiffe auf der Rhede vor Anker liegen und die Einwohner mit den Bedürfnissen derselben beschäftigt sind, oder sich beeifern, ihre Gäste zu unterhalten, ist ihr Gemüth auch mit fremden Ereignissen, von denen die Fremden ihnen erzählen, ganz beschäftigt, so daß die zwischen einzelnen Leuten bestehenden Streitigkeiten für eine Weile vergessen werden, allein wenn die Schiffssaison vorüber ist, und die Ansiedlung geschäftslos wird, und fremde Gegenstände

sie nicht mehr ansprechen, leben die innern Streitigkeiten wieder auf, und die Regierung sorgt daher dafür, sie durch militärische Uebungen, häusliche Vergnügungen oder dramatische Unterhaltungen zu zerstreuen."

„Leuten, die eben die muntern und angenehmen Gegenden Ostindiens verlassen haben, wo die bürgerliche Gesellschaft durch großen Wohlstand, Freiheit des Verkehrs und die unbegrenzteste Gastfreiheit belebt wird, finden die Art und Weise, wie die Einwohner von St. Helena ihre Zeit verbringen, grämlich und verdrießlich. Fremden scheinen sie nicht sehr gesellschaftlich unter sich zu seyn, und mit Ausnahme der Zeit, wo Schiffe ankommen und sie ihre ländlichen Wohnungen verlassen, um in James-town zu leben, bringen sie den übrigen Theil des Jahres abgesondert in ihren Gartenhäusern zu, zwischen welchen, wenn auch die Besitzer derselben zu gesellschaftlichem Umgange geneigt wären, Klippen, Abgründe und Felsspalten die Gelegenheit zu einem leichten und öftern Verkehr sehr vermindern."

„Es ist die Gewohnheit der Passagiere, die mit den heimkehrenden Indienfahrern ankommen, während ihres Aufenthalts hier, in den Häusern der

Einwohner zu leben. Mit Ausnahme des Gouverneurs, des Vicegouverneurs und einiger andern, von denen Fremde mit ausnehmender Gastfreundlichkeit behandelt werden, sind alle andere Einwohner bereit, die Reisenden zu beherbergen und zu beköstigen, allein zu ungeheuern Preisen."

„In einer Lage, wo die Einwohner den größten Theil des Jahres von allem Verkehr mit der Welt abgeschnitten sind und ihren Blick nur auf den öden, ausgedehnten Ocean werfen können, kann man sich leicht vorstellen, welches Interesse die Erscheinung irgend eines Schiffes erregt. Die Ankunft der nach England zurückkehrenden Indienfahrer ist das merkwürdigste Ereigniß des Jahres; dann verlassen sie ihre Gärten, eilen nach James-town, öffnen ihre Häuser zur Bequemlichkeit der Fremden, und unterhalten sie mit Spiel, Tanz und Musik. Diese muntern Gesellschaften werden durch die Gegenwart einer Menge angenehmer, hübscher, junger Frauen von den Eingebornen, die ein besonderes Interesse an dieser Lebensweise zu nehmen scheinen, erheitert, wahrscheinlich nicht ohne irgend eine träumende Hoffnung, sie könnten wohl von diesem Schauplatz, wo ihnen nur immer dieselben Gegenstände zu Gesicht

kommen, mit fortgenommen werden. Der Gedanke so vieler Lieblichkeit und Schönheit, die so ganz auf die Seite geworfen zu seyn scheinen, hat oft stärkere Empfindungen als die bloße Sympathie in der Brust ihrer Gäste erregt, und eingeborne Frauen von St. Helena haben in England und Indien das häusliche Leben geziert und die feinsten Zirkel mit Anmuth belebt."

„Es wird manche launige Anekdote von den Begriffen erzählt, welche die Einwohner von St. Helena durch ihre Lage bekommen. Ich will hier nur einige anführen."

„Eine Dame unterhielt sich eines Tages mit dem Kapitain eines Indienfahrers, und fragte ihn unter andern, ob ganz London nicht sehr betrübt sei, wenn die Ostindische Flotte England verlasse. Sie glaubte nämlich, weil die Ankunft derselben in St. Helena Gelegenheit zu so vielen Festlichkeiten gäbe, daß das Gegentheil bei ihrer Abfahrt von England Statt haben müsse."

„Ein Engländer, der einst mit einem Insulaner spazieren ging, stand still, um einen kleinen Fleck zu betrachten, wo die Vegetation äußerst üppig war. Der Einwohner erhob seine Hände und sagte mit

großer Inbrunst, wenn St. Helena überall so fruchtbar wäre, als auf diesem Fleck, so würde es das edelste und reichste Land auf der Welt seyn."

Nachtrag.

Wir fügen hier noch einige geographische Bemerkungen aus dem Dictionnaire universel de géographie maritime von Grandpre' hinzu.

Die Insel St. Helena liegt im südlichen Atlantischen Meere, südöstlich von der Insel Ascencion, und beinahe östlich vom Kap Negro auf der Küste von Afrika, nach genauen astronomischen Bestimmungen unter 15° 55' südlicher Breite und 8° 9' östlich von Paris, unter den Passatwinden. Man fängt gewöhnlich 20 bis 25 Seemeilen im Osten davon an, gerade darauf zu zusteuern; es ist aber ein so kleiner Punkt, daß man ihn oft verfehlt. Der Ankerplatz ist gegen die Windseite im Nordwesten der Insel, wohin man nur mittelst der Boyleine *), und mit Hülfe der aus den Bergschluchten hervorstoßenden Preßwinde, gelangt. Das Land ist

*) Ein Seiltau.

ungemein steil, und man läuft in halber Kabeltauferne daran hin, bis man unter das Fort St. James gelangt. Dann fährt man bis auf Kabeltauferne vom Lande, um eine Klippe unterm Wasser zu vermeiden, an die ein Kompagnieschiff einmal stieß. Dieses Manövre hat nichts Mißliches, weil man bereits Grund hat.

Der Ankerplatz von St. Helena liegt einem Thale gegen über, welches ehemals Valle'e de la Chapelle genannt wurde, jetzt aber von den Seeleuten in den verschiedenen Sprachen ganz einfach mit Thal bezeichnet wird. Es liegt einer kleinen Sandbank gegen über, wahrscheinlich einer Anspielung dieses Thals, die sich ungefähr bis auf eine halbe Seemeile ins Meer erstreckt; es ist dieß der einzige Ankerplatz der Insel, und wenn man zufällig darüber hinauskommt, so muß man oft drei bis vier Tage gegen die Strömungen ankämpfen, bis man ihn wieder faßt. Dieß Thal ist die einzige Stelle, wo ans Land zu kommen wäre, da sonst die Küste überall steil und unzugänglich ist, ausgenommen im S. S. O., wahrscheinlich die oben erwähnte Sandy-bay, wo man eine kleine sandige Bucht findet, die ein Fahrzeug aufnehmen könnte;

allein es herrscht dort kein so heftiger Wellenschlag, daß man sich derselben nahen darf, und eine Landung würde selbst gefährlicher seyn, als mitten zwischen Felsen. Es gibt noch einen anderen kleinen Landungsplatz in Kanonenschußferne von St. James Thal, er wird aber durch eine Batterie vertheidigt.

Die Vertheidigungswerke der Insel bestehen hauptsächlich in den Forts St. James, Bryers, Ladder-Hill und der Batterie vor der Stadt.

4.

Geschichte des Kabinets der Tuilerien seit dem 20. März 1815 und der Verschwörung, welche Bonaparte nach Frankreich führte.

Aus dem Französischen.

(Beschluß.)

Dritte Periode.

Montag Morgens, den 20. März, bei Tagesanbruch pflanzte ein elender Mörder, der sein Leben der Güte des Königs zu verdanken hatte, SXM***, selbst die dreifarbige Fahne auf dem Schlosse der Tuilerien auf. Bei diesem Anblick begab sich die

ganze bezahlte Kanaille samt den Halbbesoldeten nach dem Carrouselplatze.

Einige Satelliten liefen durch das Palais-Royal und riefen: es lebe der Kaiser! Dieser seit so langer Zeit vergessene Empörungsruf erregte Erstaunen und Unwillen. Man gerieth heftig aneinander, allein die Zahl siegte, und um drei Uhr Nachmittags mußte man, um nicht gefährdet zu werden, die königliche Farbe abnehmen.

Man erwartete Bonaparte mit jedem Augenblicke, allein die Rädelsführer, die das Treiben der aufgeregten Gemüther kannten, das nur schwach zurückgehalten wurde, verbreiteten Ungewißheit über den Augenblick seiner Ankunft, und den Weg, den er einschlagen möchte. Um acht Uhr Abends endlich kam er durch eine nicht sehr besuchte Vorstadt, die seinem rechten Wege gerade entgegengesetzt liegt. Sein Zug glich einem Leichenbegängniß, oder vielmehr einer Flucht; bloß in der Nähe des Schlosses fand er das dort aufgestellte Militär, besoffene Männer, und jene Furien, die Schande ihres Geschlechts, die an Aufruhr Gefallen finden, und die man während der unglücklichen Tage der Revolution unter dem Namen Robespierre's Strumpfstrickerinnen

gekannt hat. Dieß war der Einzug des Helden von Moskau, von Leipzig und der Berezina in Paris.

Nur die, welche jenes Fest, jene allgemeine Freude, jene Schwärmerei von Vergnügen und Zufriedenheit, die Menge der Neugierigen, die alle Straßen überschwemmten und die Fenster bis unter die Dächer der Häuser anstopften, die endlich, die den Einzug des guten Königs, so richtig der Erwünschte genannt, gesehen haben, nur die können die so außerordentlich unähnlichen zwei Tage vergleichen. An dem einen Tage drückte die Nation in Masse ihr Glück aus, an dem andern jagte eine Handvoll aus der Hefe des Volks aufgelesener Räuber durch wildes Geschrei den wohldenkenden Menschen, die keinen Laut von sich geben durften, Furcht ein.

Man bedurfte für eben diesen 20. März eines feurigen Anschlagzettels, um die Köpfe zu erhitzen, die Müßiggänger zu beschäftigen, und sie geeignet zu machen, das zu thun, was man für nothwendig erachten würde. Es war Herr M., der diesen zarten Auftrag übernahm, dessen er sich durch ein Gewebe von Lügen, an die Franzosen überschrieben, vortrefflich entledigte. Herr M. ließ seinen

revolutionären Gesinnungen freien Lauf, und nahm den Ton der Kanaille an, um von der Kanaille, an die er sich für die Zukunft verkauft hatte, besser verstanden zu werden. Er spricht von siebzehn wohlbekannten Herren, welche die Revolution der Schnupftücher verursacht hätten. Er macht sich über die am 30. März auf dem Platz Ludwig XV. ertheilten weißen Bänder lustig, und nennt sie die weißen Gunstbezeigungen der Damen. Er tröstet die Royalisten über den Verlust eines unbedeutenden Königs. Wir haben, sagt er in dem Tone eines Schwärmers, unsere Stuarte gehabt, wir werden auch unser Jahrhundert des Ruhms haben. Er schließt endlich mit dem Ausruf, der nicht prophetisch war: es lebe der Kaiser! Es lebe Marie Louise! Es lebe der König von Rom, der an eben diesem Tage geboren wurde und bald zu uns zurückkehren wird!

Man kann die traurige Stille, die während der zwei oder drei Tage, welche auf die Rückkehr Bonaparte's folgten, in der Hauptstadt herrschte, nicht beschreiben. Man fühlte, daß dieß eine schlimme Wirkung hervorbringen könnte, und sogleich errichtete man Fonds, um Taugenichtse zu bezahlen,

die mit der dreifarbigen Kokarde die Straßen durchziehen und schreien mußten: es lebe der Kaiser! Es lebe Marie Louise! Man nöthigte die Frauen von Beamten des Schlosses, sich regelmäßig jeden Tag unter den Fenstern zu versammeln und zu rufen: es lebe der Kaiser! Hierdurch wollte man den Enthusiasmus nachahmen, der sich das Jahr vorher mehrere Monate hindurch für den König zeigte.

Bonaparte hatte zu Lyon einen zwanzigjährigen Frieden mit allen Mächten, die Rückkehr Marie Louisens und ihres Sohnes verkündet; alle Menschen erwarteten nun die authentische Bekanntmachung dieser Aktenstücke, die wieder Zutrauen eingeflößt hätten. Allgemein erstaunte man aber, als man statt des versprochenen Friedens von der zweiten Erklärung des Kongresses, welche die vom 13. März bestätigte, Kenntniß erlangte. Da wurde das Vertrauen erschüttert, die öffentlichen Fonds sanken beträchtlich, der Handel wurde sogleich gelähmt. Keine Lüge aus dem Kabinet der Tuilerien fand mehr Glauben, und man erhielt gar bald den Beweis, daß der Aufenthalt in Elba Bonaparte von seiner Gewohnheit, zu betrügen, nicht zurückgebracht habe. Er nahm sich sogar heraus, der öffentlichen Meinung

Hohn zu sprechen, indem er Männer aus ihren Aemtern vertrieb, die entweder durch ihren Namen oder ihr Verfahren ihm die Achtung rechtlicher Menschen hätten erwerben können.

Er wollte grausam seyn, allein seine Satelliten riethen ihm, das angenommene Wesen nicht aufzugeben; sie dachten, es sei genug, zu Anfang listig und treulos zu seyn. Man beschloß demnach in der Sitzung des geheimen Raths vom 25. März, man solle fortfahren, die Vergessenheit des Vergangenen zu versprechen, wodurch man eben keine große Verbindlichkeit einging, weil dadurch nicht verziehen wurde. Er hat am 13. März mit aller Zweideutigkeit eines Korsen selbst gesagt: ich will mich nicht erinnern, was gesagt, geschrieben wurde ꝛc. Indeß verbannte man eine unermeßliche Masse Leute aus Paris. L*** wurde mit dieser väterlichen Expedition beauftragt.

Die Häupter der geheimen Gesellschaft, die Napoleon wieder zurückgebracht hatten, wollten sogleich den Lohn dieses wichtigen Dienstes einernten, sie nahmen die Stellen ein, die ihnen gefielen. Darin liegt vielleicht der Grund der Vernichtung Bonaparte's, der, da er nicht die Freiheit hatte, einen

einzigen Minister aus eigener Wahl zu ernennen, sich von Jakobinern umgeben sah, die er nicht liebte. Andererseits bemühten sich die Königsmörder und Republikaner, die Regierungsweise von 1792 wieder einzuführen und die kaiserliche Gewalt zu schwächen.

Man versuchte, das Londoner Kabinet durch glänzende Versprechungen zu verleiten, allein es war umsonst. Drei Provinzen wurden Oesterreich angeboten. Man wollte endlich allen Mächten eine Gewähr in Frankreich leisten, um den Vertrag, den man mit ihnen schließen würde, zu bekräftigen. So handelte der Mann, der, wie er sagte, nicht zugeben wollte, daß das Gebiet Frankreichs zerstückelt würde und für die Erhaltung unserer Unabhängigkeit zu sterben versprach, der Elende, der nicht zu sterben weiß, er würde sich noch glücklich geschätzt haben, wenn er auch nur König von Paris oder Malmaison geblieben wäre.

Boshafte Skribler bekamen den Auftrag, auf die Bourbons und ihre Regierung zu schmähen, alle Tage zu wiederholen, daß man Entwürfe zur Wiederherstellung des Zehnten und der Feudalrechte gefunden habe, weil man wohl wußte, daß dieses Mittel bei den Bauern und unter der leichtgläubigsten Volksklasse gelingt, die nicht überlegt, und nicht

weiß, daß die Wiederherstellung solcher Verpflichtungen gegenwärtig nicht ausführbar ist, und daß man nie daran gedacht habe, weil, nach dem gegenwärtigen Abgabesystem, der Eigenthümer und der Ackerbauer wenigstens vier Mal den Zehnten bezahlen, es mag der Boden etwas hervorbringen oder nicht. Vorgebliche Reisende sagten, daß sie gesehen hätten, wie Pfarrer Scheuern aufbauen ließen, um den Ertrag der Zehnten in Empfang zu nehmen. Man sprach auch von Käufern der Nationalgüter, denen man schon ihren Besitzthum entrissen hätte, oder bald entrissen haben würde.

Es wurde beschlossen, daß Prokonsuls, mit unbeschränkten Vollmachten versehen, sich in den Departementern verbreiten sollten, um den Geist derselben wieder zu beleben. Sogleich sah man sich zum Dienste der guten Sache den Atheisten Pomereul anbieten, der nach Straßburg reiste. Der fromme Degerando ging nach Metz, der Gaskonier Bedoch nach Mezieres, Pelletier Saint-Fargeau, der so dumm aber so eifrig im Dienste seines Herrn ist, nach Dieppe, Français von Nantes nach Caen, Boissy-d'Anglas nach Bourdeaux, TM***, der Bruder des Anführers der

Jakobinisch-kaiserlichen Verschwörung, Bourdon von Vatry nach Grenoble, Chement von Nis nach Tours; Röderer, Colchen, Thibaudeau, Miot, Quinette, Chasset, Dumolard, der ewige Dumolard, Pontecoulant, alle diese Menschen und viele andere noch, die ich nicht erwähnen will, reiseten ab, gleich einem Schwarm böser Geister, die zu gewissen Zeiten aus der Hölle heraufsteigen, um die Menschen hier oben zu verführen.

Ein Dekret vom 31. März erzeugte eine andere Pest; die Polizeilieutenants, deren Zahl und Eigenschaft der Art war, daß man dießmal auf die Sprache hätte Verzicht leisten müssen. Die mehrsten waren allen Parteien feil, schon unter der Regierung Robespierre's, des Direktoriums und Napoleon's gefangen gewesen, nach den verschiedenen Rollen, zu denen sie sich hatten gebrauchen lassen. Unter diesen tugendhaften Kommissärs bemerkte man Lecointre-Puyraveau, den würdigen Nacheiferer von Lecointre von Versailles, Caillemer, H. Lassale, Moreau, Gaillard, Ducrusot und J. Thurreau.

Nie seit 1789 hatte man so viel von Unabhängig-

keit und Freiheit sprechen hören, als seit der Rückkehr des Machiavelistischen Kaisers, und nie waren die Gedanken so sehr eingeengt worden. Man verkündete feierlich die Freiheit der Presse, und einige Tage nachher zeigte man in einem öffentlichen Bericht an, daß dieß nur eine List gewesen sei, um die zu entdecken, welche sich zu Meinungen bekennten, die dem Geiste der Regierung zuwider wären.

Carnot sagte frecher Weise in den Tageblättern, daß es gegen die Gesinnung Sr. Maj. sei, daß untergeordnete Postbeamte sich erlaubt hätten, Briefe aufzufangen, während es erwiesen ist, daß bis zu dem Augenblick, wo die kaiserliche Regierung zusammenstürzte, man beständig das Geheimniß des Briefwechsels verletzte, und die Journale, die zu frei vom Staat, von der Armee u. dgl. m. schrieben, zurückhielt *).

*) So wurde das Journal général mehreremal zurückgehalten, und der Hauptredakteur, Herr Feuillant, ein wegen seiner Talente und Grundsätze schätzenswerther Mann, einige Tage verhaftet, weil er sich über diese Bedrückung beklagt hatte. Alle Welt fand die Antwort, die Herr Feuillant dem Polizeibeamten gab, der ihn verhörte und aufforderte, künftig das

Derselbe Carnot, der sich stellt, als bekenne er sich zu mäßigen und großmüthigen Grundsätzen, nahm alle Angebereien an, und befahl, alle, nicht bloß vom König, sondern während seiner Regierung ernannte, Beamten fortzuschaffen. Ohne zu untersuchen, ob diese Leute in Hinsicht auf ihre Arbeit und ihre Kenntnisse nützlich waren oder nicht, dehnte er diese Anordnung über alle Angestellte, die von seinem Ministerium abhingen, aus, und in wenig Tagen sah man eine große Menge Familienväter durch die Wirkung der persönlichen Rache und der Leidenschaft des Herrn Carnot ohne Brod.

Man bedurfte abermals einer Konstitution, weil dieß ein sicheres Mittel ist, die Menge zu beschäftigen, die, durch diese Mystifikationen immer getäuscht, diese gern wieder kommen sieht, wäre es auch nur, um das Vergnügen zu haben, darüber zu lachen. Diejenigen, welche vernünftiger denken, die aufrichtigen Bonapartisten, glaubten, daß Bonaparte

---

wegzulassen, was der Regierung mißfallen könnte, sehr hübsch: „Mein Herr," sagte er, „ich werde künftig eine Sylbe weglassen, und das wird genug seyn; das Journal général soll das Journal géné heißen."

durch sein Unglück gebessert, ihnen eine freie Konstitution geben würde. Aber wie groß war das Erstaunen der eifrigsten Anhänger, als sie dieses unförmliche Machwerk sahen, von neuem entsprossen aus dem Gehirne eines eingedrungenen Bischofs und eines Zöglings der Madame von Stael! Von diesem Zeitpunkt an verlor Napoleon allen Einfluß auf die Vernünftigen unter seinen Anhängern. Interesse und blinde Leidenschaft erhielten ihm zwar noch einige der Hartnäckigsten derselben, die er aber wenige Tage nachher durch eine Reihe von Fehlern, von der die militärische Geschichte wenig Beispiele aufzeigt, auch noch verlieren sollte.

Diese Konstitution mußte angenommen werden. Man weiß schon genugsam, wie man in Frankreich verfährt, damit alles, was man will, angenommen werde. Man eröffnet bei den Notarien und einigen Polizeibüreaus ein Register nach Ja und Nein. Alle, welche Stellen bei der Regierung haben und leben müssen, schreiben Ja; alle, die weder das Gefängniß noch die Verbannung fürchten, unterschreiben Nein! Die endlich, welche eine unabhängige Existenz haben, unterschreiben weder Ja noch Nein. Allein Bonaparte hatte vor zwei Jahren versichert,

er würde diese **Gemäßigten**, die sich gegen seine Macht geschützt glaubten, wohl zu erreichen wissen. Das war die Annahme dieser siebenten und letzten Konstitution, die nicht vollständiger war, als die vorhergehenden; dießmal aber hatte man noch obendrein die Posse vom Maifelde erfunden. Alle Welt lachte über diese Farce, die seit sechs und zwanzig Jahren nun so oft erneut worden ist. Der einzige **Carnot**, der nie lacht, behandelte diese Sache sehr ernsthaft; bei ihm hieß es, unterschreiben, oder seine Stelle verlieren. Oft sogar hatte man den Verdruß, unterschrieben zu haben und doch fortgejagt zu werden, welches dem Herrn **Guizot** widerfuhr, den der Minister noch demüthigte — wenn man nämlich von einem Minister dieser Art gedemüthigt werden kann — indem er in den Zeitungen ankündigte, Herr **Guizot** sei nicht verabschiedet worden, weil er die Konstitution nicht unterzeichnet habe; da er dieß zu allererst gethan hätte, sondern wegen anderer Ursachen. Und das ist der Mann, der sich voriges Jahr über die Parteilichkeit der königlichen Regierung, über die vorgeblich den Royalisten und Emigrirten bewiesenen Gunstbezeigungen beklagte; er, der sie mit Wuth bis in den Schatten der Büreaus verfolgte. . . . .

Ein Schwarm unzeitiger Geburten des Parnassus, die an die Stelle der liebenswürdigen Sänger des Caveau's getreten waren, verkündeten die Tugenden des großen Napoleon, ein unfruchtbares Feld, das wenig Blumen hervorgebracht hat. Man konnte nirgends mehr zu Mittag speisen, ohne mit einem Dutzend Strophen dieser unermüdbaren Reimer beworfen zu werden. Das war alles recht gut, um dem Pöbel die Zeit zu vertreiben; wie sollte aber daraus ein nützlicher Zweck für Se. Maj. entstehen? Die Franzosen betrügen, ihnen weis machen, Marie Louise würde dem Maifelde beiwohnen, das war leicht, allein durch welches Mittel sollte man den eigensinnigen Schwiegervater zur Vernunft bringen, da viele Missionärs, die mit den demüthigsten Vorschlägen beauftragt waren, mit Verachtung abgewiesen wurden, und keine Hoffnung übrig blieb, die Kabinetter zu verführen? O würdiges Haupt aller Sbirren, treuer, verständiger Rathgeber, welchen Werth hast du nicht für einen Mann, wie Bonaparte, deine Gründe können nicht widerlegt werden: Sire, da er die Stimme des Bluts vergißt, so muß man ihn vergiften! Eine vortreffliche Logik! Wie ist aber ein so

schönes Vorhaben auszuführen? Du wirst die Mittel dazu herbeischaffen, du wirst die Seids wählen, und von deiner Seite braucht man keine Untreue zu fürchten! Abermals Geld und Bösewichter. Sie dringen nach Gent und nach Wien. Der Herzog von Feltre vereitelt das Komplot, und Ludwig ist gerettet. Der Prinz Talleyrand sah auch das Ungeheuer, das seinen gräulichen Auftrag schon ausgeführt hatte, allein zu spät. Ein gutes Gegengift verhinderte die Vollendung des Verbrechens, und Franz II. stirbt nicht. Marie Louise erhielt sogleich Befehl, dem Giftmischer anzudeuten, daß alle Bande zwischen ihr und ihm zerrissen wären. Man jagte alle Franzosen, welche die Erzherzogin umgaben, die Frau von Montesquiou, Gouvernánte des kleinen Königs von Rom, Meneval, den ihr von Bonaparte mitgegebenen Sekretär, mit Schande fort. Ein gewisser General Lichtenstein und viele andere Menschen kamen nach einander in Paris an, wo sie den Befehl vorfanden, inkognito zu leben. Allein Bonaparte, für den alles gut ist, wollte diese Gelegenheit nicht verlieren, Komödie zu spielen. Er ließ die Wagen, die man Marie Louise entgegengeschickt hatte, mit Pomp

einziehen, und alle Menschen glaubten, diese Prinzessin sei in St. Cloud oder im Elisee. Man fabricirte einen falschen Moniteur, den man in mehrere Departements schickte, in welchem Bericht abgestattet war von der Ankunft der Kaiserin und des kaiserlichen Prinzen in Paris, von dem Freudenrausch, den ihre Gegenwart erregt hätte, von der Hoffnung, die die Politiker aus diesem Ereignisse schöpften. Man bedeckte von neuem die Boulevards mit kleinen Bilderchen, Marie Louise vorstellend, und ihren Sohn, wie er für seinen Vater und Frankreich zu Gott betet, andere, wo er Gott für die Rückkehr seines erhabenen Vaters dankt, andere — denn der öffentliche Schatz machte den Grabstichel der Kupferstecher fruchtbar — wo er Lorbeeren für die Tapfern pflückt. Täuschungen! Weder Marie Louise, noch der kleine Napoleon erschienen, und die grobe Lüge erregt allgemeine Verachtung gegen ihren Urheber, der nur acht Tage gewinnen wollte, um einen Versuch zu machen, die Schweizer durch schmeichelhafte Versprechungen von Unabhängigkeit für sich zu gewinnen. Allein derjenige, der nie sein Wort gehalten hat, kann ein Volk nicht verführen, das nichts als Treu und Glauben kennt.

Murat wurde geschlagen, Italien der Freiheit wieder gegeben, es blieb keine Hoffnung mehr. Man mußte also von neuem im Innern sich bewegen, um die Mächte wegen eines Aufstandes in Masse besorgt zu machen, als wenn die Reaktion von Havre, Dünkirchen, von Bourdeaux, von der Languedoc, der Vendee und beinahe ganz Flandern nicht das Gegentheil bewiesen. Man kehrte also zu Einrichtungen von 1793 zurück, um einen Theil des Volks zur Schwärmerei zu bringen und den andern in Zaum zu halten. Das alles gelang aber nicht besser. Man entschloß sich, die Vorstädte aufzuregen. Einige in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtete Menschen, Bankerottirer, die Bonaparte an sich zog, indem er ihre Schulden bezahlte, übernahmen es, die Empörung zu organisiren. Man drohte, die ehrsamen und friedlichen Handwerker aus den Werkstellen, wo sie für sich und ihre Familien Brod verdienten, fortzuschicken, wenn sie sich nicht konföderirten. Man drohte auch den Kohlenführern, Wasserträgern und andern gemeinen Arbeitsleuten, ihnen ihr Blech und ihre Büchelchen wegzunehmen, wenn sie sich nicht an dem für sie bezeichneten Orte einfänden. Thuriot, Generaladvokat beim Kassations-

gericht, einer der Königsmörder, fabricirte eine Adresse, die man als von den Föderirten erlassen ausgab, und einige Taugenichtse unterschrieben sie im Namen einer Vorstadt, welche den fünften Theil der Bevölkerung von Paris enthält. Man bestimmte einen Tag, um die Föderirten Sr. kaiserl. königl. Maj. vorzustellen, und verurtheilte die Nationalgarde zu der Demüthigung, sie bis zum Schlosse zu begleiten. Nichts war lächerlicher, als diese Maskerade, von der man seit 1793 kein Beispiel gehabt hatte. Man sang die Carmagnole, den Marseiller Marsch, den Chant du départ und alle andere Lieder der schönen Tage der Revolution, deren sich die Aeltesten der Versammlung noch erinnerten.

Als sie in den Tuilerien angekommen waren, erschreckten die Mitglieder dieser fürchterlichen Versammlung Napoleon; er bekomplimentirte sie sehr kurz, im Galopp vor ihnen vorbeireitend. Er hatte nicht Unrecht; denn es konnten sich unter ihnen Verwandte oder Freunde derer finden, die er im Vendemiaire mit Kartätschen hatte niederschießen lassen. Gleichviel. Die Hoffnung, Wein und Geld mit leichter Mühe zu bekommen, verhinderte sie, diese Unhöflichkeit Sr. Maj. zu bemerken. Man vertraute die

Sorge, die Köpfe der Konföderirten zu erhitzen, einem Herrn Carrette, der bei dieser Gelegenheit einen großen Eifer bewies, weder Anschlagszettel, noch Brandreden sparte, und so wie die Verschworenen sie ihm in die Feder sagten. Er hatte seinen Klub im Tivoli.

Zu gleicher Zeit warf man Erdschanzen auf, die, wie man versicherte, dazu dienen sollten, Paris zu vertheidigen; die Konföderirten arbeiteten daran, und um die Nationalgarden bis aufs Aeußerste zu demüthigen, fiel man darauf, jede Legion zu zwingen, alle Tage zweihundert Mann zu derselben Arbeit zu stellen. Die Journale bemühten sich, den Provinzialen vorzuschwatzen, es sei aus reinem Eifer, daß die Petits-maitres von Paris die Schaufel auf den Hügeln von Montmartre und St. Chaumont bewegten. Der Redakteur des Censeur hat den Eifer der Nationalgarde für dieses nützliche Geschäft genugsam bekannt gemacht, als er in einem seiner Hefte vom Monat Juni anführte, die Nationalgarde von Paris hätte Befehl erhalten, freiwillig an den Verschanzungen zu arbeiten.

Der erste Uebelstand dieser Vermischung war, daß man eine Volksklasse frech machte, die den Regierun-

gen selten nützlich ist, und der man nicht wieder Einhalt thun kann, wenn man ihr einmal den Zügel hat schießen lassen. Allein bald zwang man die Föderirten, aufzubrechen, man sah diese unglücklichen Handwerksleute unter dem Namen freiwillige Schützen zur Armee schleppen.

Man erfand ein Journal, den Begriffen der Föderirten angemessen, das man den Patriot von 1789 nannte; man hätte besser gethan, es den Patriot von 1793 zu benennen. Da man in diesem fürchterlichen Journal die Sprache des père Duchesne sprechen mußte, so konnte man keine des Vertrauens würdigere Herausgeber finden, als Real, Patriot von 1789, 1793, 1794, vom J. 3, von 1815, und den berüchtigten Mehe'e de la Touche, der eine so erschreckliche Berühmtheit erlangt hat. Dieß Journal ist eine wahre Proskriptionsliste. Der Verfasser rechtfertigt die Schreckensregierung und beweist die Nothwendigkeit der Angeberei. Dieses Journal wurde an öffentlichen Plätzen vertheilt und in den bevölkertsten Quartieren von Paris herumgetragen; und Mehe'e, der in den Vorstädten schon unter dem Namen Pater Lafranchise bekannt war, würde ohne die Alliirten ganz

gewiß sich einen Ruf erworben haben, der den Ruf von père Duchesne, von Gorsas und Prud'homme übertroffen hätte.

Man erzählt, daß die Föderirten, als sie einige Tage nach ihrer Präsentation vor dem Pavillon der Flora vorbeigingen — denn man ließ sie von Zeit zu Zeit solche Promenaden machen — gerufen hätten, es lebe der Kaiser! Es lebe die Nation! Nieder mit dem schwarzen Käppchen *)! und daß Bonaparte zu denen, die bei ihm standen, gesagt habe: „wir müssen doch aber das schwarze Käppchen bei dem Maifelde haben." Daraus entstand die sonderbare Idee, Messe unter freiem Himmel lesen zu lassen vor einem Haufen Volks von allen Glaubensbekenntnissen. Dieß war schon eine Verletzung der Freiheit, die man eben verkünden wollte, und welche Juden, Katholiken, Atheisten und Protestanten auf das Evangelium beschwören sollten. Es war nichts als eine Verspottung der Religion, da sich nicht ein einziger Priester in der Kammer der Deputirten befand, um eine Klasse Individuen zu repräsentiren, die im J. 1780 den dritten Theil der

*) Calotte, eine Bezeichnung der Geistlichkeit.

Stände bildete, wie es noch unsere sogenannten Nationalfarben beweisen; das Weiße bedeutete, wie bekannt, den König und den Adel, das Rothe die Geistlichkeit und das Blaue das Volk.

Alles ging seit der Wiederherstellung der kaiserlichen Regierung über Hals und Kopf. Die Nationalversammlung von 1815, die keinen bestimmten Zweck hatte, konnte der Tyrannei, deren Stützen ihren Einfluß verloren hatten, keine wirksame Dienste leisten. Der größte Theil der Deputirten war, so zu sagen, den wenigen Stimmgebenden, die sich bei den Wahlkollegien eingefunden hatten, angedeutet worden, auch gab es ganze Bürgerklassen, die nicht dazu berufen worden waren.

Aufruhrstifter, die sich in der Versammlung befanden, machten jeden Tag revolutionäre Motionen, die Bonaparte selbst erschreckten. Endlich wagte er es, zur Armee zu gehen. Man stritt sich — denn seit langer Zeit überlegte man nicht mehr ruhig — ob man ihm, um ihn schon im Voraus zu bezahlen, den Beinamen Held oder Retter des Vaterlandes geben sollte. Die weisesten der Truppe gingen zur Tagesordnung über, ein äußerst bequemes Mittel, eine Untersuchung, wenn man sich

nicht mehr verständigen kann, geschickt abzubrechen; allein bald bewies die nur zu berühmte Schlacht von Mont-Saint-Jean, wie unpassend und voreilig es sei, sich damit abzugeben, schmeichlerische Beinamen einem Komödianten zu geben, der mitten unter hundert und funfzitausend Tapfern, die er seiner Unbesonnenheit und seinem blinden Ehrgeize geopfert hatte, nicht zu sterben wußte. Der Held kam nach Paris zurück, nicht, um das Unglück dieses jammervollen Tages zu beweinen, sondern um neue Opfer zu fordern. Man wußte nicht, was man diesem unersättlichen Blutsauger antworten sollte, das Erstaunen brachte ein düsteres Schweigen hervor, das nur dadurch gebrochen wurde, indem man von ihm verlangte, er solle die Ruder der Regierung niederlegen. Er abdicirte, eine lächerliche, unbedeutende Formalität, da man nicht zwei Mal abdicirt. Er wurde zum öffentlichen Gelächter, man verspottete ihn. Gleichviel. Auf neue Entwürfe sinnend, blieb er in Paris, ohne außer Fassung zu kommen, bis man ihm den Befehl ertheilte, einen Boden zu verlassen, den er mit Französischem Blute getränkt hatte. Alle seine Anhänger wurden stumm, der Unwille trat an die Stelle der Schwärmerei, er allein blieb mitten

unter dieser Sündfluth von Demüthigungen ruhig. Kaltblütig nahm er die Danksagungen auf, die der niedrigste seiner Schmeichler für ihn von einer Versammlung, in welcher schon die größte Unordnung herrschte, erlangt hatte.

Nun rief man Napoleon II. aus, man schwur, den 60. Artikel der Konstitution aufrecht zu erhalten, die Sitzungen wurden stürmisch, man schlägt, man schimpft sich, trotz aller Mühe des Herrn Präsidenten. Indeß wurde die Gefahr dringender, der Feind überschwemmt den Französischen Boden und nähert sich der Hauptstadt, während die Herren Pairs und die Deputirten ihre Zeit damit verbringen, unsere zerstreuten Konstitutionen zu sammeln und Proskriptionen zu organisiren.

Bonaparte hatte nie ernstlich daran gedacht, Paris zu vertheidigen. Er hatte bloß gehofft, durch diese Maßregel die Fremden abzuschrecken und den Alliirten glauben zu machen, sie würden sich in einen Nationalkrieg einlassen. Indeß wurde Davoust mit der vorgeblichen Vertheidigung der Hauptstadt beauftragt. Man zeigte den Gaffern den Montmartre und die Höhen von Belleville, um ihnen die Möglichkeit einer methodischen Vertheidigung zu bewei

sen, sagte ihnen aber nicht, daß man sich der Stadt Paris mit sehr geringer Macht von der Südseite her bemächtigen könne.

Die Herren Pairs und die Deputirten, die in diesem Augenblicke weit weniger mit dem Vaterlande und der Nationalunabhängigkeit, als mit der Erhaltung ihrer Güter und ihrer Würden beschäftigt waren, schickten der Form wegen Gesandtschaften an die alliirten Mächte ab, um über den Frieden zu unterhandeln. Sie mußten doch wissen, daß, da sie keine Eigenschaft hatten, zugelassen zu werden, ihre Abgeordneten, ohne daß man sie anhörte, zurückgeschickt werden würden, was auch wirklich geschah. Allein sie hofften dadurch, sich ein Ansehen zu geben und so das Leben davon zu tragen. Denn sie waren keineswegs der Meinung, Bonaparte's Einladung zu folgen, der sie im Maifelde feierlich aufgefordert hatte, zu sterben, wie ehemals die Römischen Senatoren auf ihren Curulischen Stühlen, um das Caudinische Joch zu vermeiden. Dieser große Mann ladet die andern immer ein, zu sterben, er allein stirbt nie. Nicht ein einziges Mal hat er in schwierigen Umständen die großen Staatskörper vor sich gelassen, ohne seine gewöhnliche Formel, zum Tode

einzuladen, zu wiederholen, das that er sogar bei den geringsten Beamten.

Hier endigt meine Aufgabe als Historiker, man kennt das Uebrige, und Jedermann weiß, was für Ereignisse uns den guten König, der uns regiert, wieder zurückgeführt haben. Hoffen wir nun, strenge Gerechtigkeit werde an die Stelle seiner Güte treten, und daß die Frevler endlich die Strafe treffe, die sie durch so viele Schandthaten verdient haben. Wäre es gerecht, daß die Plagen des Krieges ohne Unterschied auf den Guten wie auf den Bösen lasteten, sollen nicht die, die das Verbrechen begangen haben, die Strafe davon tragen und die Kosten eines Krieges bezahlen, den sie erregten?

Meine Absicht war, dieses Buch mit einigen vergleichenden Betrachtungen über Bonaparte und Ludwig XVIII. zu schließen. Da ich aber nichts zu dem hinzufügen könnte, was seit einigen Jahren so vielfältig darüber geschrieben worden ist, so beschränke ich mich darauf, denen, welche vorgeben, die Wiederherstellung der Bourbons habe uns all das Böse zugezogen, das wir erdulden, mit einem Artikel aus dem Journal des Debats zu beantworten, den ich hier abschreibe. Glücklich werde ich mich

schätzen, wenn ich das mir vorgesteckte Ziel erreicht, und in den Herzen vernünftiger Menschen, welches auch sonst ihre Meinung seyn möge, den gerechten Unwillen erweckt habe, den die Erinnerung an die Verbrechen eines Ungeheuers, der unser schönes Vaterland so unmenschlich verheert hat, erweckt!

„Wir beklagen uns über die Lasten des Krieges, und gewiß, wir haben Ursache, uns darüber zu beklagen, denn sie sind groß. Aber wem haben wir dieses Unglück beizumessen? Nicht den verhaßten Verschworenen, die, alle Menschlichkeit von sich werfend, und ohne Erbarmen das Schicksal von so viel Millionen Menschen ihrem persönlichen Vortheil opfernd, den Plan, die Geißel Europas unter uns zurückzuführen, mit kaltem Blute ausdachten, vorbereiteten und ins Werk setzten, und lieber ihr Vaterland der Plünderung, der Verheerung und dem gänzlichen Umsturze Preis geben, als ihrer unersättlichen Habsucht Schranken setzen wollten? Das abscheulichste Verbrechen, die ungeheuerste Verderbtheit, die vielleicht jemals auf der Erde gefunden worden! Als sie dieses Verbrechen ersannen und begingen, sahen sie wohl die fürchterlichen Folgen voraus, sie zweifelten, wie wir, keinen Augenblick, daß der Rückkehr

Bonaparte's der Bürgerkrieg und auswärtige Krieg unvermeidlich folgen würden. Sie haben ihn also nach Frankreich zurückgerufen, obgleich sie die Abscheulichkeiten, die eine nothwendige Folge davon seyn würden, im Voraus sahen und berechneten. Und doch haben dieselben Menschen, ihre gewöhnliche Taktik befolgend, dem besten der Könige die Uebel Schuld gegeben, die sie allein herbeigeführt haben. Welcher Unsinn! Wenn noch irgend Franzosen von dieser gehässigen Angabe verleitet werden könnten, so mögen sie doch nur die einzige Betrachtung anstellen: Vorausgesetzt, daß bei der Rückkehr Bonaparte's der König und die Prinzen seines Hauses abgedankt hätten, wie die Verschwörer es verlangten, hätten darum die Mächte Europa's weniger Krieg gegen Frankreich geführt, so lange es Bonaparte beibehalten hätte? Welcher aufrichtige Mann könnte behaupten, sie hätten alsdann nicht Krieg gegen uns geführt? Darum muß dieser Krieg, und all das Böse, was er über uns herbeigeführt, keinen Andern, als diesen Menschen, beigelegt werden, die Bonaparte wieder zu uns gebracht haben."

5.

Geschichte der Gesandtschaft im Großherzogthum Warschau, im Jahre 1812.

Vom Herrn de Pradt,

Erzbischof von Mecheln, damals Gesandtem in Warschau.

Aus dem Französischen.

Der Verfasser des oben genannten Werks ist der erste der großen Höflinge oder Staatsbeamten Bonaparte's, der von ihm und seiner Regierung schreibt. Man mußte daher, seitdem das Daseyn dieser Geschichte bekannt wurde, nicht wenig auf den Inhalt derselben gespannt seyn. Obgleich nun die Erwartung nicht völlig erfüllt wird, indem der Herr Erzbischof gar sehr rechts und links abschweift und ausschlägt, so ist das Ganze doch in vieler Hinsicht von großem Interesse; wir können es aber des beschränkten Raumes wegen dem Leser nicht vollständig mittheilen, und müssen uns mit einigen Bruchstücken begnügen.

Wir wählen zuvörderst solche, die von Bonaparte selbst handeln, oder in denen der Verfasser in nahe Berührung mit ihm kommt. Da das Original sich hin und wieder durch einen ganz besondern Styl bemerkbar macht, so haben wir diesen nicht ganz verwischen mögen, weil dadurch einigermaßen der Verfasser sich selbst zeichnet.

Wir müssen hier noch bemerken, daß das Werk, nach Angabe des Verfassers, im März 1814 geschrieben wurde, wo Bonaparte noch in der Gegend von Paris um seine Kaiserwürde kämpfte, daher er im Laufe der Erzählung von dieser spricht, als sei sie noch vorhanden.

1.

Charakteristik Napoleons.

Was kann man über den Charakter Napoleons noch sagen, nachdem man ihn dahin erklärt hat, daß die Revolution mit Napoleon Mensch geworden sei?

Was seinen Geist betrifft, was man sein Genie nannte; wenn nichts mehr gefeiert wurde, so war auch nichts weniger nach seinem wahren Werth geschätzt; für die Einen war es die Unermeßlichkeit, für Andere die Nichtigkeit, für jene das Erhabene, für diese das Lächerliche. Noch jetzt, wo das Meteor völlig verschwunden ist, herrscht nicht mehr Einstimmigkeit; so selten leiten Kaltblütigkeit, Kenntniß der der Zeit, der Umstände und der Mittel die Menschen in ihren Urtheilen.

Gewiß drückte noch nie eine unermeßliche Last auf die Welt, ohne irgend eine spezifische Schwere zu haben; die glänzendste militärische Laufbahn wurde nicht mit Abwesenheit aller Eigenschaften, die den großen Heerführer bilden, zurückgelegt; wunderbare Arbeiten aller Art wurden nicht entworfen, ausgeführt, mit unbegreiflicher Standhaftigkeit fortgesetzt, ohne einige Theile der Eigenschaften, die einen Staatsmann vom ersten Range machen. — Und doch sind Unglücksfälle, wie die Welt sie nie empfunden, ein Haß, wie nie in ihr erregt worden war, eine Lage, wie noch kein Mensch sich je eine geschaffen, und die wieder durch eine Folge von Fehlern verloren ging, die an Größe und Dauer alle Fehler übertreffen, die den Untergang

irgend eines Volkshauptes herbeigeführt haben, ein wegen seiner Niedrigkeit verzweifeltes Ende, das noch schmählicher für die Welt, welche die Anbetung leistete, als für den, der sie annahm, war, das Räthsel, das eine Laufbahn darbietet, die zwischen dem höchsten Fluge und dem tiefsten Falle, zwischen der glänzendsten Größe und der verworfensten Niedrigkeit, zwischen den äußersten Enden der Geschicklichkeit und der Dummheit die Mitte hält.

Napoleon's Geist war von großem Umfange, aber auf die Weise der Morgenländer; durch eine natürliche Neigung wendete er sich gegen den Orient, wenn man ihn nur ein wenig in diese Richtung versetzte. Allein durch eine entgegengesetzte Anlage verfiel er immer, wie von selbst, in Kleinlichkeiten, die man unedel nennen könnte. Der erste Wurf war immer groß, der zweite klein und niedrig. Es war mit seinem Geiste, wie mit seinem Beutel, von dem Großherzigkeit und Kargheit jede eine Schnur hielt. Sein Genie, das zu gleicher Zeit für die Scene der Welt und für Marktschreierbühnen geschaffen war, zeigte einen königlichen Mantel in Verbindung mit einer Harlekinsjacke. Es war der Mann der

Extreme *); der Mann, der, nachdem er den Alpen geboten hatte, sich zu beugen, dem Simplon, eben

*) Das Wunderliche, womit der ganze Charakter Napoleon's angesteckt war, findet sich auch hier wieder. Derselbe Mensch, dem die Natur eine so schätzbare Leichtigkeit verliehen hatte, schien wegen seiner öftern Wiederholungen ganz ohne Erfindungsgabe zu seyn. War er glücklicher Weise auf einen Gedanken oder Ausdruck gerathen, so wurden diese oft Wochen lang und ohne Unterschied mit allen Menschen gebraucht. Napoleon hatte noch mehr Beweglichkeit des Geistes, als wirkliche Erfindung. Uebrigens ist der Grad von Fruchtbarkeit, den seine Neigung zum Schwatzen erfordert hätte, nicht leicht zu bestimmen. Bei ihm war Sprechen das erste Bedürfniß, niß, und gewiß hielt er es für das erste Vorrecht der obersten Macht, nicht unterbrochen werden zu können und allein zu sprechen. Fand er so viel Vergnügen an diesen endlosen Unterredungen, so setzte er auch seine ganze Kraft darin, und zweifelte nicht, daß es Keinem gegeben sei, der Gewalt seiner Worte zu entrinnen. Auch hörte er nicht auf, nach Zusammenkünften mit Fürsten, mit allen Männern, die an That oder Meinung einige Macht ausübten, zu streben, sie im Voraus als seine Eroberungen betrachtend. Diese Unterredungen waren nicht ohne Zauber, und dieser wirkte nie stärker, als wenn die Sirene in der gutmüthigsten Annäherung, im ungekünstelten Erguß des Vertrauens, sein Wort versüßend, seine Stimme

zu werden, dem Meere, sich seinem Ufer zu nähern, oder sich davon zu entfernen, damit endigte, sich selbst einem Englischen Kriegsschiffe auszuliefern.

---

mildernd, einem ins Herz drang, und er die Miene annahm, einem das seinige ganz zu eröffnen; das war der Moment der Gefahr.

Einer der auffallendsten Züge dieses sonderbaren Charakters war die Leichtigkeit, mit der er alle seine Kräfte von einer Sache auf die andere übertrug, in einem Augenblick sie alle zugleich auf den einzigen Gegenstand, von dem er eingenommen war, auf eine Milbe, wie auf einen Elephanten, auf einen einzelnen Menschen, wie auf eine feindliche Armee, versetzte. In dem Augenblicke der vorgefaßten Meinung hätte er auf diese so wirken mögen, wie auf die andern; freilich erinnerte er sich oft einen Augenblick nachher nicht mehr an den Gegenstand, der ihn so stark bewegt hatte, für den er bereit schien, Reiche zu zerstören. Er hatte gesprochen — die sturmbringende Wolke hatte sich in Regen aufgelöst; er wünschte und vergaß, wie ein Kind. Nichts war sonderbarer, nichts aber auch wahrhafter. Man befrage die Männer, die sich ihm genähert haben; ich meine die, welche geschaffen sind, um zu beobachten, und das war freilich die kleinere Zahl; denn es war mit dem Pallaste der Tuilerien, wie mit denen des Orients, in denen man dient, aber nicht beobachtet.

Mit einem wunderbaren, unendlichen Scharfsinn begabt, voll Geist, bei jeder Sache, wovon die Rede war, unbemerkte oder neue Verhältnisse auffassend oder schaffend, reich an lebhaften, malerischen Bildern, an belebten und so zu sagen stachelichten Ausdrücken, eindringender durch die Unkorrektheit seiner Sprache selbst, die immer einen Anstrich von Fremdheit hatte, spitzfindig und fein, im höchsten Grade beweglich, obgleich ein ausgezeichneter Mathematiker, hielt er sich nur immer auf dem selbstgeschaffenen Boden und vertheidigte sich auf demselben, es sei aus Irrthum oder Wahrheit, mit den strengen Folgerungen eines Geometers. So mußten sich seine Irrthümer bis ins Unendliche vermehren, und obgleich er viel betrog, war er doch noch weit öfterer der Betrogene als der Betrüger. Daraus entstand der Widerwille gegen die Wahrheit, die man an ihm bemerkte. Er stieß sie nicht als erwiesene Wahrheit zurück, sondern als Dummheit, als unverträglich mit dem, was ihm Wahrheit schien. Bei ihm haben die Täuschungen noch die Lüge übertroffen, auch wies er sie nicht als ihm widerstrebend ab, sondern als einfältig, und die Ausdrücke der Geringschätzung und der Verachtung waren beständig in seinem Munde.

Er hatte sich andere optische Regeln gemacht, als die übrigen Menschen. Man verbinde mit diesen Anlagen oder Neigungen die Verderbniß, Tochter des Stolzes, des Glücksrausches, der Gewohnheit, aus einem Zauberbecher zu trinken, sich mit dem Weihrauch der ganzen Welt zu berauschen, so wird man den Geist des Menschen erklären können, der in seiner Wunderlichkeit alles, was am Erhabensten und Niedrigsten unter den Sterblichen, am Majestätischsten im Glanz der Souverainität, am Entscheidensten im Befehle, mit dem, was am Unedelsten, am Feigsten sogar in seinen größten Vergehungen ist, vereinigend, Straßenräuberstreiche mit Entthronungen verbindend, eine Art Jupiter-Scapin darstellt, wie sie noch nicht auf dem Schauplatze der Welt erschienen war.

Napoleon war närrisch, nicht von der Art Verwirrung, welche die Seelenkräfte angreift, sondern von Ideenunordnung, die aus Aufgeblasenheit und Uebertreibung entsteht, mittelst welcher man alles überspannt, immer befiehlt, ohne je zu berechnen, immer ausgibt, ohne je zu zählen, mittelst welcher man endlich, weil man so viele Hindernisse überwunden hat, glaubt, sie alle überwinden zu können,

oder vielmehr, daß es keine mehr gebe. Die Leichtigkeit, mit der Napoleon stets Gehorsam geleistet wurde, überredete ihn zuletzt, er habe nichts zu thun, als zu befehlen, und die Ausführung folge unvermeidlich seinem Worte. Er hatte seine Rolle auf einige Formeln beschränkt: befehlen, und seinen Ministern aufzutragen, auszuführen.

Der Art war die Narrheit Napoleon's, deren Stufen ich bezeichnen, und an die Epoche der Schlacht von Wagram und seiner Heirath anknüpfen zu können glaube, einer Epoche, wo seine Vernunft aufhörte ihn zu leiten und ihn vielleicht nothwendig zu scheinen, und er sich ohne Zwang den Uebertreibungen hingab, die Frankreich auflösten und ihn endlich zu Grunde gerichtet haben.

Die Folge der Ereignisse hat mich dahin geführt, eine Art Charakteristik aufzustellen, die man unter der Französischen Nation noch nicht bemerkt hat, die nämlich, nach welcher ein Mann mittelst eines bloßen Befehls wegen eines politischen Interesse plötzlich aus einem sanften Menschen ein Ungeheuer wird, das alle Verbrechen begeht, oder entschuldigt, und so in derselben Person den zärtlichsten Vater, den zuneigungsvollen und treuen Gatten, den großmüthigen

Freund mit dem Menschen vereinigt zeigt, der, sobald er die Politik berührt, mit leichtem Schritt auf das Allerschwärzeste zueilt. Ein schrecklicher Abstand; eine Lästerung gegen die Gottheit, als hätte sie die Seele aus zwei abgesonderten Theilen gebildet, als wäre das, was die Moral verbietet, unter dem Namen Politik erlaubt.

2.

Napoleon's Aufenthalt in Dresden im Jahre 1812.

Der Kaiser verließ am 9. Mai 1812 Paris. Ich folgte ihm am 10. mit einem Theile des Hofes. Als wir Tages darauf, den 11., nach Metz kamen, besuchte uns der Herr von Vaublanc, und sagte uns, daß der Kaiser, der im Präfekturgebäude abgestiegen war, den Abend sehr munter gewesen wäre, und ihm gesagt hätte, er gehe, ganz Polen beritten zu machen, und als er und der Präfekt bei diesem Worte sich einigermaßen verwundert hatten: „ganz Polen, ja, ganz Polen, sechzehn Millionen Polen!“ Dann habe er sich der ganzen Unmäßigkeit seines gewöhnlichen Plauderns überlassen, und im Rausch

von seinen Erfolgen, und was in Zukunft daraus entstehen würde, gesprochen.

Ich kam am 17. in Dresden an, nach einer sehr mühevollen Reise, wie alle, die im Gefolge des Kaisers Statt haben, auf denen Männer aus allen Klassen, Frauen von jedem Stande und von jedem Alter Tag und Nacht, wie Kabinetskourriere forteilen müssen.

Der Kaiser hatte die Straße durch Franken eingeschlagen, um Weimar, die Residenz der Schwester des Kaisers von Rußland zu vermeiden. Die Straßen waren von den Sächsischen Grenzen an durch die Gebirge dieses Landes auf Kosten der Sächsischen Regierung ausgebessert worden.

O ihr, die ihr euch einen richtigen Begriff von der Ueberlegenheit, die der Kaiser Napoleon in Europa ausgeübt hat, machen, die ihr die Stufen der Furcht ausmessen wollt, in welche beinahe alle Souveraine versunken waren, versetzt euch in Gedanken nach Dresden, und betrachtet dort diesen stolzen Fürsten auf dem höchsten Gipfel seines Ruhms, der seinem Fall so nahe war.

Der Kaiser hatte die großen Appartements des Schlosses inne, er hatte einen zahlreichen Theil sei

nes Hauses mit dahin gebracht; er gab Tafel, und mit Ausnahme des ersten Sonntags, wo der König von Sachsen ein Galla gab, war es immer bei Napoleon, wo die Souverains und ein Theil ihrer Familie in Folge von Einladungen des Großmarschalls seines Pallastes sich versammelten. Einige Privatleute wurden ebenfalls zugelassen, mir wurde diese Ehre am Tage meiner Ernennung zur Gesandtschaft nach Warschau.

Die Levers des Kaisers wurden wie gewöhnlich um neun Uhr gehalten, da mußte man sehen, in welcher Zahl, mit welcher furchtsamen Unterwerfung ein Haufen Fürsten unter den Höflingen vermischt, oft kaum von diesen bemerkt, den Moment erwarteten, um vor dem neuen Schiedsrichter ihrer Schicksale zu erscheinen. Dieß Schauspiel erneuerte in mir alle die schmerzhaften Gefühle, die ich sonst bei den diplomatischen Audienzen empfand. Man mußte die trivialen Fragen hören, die der Kaiser an sie richtete, und die demüthigen Antworten, die man sich erlaubte.

Bei einem dieser Levers hörte ich aus dem Munde des Kaisers Worte hervorgehen, werth, die erste Stelle in den Jahrbüchern des Stolzes einzunehmen.

Der Kaiser nahete sich dem Prinzen von Neufchatel und sagte mit jenem sardonischen Lächeln, das ihm so eigen ist: „Nun?" Die Rede war von einer Unterredung, die dieser Fürst Tages vorher mit dem Grafen von Metternich in Bezug auf den Austausch Galliziens gegen Illyrien gehabt hatte. Ich hörte Neufchatel sagen: „er macht Schwierigkeiten, er will nicht!" Da nahm der Kaiser das Wesen und den Ton an, die bei ihm immer eine starke Bewegung der Seele anzeigen, und sagte folgende Worte: „der trollige Mann, der da meint, mit mir Diplomatik zu spielen!" Dann, nachdem er diesem Ausfalle einige seiner gewöhnlichen Reden hatte folgen lassen, wendete er sich gegen uns mit einer Miene, die nie beschrieben werden kann, und fügte hinzu, „das ist wohl ein Beweis der Schwachheit des menschlichen Geistes, wenn man glaubt, sich gegen mich in einen Kampf einlassen zu können." Nein, nie haben mich Worte dergestalt überrascht, nie werden sie aus meinem Gedächtnisse erlöschen, Nebukadnezar, der Stolze, mußte ein Muster der Demuth im Vergleich eines Mannes seyn, der von solcher Eigenliebe besessen war.

Bei meiner Ankunft in Dresden erkundigte sich

der Kaiser mit Interesse nach meiner Gesundheit, und auf meine Antwort, daß sie den Strapazen der Reise widerstanden habe, sagte er: „so werden immer Mährchen erzählt; gestern versicherte man bei der Kaiserin, man habe ihnen zwei Spanische Fliegen auf die Brust legen müssen." Ich sagte ihm bestimmt, daß dem nicht so wäre, welches ihm viel Vergnügen zu machen schien. Ich wußte nicht, was mir diese Zärtlichkeit, die bei Napoleon gar nicht gewöhnlich war, zuziehen mochte. Ich ahnete freilich, daß ich nicht bloß religiöser Observanzen wegen zu dieser Expedition berufen worden wäre. Ich hatte zuweilen geglaubt, der Kaiser könne Absichten auf die Polnische Geistlichkeit haben, allein, nie war mir eingefallen, daß er mir diese Rolle bestimmt hatte. Endlich kam die Stunde, wo er sich erklärte, und das auf folgende Weise.

Am Sonntag, den 24. Mai, ließ er mich nach der Messe rufen, und gab mir nun, nachdem er von neuem von meiner Gesundheit gesprochen hatte, seine Absichten mit mir zu erkennen. Er erklärte sich aber nur halb, denn erst bei dem Herzog von Bassano erfuhr ich das Wesen und den Titel meiner Mission. — Er sprach nur davon, mich nach Polen zu

schicken: „Gehen Sie, arbeiten Sie; ich stelle einen Versuch mit Ihnen an. — Sie können wohl denken, daß ich Sie nicht habe hierherkommen lassen, um Messe zu lesen — Sie müssen großen Staat machen — Gehen sie mit den Weibern um, das ist die Hauptsache. Sie müssen Polen kennen, Sie haben Rhulieres gelesen — in vierzehn Tagen hat man Köche — was mich betrifft, ich werde die Russen schlagen; das Licht brennt ab — Ende September muß ich fertig seyn; vielleicht ist schon Zeit verloren. Ich habe lange Weile hier; seit vierzehn Tagen mache ich bei der Kaiserin von Oesterreich den Galanten, den kleinen Narbonne." Ich weiß nicht, welchen Widerwillen er gegen diese Fürstin gefaßt hat, allein er sprach von ihr in Ausdrücken, welche die Ehrfurcht mir verbietet, hier anzuführen. Auf einige Bemerkungen, die ich ihm zu erkennen gab, über das in Polen zu beobachtende Betragen in Hinsicht der theilnehmenden Mächte, die nun seine Verbündeten geworden waren, antwortete er ziemlich unbestimmt, aber auf eine Weise, um sehr wohl zu verstehen zu geben, daß, wenn er mit Rußland fertig wäre, er auch mit Oesterreich fertig zu werden wissen, und es zwingen würde, Illyrien anzuneh-

men oder es gar nicht zu bekommen. Er sagte deutlich, daß er noch nicht wisse, wem er das in seiner Integrität wieder hergestellte Königreich Polen geben würde. Was Preußen betrifft, so war das Schicksal desselben nicht zweifelhaft, es sollte das Königreich Preußen und Schlesien durchaus verlieren. Napoleon sprach immer mit der tiefsten Verachtung von Preußen.

Er zeigte mir die Ankunft des Papstes in Fontainebleau an, und sagte, die Erscheinung einiger Englischen Schiffe auf der Rhede von Savonna habe zum Vorwand seiner Versetzung gedient. Er fügte hinzu: „ich gehe nach Moskau, eine oder zwei Schlachten werden die Sache ausmachen. Der Kaiser Alexander wird auf die Knie fallen, ich verbrenne Tula, und so ist Rußland entwaffnet. Man erwartet mich dort. Moskau ist das Herz des Reichs, zudem werde ich den Krieg mit Polnischem Blut führen. Ich werde 50,000 Franzosen in Polen lassen. Aus Danzig mache ich ein Gibraltar; ich werde den Polen jährlich 50 Millionen Subsidien geben; sie haben kein Geld; ich bin reich genug dazu. Ohne Rußland ist das Kontinentalsystem eine Dummheit. Spanien kommt mir theuer zu stehen, ohne dieß

land wäre ich der Herr Europas. — Wenn das geschehen seyn wird, braucht sich mein Sohn nur zu halten; dazu wird eben nicht viel Scharfsinn gehören. — Gehen Sie zu Maret." Dieß ist von Wort zu Wort seine Unterredung, die in Ansehung des Lichts, welches sie auf seine Plane wirft, gewiß sehr wichtig ist. Er verzuckerte dieses alles mit einigem Lob zu meinem Vortheil, das er so gut zu vertheilen weiß, wenn sein Interesse es erheischt, und das er in den Tagen seines Zorns einem mit so vielem Vergnügen wieder abnimmt; an solchen Tagen ist man nichts als ein Dummkopf, ein einfältiger Tropf.

Er zweifelte durchaus nicht an dem vollkommensten Erfolg. Dieß Vertrauen theilte alles, was sich ihm näherte, Franzosen und Ausländer. Die ganze militärische Jugend von Paris betrachtete diese Expedition nach Rußland als eine große Jagdpartie von einem halben Jahre. Die ganze Armee stürzte auf diese Unternehmung mit dem Bewußtseyn des Erfolgs, der Lust nach Avancement, der Gefräßigkeit nach Dotationen, zu. Jeder wollte dabei seyn, und wer es nicht konnte, klagte sein böses Gestirn oder die Ungerechtigkeit des Kaisers an.

Wenn der Donner zu meinen Füßen eingeschlagen hätte, hätte ich keinen so tödtlichen Frost in meinen Adern gefühlt, wie der war, welcher mich ergriff, als mir meine Ernennung angekündigt wurde. Die Unternehmung in Polen war mir stets ein Gräuel gewesen.

Wider meinen Willen war ich also Botschafter, und hatte, um diesen hohen Rang aufrecht zu halten, einen Lakei und fünf und zwanzig Louisd'or. Dahin hatte mich das Geheimniß, welches man bei dieser Ernennung beobachtete, gebracht. Der Marschall Duroc lieh mir 6000 Franken, um die ersten Kosten meiner neuen Lage zu bestreiten. Dem Befehle des Kaisers gemäß, begab ich mich zu Herrn Maret. Ich konnte ihn nicht anders treffen, als in den Korridors des Schlosses; dort zeigte er mir an, daß ich Botschafter sei, und daß damit ein bestimmter Gehalt von 150,000 Franken verbunden wäre, die nach den gewöhnlichen Abzügen und Wechselkosten 140,000 Franken betrügen. Er verwies mich auf den andern Tag, allein an diesem, wie an den folgenden, waren alle meine Bemühungen vergeblich. Dieser Minister, der unaufhörlich von seinem Quartiere nach dem Schlosse, und von dem Schlosse nach

seinem Quartiere ging, war beständig von den Ministern der großen und kleinen Mächte, mit denen er Geschäfte abzumachen hatte, gedrängt. Der Herzog von Bassano schien sich bei den Geschäften eben nicht der Kürze zu befleißigen. Er verbrachte mit jedem Minister drei bis vier Stunden. Seine Zimmer waren mit Verzweifelten angefüllt, die, wie ich, ihre Erlösung und das Oeffnen der Thüre, die sie zum Lichte führen sollte, erwarteten. Vier Tage brachte ich in diesem diplomatischen Noviciat zu, und mein Eingang in diese Laufbahn war nicht mit Blumen bestreut. Endlich gelangte ich zu diesem geschäftigen Minister. Ich fand ihn vergraben unter einer unendlichen Zahl Portefeuilles ohne Ordnung und ohne Einrichtung. Er bezeigte mir einen sehr lebhaften Eifer, meiner los zu werden, um zu irgend einem andern Geschwätze überzugehen. Er sagte, meine Instruktionen würden später erfolgen, er drang in mich, mich zu meiner Abreise vorzubereiten, entließ mich, und das war alles, was ich von ihm erhielt. Ich mochte mich immerhin die folgenden Tage wie, der an seine Thüre drängen, mir wurde sie nicht wieder geöffnet.

Der Kaiser war abgereist, der Herzog drang in

mich, dasselbe zu thun, ich bestimmte Tag und Stunde. Man schickte mir ein kleines Buch, welches den Etat der Russischen Armee enthielt, abgefaßt nach den guten oder schlechten Nachrichten des Herrn Bignon und der andern von Petersburg bis Konstantinopel verbreiteten Agenten. Wenn der Herzog von Bassano mir nicht mehr Zeit zu widmen hatte, so ist dieses beizumessen, erstlich der ungeheueren Menge Geschäfte, die auf ihm lastete, zweitens der fortdauernden Forderung des Kaisers, seine Minister hundert Mal des Tages rufen und sie Stunden lang warten zu lassen. Die Zeit verfloß auf den Wegen und in den Sälen, das Kabinet aber blieb leer und stumm; drittens der Lebensweise des Herzogs von Bassano, der aus Nacht Tag und aus Tag Nacht machte; er ging sehr spät zu Bette, stand eben so auf, aß viel und lang, setzte unnützes Geschwätz eine Ewigkeit fort, besonders mit den Frauen, an die er Stunden verschwendete, die er Männern, welche in Geschäften waren, verweigerte.

Ich will Dresden nicht verlassen, ohne die Beobachtungen, die ich während meines Aufenthalts angestellt habe, zu erschöpfen.

Napoleon war der Gott Dresdens, der König

unter allen Königen, die daselbst erschienen, der König der Könige. Auf ihn waren alle Blicke gewendet, bei ihm und um ihn versammelten sich die erhabenen Gäste, die der Pallast des Königs von Sachsen in sich schloß. Der Zufluß der Fremden, der Militärpersonen, der Hofleute, die Ankunft und die Abreise der sich in allen Richtungen kreuzenden Kouriere, der große Haufe, der bei der mindesten Bewegung des Kaisers zu den Thüren des Schlosses hinstürzte, ihm auf allen seinen Schritten folgte, ihn mit Verwunderung und Erstaunen betrachtete, die auf allen Gesichtern ausgedrückte Erwartung der Ereignisse, das Vertrauen von der einen, die Aengstlichkeit von der andern Seite, alles dieß stellte das größte, anziehendste Gemälde und das auffallendste Denkmal dar, das je der Macht Napoleon's errichtet wurde. Es ist wahrscheinlich der höchste Punkt seines Ruhms, er konnte sich darauf halten, allein darüber hinaus zu gehen, schien unmöglich. Der König von Preußen kam ziemlich spät an. Seine Zusammenkunft mit dem Kaiser, diese Zusammenkunft zwischen Männern, die sich einerseits in einer so drohenden, andererseits in einer so gezwungenen Lage befanden, reizte die Neugierde ganz besonders. Es hieß im Schlosse, daß er

zufrieden von dieser Unterredung zurückkam, worüber alle Welt sehr vergnügt schien; ich nehme Niemand aus, weder Deutsche noch Franzosen.

Man erwartete mit Ungeduld die Ankunft der Kaiserin von Oesterreich.

Ich erinnere mich noch des Eindrucks, den diese Fürstin machte, als sie durch die weiten Zimmer des Schlosses kam, voran der Kaiser Franz. Wie alles ihr entgegen ging! Wie alle Augen sich auf dieses neue Schauspiel hefteten! Ich sehe sie noch einhertreten mit der anmuthsvollsten Majestät, in Ungarischer Kleidung, die ihrem Gesicht noch mehr Reize lieh, und was ihr an Fülle abgeht, etwas verhüllte. Man hätte das Geflüster der ehrfurchtsvollen Beifallsbezeigungen hören sollen, die sich auf ihrem Wege verbreiteten, und die Beschreibung, die Jeder von dem Eindrucke machte, den diese wahrhaft königliche Frau auf ihn gemacht hatte.

Der Zauber wurde noch bei der Audienz vermehrt, die sie, wie alle Souveraine, den in Dresden versammelten Fremden gab. Die Bestimmtheit ihrer Fragen, das Passende ihrer Aeußerungen, die Anmuth ihres ganzen Wesens und ihrer immer gütevollen Worte, bezauberten alles, und hätte diese Für-

stin in den Tiefen der Herzen lesen können, sie würde nicht ein einziges gefunden haben, das ihr abgeneigt gewesen wäre. Man fühlte sich getröstet über die lange Verdunkelung, die das Königthum erlitten hatte, da man es jetzt bei dieser bewunderswürdigen Fürstin in so einem glänzenden Lichte stralen sah.

An demselben Tage, wo man mir die Gesandtschaft übertragen hatte, kam der Graf von Narbonne, Adjutant des Kaisers, von Wilna an. Er war eiligst nach Berlin gesendet worden, um dem Kabinet des Königs von Preußen etwas Einschläferndes beizubringen. Ich traf ihn bei dem Grafen von Senft, wo er abgestiegen war. Er ging eben weg, um dem Kaiser Bericht von seiner Sendung abzustatten. Ich war genugsam mit ihm bekannt, um einige Fragen über Wilna an ihn thun zu dürfen. Seine Antwort überraschte mich sehr; sie bestand darin, daß er die Russen und den Kaiser Alexander in der besten Haltung gefunden habe, ohne Erschlaffung und ohne Großsprecherei, daß der Kaiser ihm sein Leidwesen über den Bruch der Allianz mit dem Kaiser Napoleon zu erkennen gegeben, daß er zu ihm gesagt habe, er hätte den Streit nicht angefangen, daß die Macht und die Talente Napoleon's unter

den Russen bekannt und geachtet wären; daß er aber nur die Karte Rußlands zur Hand zu nehmen habe, damit er sähe, daß dort Raum vorhanden wäre, daß, was ihn betreffe, er erst tief in Siberien einen seinem Reiche schmählichen Frieden unterzeichnen werde.

Von nun an sah ich, daß unsere Sachen verloren wären, ich fand in dieser erhabenen Antwort alles, was ich den Winter vorher zu dem Polizeiminister, Herzog von Rovigo, mit dem ich mich oft über öffentliche Angelegenheit zu unterhalten pflegte, gesagt hatte.

Es war ein Gerücht in Umlauf, Napoleon sei auf den Grafen Narbonne wegen des geringen Erfolgs seiner Mission, und weil es ihm nicht gelungen war, den Kaiser Alexander in seine Netze zu locken, böse gewesen. Das ist so sein Gebrauch. Wie wunderbar auch die Aufträge seyn mögen, die er ertheilt, die Geringfügigkeit der Mittel, die er gibt, der Eifer, mit dem man zu Werke geht, nichts wird gerechnet; gelingen ist alles für ihn; gelingen oder nicht gelingen macht in seinen Augen den Unschuldigen oder den Frevler.

Mit Vergnügen fand ich in Dresden den Grafen Senft und seine interessante Familie wieder.

Unsere Bekanntschaft hatte in Bayonne begonnen, dort theilten wir uns unser schmerzhaftes Gefühl über die Auftritte, die wir vor uns sahen, mit. Dort sagte er zu mir, daß der Stand eines Gesandten bei Napoleon sehr leicht geworden wäre, weil es nichts mehr als das Gewerbe eines Höflings sei.

Herr von Senft hatte sich zu Paris durch die Vortrefflichkeit seiner Meinung, seines Tones und die Würde seines Hauses ausgezeichnet, man hatte ihn ungern Paris verlassen sehen. In einer der Unterredungen, die ich oft mit ihm und seiner Frau hatte, gestand er mir ganz frei, daß die Franzosen in Sachsen nicht geliebt würden, und daß dieß auch in Preußen und in ganz Deutschland der Fall sei. Ich vermuthete es wohl.

Endlich, gerade als ich in den Wagen steigen wollte, kamen meine Instruktionen.

Wie sehr würde der Verfasser dieser elenden Instruktionen erröthen müssen, wenn sie jetzt bekannt gemacht würden! Was fand ich darin? Einen vollständigen Kursus des Klubism. Es war von nichts die Rede, als von revolutionären Mitteln, seit zwanzig Jahren im Gebrauch dieser Ruhestörer des mensch-

lichen Geschlechts, Adressen, Bittschriften, Proklamationen, um die Gemüther in fortdauernder Gährung zu erhalten. Eine der merkwürdigsten Phrasen enthielt, „man müsse die Polen bis zum Schwindel treiben, doch aber den Wahnsinn vermeiden;" übrigens war kein Plan, kein Mittel angedeutet. Es war von nichts die Rede, als von dem ewigen Geschmiere, das mich wieder in die glücklichen Tage der konstituirenden Versammlung versetzte. Alle diese Revolutionsmänner haben sich da nicht herausarbeiten können, sie sind noch darin.

Wir überspringen hier den Theil des Werks, der die Geschichte der Gesandtschaft, oder, da von dieser eigentlich nur wenig die Rede ist, vielmehr eine Darstellung des Zustandes des Herzogthums Warschau, während des Feldzugs der Franzosen in Rußland, enthält. Wir werden dieses Bruchstück, welches an sich ein großes historisches Interesse hat, nachliefern. Jetzt gehen wir gleich zu der Flucht Napoleon's durch Warschau auf dem Rückzuge aus Rußland

über, weil es wohl noch keinen auffallendern Abstand von dem höchsten Gipfel irdischen Glanzes bis zum tiefsten Verfall gibt, als den uns hier die Geschichte darbietet.

3.

Napoleon in Warschau auf der Flucht aus Rußland.

Der Rückzug von Moskau hatte begonnen, der Kaiser war in Wiasma und in Smolensk angelangt, nachdem er alle seine Pferde verloren hatte; hier fiel der Vorhang, der ihn so lange meinen Blicken entzog. Sollte man wohl glauben, daß der Französische Botschafter in Warschau vierzehn ewig dauernde Tage hatte zubringen müssen, ohne etwas von ihm zu hören, und das war doch wirklich der Fall. Das Wetter war schrecklich. Ich sah eine Katastrophe voraus. Die Augen beständig auf die Karte geheftet, bezeichnete ich Borissow als die Stelle, wo sich das Schicksal der Welt entscheiden würde; es war der Uebergang über die Berezina. Ich folgte den Bewegungen aller Armeekorps, ich sah sie sich dem gemeinschaftlichen Centrum nähern; ich konnte

meine Augen nicht davon wegwenden, meine Unruhe war aufs Aeußerste gestiegen, ich sah das Unglück in seinem ganzen Umfange voraus. Die Polen und ein Theil meiner Umgebungen bestritten diese Ansicht, so sehr sie konnten. Die Russen hatten sich der Französischen Magazine zu Minsk bemächtigt, sie hatten Borissow weggenommen und breiteten sich an der Berezina aus. Den Oesterreichern und Sachsen war es, am 19. Novbr., in dem Treffen bei Slonim gelungen, ein Russisches Korps, das aus einem großen Theil der Moldau-Armee bestand, und sich mit ihr zu vereinigen suchte, zurückzudrängen. Erst den 2. Decbr. erhielt ich Nachricht von dem Uebergange über die Berezina. Der Herzog von Bassano machte, wie gewöhnlich, einen großen Sieg daraus. Bei der Gelegenheit fällt mir ein, daß mir der General Dutaillis, als ich ihm Nachrich thiervon gab, antwortete, der Stern Napoleon's habe nie glänzender geleuchtet. So sehr hatten sich diese Menschen gewöhnt, knechtische Formeln und revolutionäre Ausdrücke an die Stelle von Ideen zu setzen, die ihnen gänzlich fehlten. Derselbe Mann schrieb am 2. Decbr., dem Jahrestage der Krönung des Kaisers, an das Konseil der Minister, um ihm anzu-

zei en, daß, wenn er bei der Feierlichkeit nicht einen Platz dem Französischen Gesandten gegenüber erhielt, er diesen mit einem Bataillon einnehmen würde. Man bemerke hierbei, daß er nichts weiter war, als bloß Militär-Kommandant von Warschau. Das ist die Wirkung des Stolzes, der vom Befehlen bei Männern herrührt, die vermöge ihres Geistes nur zum Gehorchen geschaffen sind. Ich schämte mich, einen Landsmann sich so dem Gelächter des ganzen Konseils aussetzen zu sehen.

Endlich war der 10. Decbr. da, ich hatte eben eine Depesche vom Herzog von Bassano erhalten, in der mir angezeigt wurde, daß das diplomatische Korps, welches den Sommer in Wilna zugebracht, nächstens nach Warschau kommen würde. Ich war beschäftigt, ihm den Uebelstand seines Aufenthalts in einer offenen Stadt, im Angesicht des Feindes, zu erkennen zu geben, als die Thüren meines Zimmers aufgingen und ein langer Mann hereintrat, der auf einen meiner Gesandtschaftssekretäre gestützt, einherschritt: „kommen Sie, kommen Sie, folgen Sie mir," sagte dieses Gespenst zu mir. Der Kopf war in schwarzen Taft gewickelt, sein Gesicht verlor sich in dem dicken Pelzwerk, in das er sich gesteckt hatte,

sein Gang war durch einen doppelten Wall mit Pelz gefütterter Stiefeln erschwert; es war eine Art Gespensterscene. Ich stehe auf, trete auf ihn zu, und einige Züge seines Profils fassend, erkenne ich ihn und sage: Ah, Sie sind es, Caulincourt; wo ist der Kaiser? „Im Hotel d'Angleterre; er erwartet Sie." — Warum ist er nicht im Pallast abgestiegen? — „Er will nicht erkannt seyn." — Haben Sie alles, was Sie bedürfen? — „Geben Sie uns Burgunder und Malaga." — Keller, Haus, Alles gehört Ihnen. Und wo gehen Sie so hin? — „Nach Paris." — Und die Armee? — „Es ist keine mehr vorhanden," sagte er, die Augen zum Himmel erhebend. — Und der Sieg an der Berezina? Und die 6000 Gefangenen des Herzogs von Bassano? — „Die hat man springen lassen — einige hundert sind entkommen, — man hat wohl etwas anders zu thun, als sie zu bewachen." — Da faßte ich ihn beim Arm und sagte zu ihm: Herr Herzog, es ist Zeit, daß man darüber nachdenkt, und daß alle treue Diener des Kaisers sich vereinigen, um ihm die Wahrheit bekannt zu machen. „Welches Geschwätz," antwortete er mir; „ich wenigstens habe mir nicht vorzuwerfen, sie nicht gesagt

zu haben. Kommen Sie, wir wollen gehen, der Kaiser wartet." Ich eilte in den Hof, auf die Straße und kam an das Hotel d'Angleterre. Es war halb zwei Uhr. Ein Polnischer Gendarme bewachte die Thüre; der Wirth sah mich eine Weile an, zauderte und ließ mich endlich über die Schwelle seiner Wohnung. Im Hofe fand ich einen kleinen Kutschkasten, auf einem Schlitten angebracht, der aus vier Stükken Tannenholz zusammengesetzt war; er war halb zertrümmert. Zwei andere offene Schlitten dienten dazu, den General Lefebvre Desnouettes mit einem andern Officier, den Mameluk Rustan und einen Bedienten zu fahren. Das war alles, was von so vieler Größe und Pracht übrig geblieben war. Ich glaubte das Leintuch zu sehen, das vor dem Leichenzug des großen Saladin hergetragen wurde. Die Thüre eines kleinen Zimmers wurde geheimnißvoll geöffnet, man sprach eine kleine Weile hin und her. Rustan erkannte mich und ließ mich hinein. Es wurden Anstalten zum Mittagsessen getroffen. Der Herzog von Vicenza trat zum Kaiser hinein, meldete mich, öffnete mir die Thüre und ließ mich dann allein mit ihm. Er war in einem kleinen Saal, wo alles gefroren war, die Laden halb ver-

schlossen, damit er unerkannt bliebe. Eine gemeine Polnische Dienstmagd blies sich den Athem aus, um ein Feuer von grünem Holze anzufachen, das, allen ihren Bemühungen trotzend, mit vielem Geräusch mehr Wasser in die Ecken des Kamins, als Hitze im Zimmer verbreitete. Ein Schauspiel des Verfalls menschlicher Größe hat nie Reiz für mich gehabt. Ich ging ohne Zwischensatz von den Auftritten zu Dresden zu dieser Station in einem elenden Wirthshause über. Ich hatte den Kaiser seit jener Zeit nicht gesehen. Ich weiß nicht, welche neue und peinliche Gefühle sich zugleich in meinem Herzen erhoben.

Der Kaiser schritt seiner Gewohnheit nach im Zimmer auf und nieder; er hatte den Weg von der Praga-Brücke bis zum Hotel d'Angleterre zu Fuß gemacht. Ich fand ihn in einem kostbaren Pelze, mit einem grünen Zeuge bekleidet, und prächtigen goldenen Trotteln besetzt; auf dem Kopfe trug er eine Art Pelzkappe und seine ledernen Stiefeln waren in Pelzwerk gehüllt. „Ha! Herr Botschafter," sagte er lachend. Ich näherte mich mit Lebhaftigkeit, und in dem Tone, den das Gefühl allein erweckt, und allein den Unterthan beim Souverain entschuldigen kann, sagte ich zu ihm: Sie befinden sich wohl?

Sie haben mir viel Unruhe verursacht; aber Sie sind endlich da — wie freu ich mich, Sie zu sehen. Alles dieses wurde mit einer Schnelligkeit und in einem Tone gesagt, die ihm zeigen mußten, was in mir vorging. Der Unglückliche wurde es nicht gewahr. Einen Augenblick nachher half ich ihm den Pelz ausziehen. „Wie geht es Ihnen in diesem Lande?“ Da trat ich wieder in meine Rolle, versetzte mich in die Entfernung, aus der ich nur durch eine unter diesen Umständen wohl zu entschuldigende Bewegung gewichen war, und schilderte ihm mit der bei allen Monarchen, besonders bei einem von dieser Gemüthsart, nothwendig zu beobachtenden Schonung den gegenwärtigen Zustand des Herzogthums; es war kein glänzendes Gemälde. Ich hatte am Morgen eben dieses Tages Nachrichten von verschiedenen mißlungenen Gefechten am Bug erhalten, auch daß 5000 Russen mit Artillerie gegen Zamosk marschirten. Ich sprach von der Nothwendigkeit, daß die Gesandtschaft und das Ministerkonseil vor der Ankunft des Feindes allmählig Warschau verlassen müsse; daß der Aufenthalt des diplomatischen Korps in Warschau nicht wohl Statt haben könne, ich sprach mit ihm von dem Elende des Herzogthums und der Polen. Diese Idee

fiel ihm auf, und er fragte sehr lebhaft: „wer hat sie denn zu Grunde gerichtet?“ — Was Sie seit sechs Jahren gethan haben, antwortete ich, die mißlungene Ernte von vorigem Jahre und das Kontinentalsystem, das sie alles Handels beraubt. Bei diesen Worten entflammte sich sein Auge. „Wo sind die Russen?“ — Ich sagte es ihm, ihm war es nicht bekannt — „Und die Oesterreicher?“ Ich sagte es ihm ebenfalls. „Seit vierzehn Tagen habe ich nichts von ihnen gehört. Und der General Reynier?“ Auch das sagte ich ihm. Ich sprach mit ihm von allem, was das Herzogthum für den Unterhalt der Armee gethan hatte; er wußte nichts davon. Ich sprach von der Polnischen Armee. „Ich habe Niemand während des ganzen Feldzugs gesehen,“ erwiderte er. Ich erklärte ihm, warum und wie die Zerstreuung der Polnischen Macht zuletzt eine Armee von 82,000 Mann beinahe unsichtbar machen mußte. „Was wollen die Polen?“ Preußen werden, wenn sie nicht Polen seyn können, — „und warum nicht Russen?“ Das sagte er mit zorniger Miene. Ich erklärte ihm die Beweggründe der Anneigung der Polen an die Preußische Regierung, er hatte keine Ahnung davon. Ich kannte

sie um so besser, da einige Minister des Herzogthums den Tag vorher nach Tische lange bei mir gewesen, und beschlossen hatten, sich an die Preußische Regierung zu wenden, die sie als ein rettendes Bret in ihrem Schiffbruche betrachteten. „Es müssen 10,000 Polnische Kosaken errichtet werden; eine Pike und ein Pferd sind hinreichend; mit ihnen muß man die Russen aufhalten." Ich zog diese Idee in Erwägung, sie schien mir durchaus verwerflich; er bestand darauf; ich vertheidigte mich und sagte endlich: Ich kenne nichts Wirksames, als eine gut organisirte, gut bezahlte und gut unterhaltene Armee, alles Uebrige hält nicht lange aus. Ich beklagte mich über einige Französische Agenten, und als ich ihm sagte, daß es ärgerlich sei, daß in fremden Landen Menschen ohne Geschicklichkeit und ohne Talente angestellt würden, sagte er: „Wo gibt es denn Leute von Talenten?" Das Gespräch hatte mich darauf geleitet, ihm zu erzählen, wie wenig Wärme die Oesterreicher unter den Einwohnern von Wolhinien gefunden, und ich führte deshalb das Zeugniß des Fürsten Louis von Lichtenstein an, der in Warschau bei mir gewesen war, wohin er sich in Folge einer in dem Gefecht am Bug erhaltenen

Wunde begeben hatte. Da ich seinen Namen ehrenvoll erwähnte, wie ich es wohl schuldig zu seyn glaubte, sah er mich scharf an; ich hielt inne. „Nun, dieser Prinz?“ sagte er, indem er meinen Ausdruck wiederholte, „fahren Sie fort!“ Ich bemerkte, daß ich mißfallen hatte. Kurz darauf entließ er mich, und trug mir auf, nach Tische den Grafen Stanislaus Potocki und den Finanzminister, die ich ihm als die zwei Mitglieder des Konseils bezeichnet hatte, die im größten Ansehen ständen, zu ihm zu führen. Diese Unterredung hatte ungefähr eine Viertelstunde gedauert. Der Kaiser war dabei beständig auf und ab gegangen, sich bewegend, wie ich es immer an ihm gesehen habe. Manchmal schien er in tiefe Träumereien zu versinken; das ist so seine Gewohnheit.

Gegen drei Uhr gingen wir zu ihm. Er stand eben von Tische auf: „wie lange bin ich nun schon in Warschau? Acht Tage — o nein, seit zwei Stunden,“ sagte er lachend, ohne andere Vorbereitung oder Eingang. „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur Ein Schritt. Wie befinden Sie sich, Herr Stanislaus, und Sie, Herr Finanzminister?“ Auf die wiederholte Versicherung dieser

Herren, von dem Vergnügen, das sie empfanden, ihn nach so vielen Gefahren gesund und wohlauf zu sehen, antwortete er: „Gefahren? Nicht im geringsten. Ich lebe in der Bewegung; je mehr Lärm ich mache, desto mehr tauge ich. Nur die faulen Könige werden in ihrem Pallaste fett, ich dagegen zu Pferde und in den Feldlagern. — Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur Ein Schritt." Es war deutlich, daß er sich von dem Gezische des ganzen Europa verfolgt sah, welches für ihn die größte Pein ist. „Ich finde Euch hier sehr beunruhigt." — Das kommt daher, weil wir nichts wissen, als was die laufenden Gerüchte verbreiten. — „Pah! Die Armee ist prächtig; ich habe 120,000 Mann; ich habe die Russen immer geschlagen, sie getrauen sich nicht, mir zu stehen. — Es sind nicht mehr die Soldaten von Friedland und Eylau. — Man wird sich in Wilna halten; ich hole 300,000 Mann. — Der Erfolg wird die Russen verwegen machen; ich werde ihnen zwei bis drei Schlachten an der Oder liefern, und in sechs Monaten bin ich wieder am Niemen. — Ich wiege mehr auf meinem Throne als an der Spitze meiner Armee. Freilich verlasse ich sie ungern, aber man muß Oesterreich und Preußen bewa-

chen, und auf meinem Throne wiege ich mehr, als an der Spitze meiner Armee — Alles, was jetzt geschieht, ist nichts; es ist ein Unglück, es ist die Wirkung des Klimas, — der Feind hat nichts dabei gethan, ich habe ihn überall geschlagen. — Man wollte mich an der Berezina abschneiden; ich machte mich über den dummen Admiral lustig (seinen Namen konnte er nie hervorbringen): ich hatte gute Truppen und Kanonen. Die Position war prächtig. Ein Morast von 150 Klaftern, ein Fluß!" — Das sagte er noch zwei Mal. Er fügte nun noch vieles hinzu über die stark geschaffenen Seelen, über die schwachen Seelen, ungefähr alles, was man im 29. Bulletin findet. Dann fuhr er fort: „Ich habe ganz andere Dinge gesehen. Bei Marengo war ich bis sechs Uhr Abends geschlagen, Tages darauf war ich der Herr Italiens. Bei Eßlingen war ich der Herr Oesterreichs. Der Erzherzog glaubte mich da aufzuhalten; — er hat, ich weiß nicht was, drucken lassen. Meine Armee war schon anderthalb Stunden weit vorwärts. Ich hatte ihm nicht die Ehre erzeigt, Dispositionen zu machen, und man weiß, was es zu bedeuten hat, wenn ich einmal so weit bin. — Ich kann nicht verhindern, daß die Donau sechs Fuß in

einer Nacht anwächst. Ha, sonst wäre es mit der Oesterreichischen Monarchie vorbei gewesen; allein es stand im Himmel geschrieben, daß ich eine Erzherzogin heirathen sollte." Das wurde mit einer sehr muntern Miene gesagt. „Eben so in Rußland, ich kann nicht verhindern, daß es friert; jeden Morgen sagt man mir, ich habe zehntausend Pferde in der Nacht verloren. Gut, glückliche Reise!" Das kam fünf bis sechs Mal wieder. „Unsere Normandischen Pferde sind weniger abgehärtet, als die Russischen; sie ertragen nicht über 9 Grad Frost. Eben so ist es mit den Menschen. Sehen Sie einmal die Baiern, nicht einer ist von ihnen übrig geblieben. — Man wird vielleicht sagen, ich sei zu lange in Moskau geblieben. Das kann seyn; allein es war so schönes Wetter, die Jahreszeit ist der gewöhnlichen Epoche vorausgeeilt. Ich erwartete dort den Frieden. Am 5. Oktbr. schickte ich Lauriston ab, um darüber zu sprechen. Ich hatte den Gedanken, nach Petersburg zu gehen; — Zeit genug war vorhanden; auch in die mittägigen Provinzen Rußlands zu rücken, den Winter in Smolensk zuzubringen. — Man wird sich in Wilna halten. Ich habe dort den König von Neapel gelassen. Ha, ha! Es ist ein großes politisches Schauspiel;

wer nicht wagt, gewinnt nicht. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur Ein Schritt. — Die Russen haben sich gezeigt. Der Kaiser Alexander wird geliebt. Sie haben ganze Schwärme Kosaken. Diese Nation bedeutet etwas — Die Kronbauern lieben ihre Regierung. Man hat mir den Vorschlag gethan, die Sklaven frei zu machen; ich mochte es nicht. Sie hätten alles niedergemetzelt; das wäre schrecklich gewesen. Ich führte einen regelmäßigen Krieg mit dem Kaiser Alexander; wer hätte aber auch gedacht, daß man je einen Streich ausführen würde, wie der Brand von Moskau. — Jetzt wollen sie es uns beimessen, allein sie haben es ganz gewiß gethan. Das würde Rom Ehre gemacht haben. — Viele Franzosen sind mir gefolgt; ach, es sind gute Unterthanen; sie sollen mich wiederfinden!"

Nun verfiel er auf allerlei Abschweifungen über die Werbungen des Kosakenkorps, das, nach seiner Meinung, die ganze Russische Armee aufhalten sollte, vor welcher 300,000 Franzosen eben geschmolzen waren. Die Minister mochten, so viel sie wollten, den Zustand ihres Landes vorbringen, er ließ nicht ab. Bis dahin hatte ich geglaubt, sie frei reden lassen zu müssen; ich erlaubte mir nicht, mich

in die Unterredung zu mischen, als wenn es darauf ankam, ihn wegen der Noth des Herzogthums zum Mitleiden zu bewegen. Er bewilligte als Darlehen eine Summe von zwei bis drei Millionen Piemontesischen Kupfergeldes, die seit einem Vierteljahre in Warschau waren, und drei bis vier Millionen Bankozettel, die von den Kontributionen in Kurland herrührten. Ich setzte den Befehl für den Minister des Schatzes auf. Er kündigte nun die nahe Ankunft des diplomatischen Korps an: „es sind Spione, ich wollte sie in meinem Hauptquartiere nicht haben, man hat sie kommen lassen. Es sind nichts als Spione, bloß damit beschäftigt, Bulletins an ihre Höfe zu schikken." —

Die Unterredung dauerte bei drei Stunden lang. Das Feuer war ausgelöscht, wir froren alle. Der Kaiser, sich durch vieles Sprechen erwärmend, hatte das nicht bemerkt. Auf den Vorschlag, durch Schlesien zu reisen, antwortete er: „Ha, ha, Preußen." Nachdem er endlich von neuem zwei oder drei Mal „vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur Ein Schritt" wiederholt, und gefragt hatte, ob man ihn erkannt habe, fügte er hinzu, das wäre gleichviel; er erneuete dann den Ministern die Versicherung seines Schutzes,

ermunterte sie, Muth zu fassen, und nun verlangte er abzureisen. Ich versicherte ihn abermals, daß während meiner Gesandtschaft nichts, was den Dienst betreffe, vergessen worden sei. Die Minister und ich wünschten ihm nun in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken die Erhaltung seiner Gesundheit und eine glückliche Reise. „Ich habe mich nie besser befunden; wenn ich den Teufel im Leibe hätte, würde ich mich noch besser befinden.“ Das waren seine letzten Worte. Er bestieg sogleich den demüthigen Schlitten, der Cäsar und sein Glück trug, und verschwand. Ein heftiger Stoß hätte ihn bald umgeworfen, als er über die Thürschwelle fuhr.

So war Wort für Wort jene berühmte Unterredung, in der Napoleon seinen verwegenen und unzusammenhängenden Geist, seine kalte Unempfindlichkeit, das Schwanken seiner Ideen zwischen zehn von einander abweichenden Projekten, seine ehemaligen Entwürfe und seine künftigen Gefahren bloß gab. Sie fiel mir zu sehr auf, um nicht ganz überzeugt zu seyn, sie mit der größten Genauigkeit hier niedergeschrieben zu haben.

Herrschend ist darin die Furcht vor dem schrecklichen Gezische, von dem er sich verfolgt glaubte, statt des ewigen Hosianna, wovon Europa funfzehn Jahre lang

erscholl. Der Stolz des Eroberers und die Eitelkeit des ausgepfiffenen Dichters sind von einem Ende bis zum andern darin bemerkbar, und charakterisiren auf das natürlichste einen Mann, der stets mehr ein Spottgedicht, als ein Bataillon gefürchtet hat.

Man hat mir gesagt, daß in Deutschland Erzählungen von dieser Unterredung im Umlauf gewesen seien; ich kenne sie nicht. Man hat sogar gesagt, daß man sie mir beimesse; diese Beschuldigung ist grundlos, sie hat sogar eine gehässige Seite, weil, sie damals bekannt zu machen, eine Art Untreue gewesen wäre, die unter den gegenwärtigen Umständen nicht mehr gefunden werden kann. Damals gehörte sie denen, die bei dem Gespräche gegenwärtig waren; jetzt gehört sie der Geschichte an und bezieht sich, insofern sie Sachen und Personen berührt, auf ein völlig vollendetes Ereigniß.

Ende des 95sten Bandes.

Buchhändler-Anzeigen.

Das 4te Heft des Journals:

Freimüthige Blätter für Deutsche

in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirthschaft.

Berlin, bei Duncker und Humblot.

ist erschienen und enthält: 1. Frankreich unter Buonaparte. Fortsetzung. 2. Würtembergs alte und neue landständische Verfassung. 3. Ueber Staatsgeburt, Staatsleben und Staatstod. 4. Die Diplomaten und die Feldherren. 5. Ideen über eine neue Verfassung für den Preußischen Staat. 6 Die Zeitschrift: Allemannia. 7. Gluth- und Wuth-Rede vom Geiste des P. Abraham a Sancta Clara. 8. Ueber Preußens Rheinische Mark. 9 Ueber den Tugendbund (enthält die bisher geheim gehaltene Urkunde und die Verfassung des Tugendbundes). 10. Verhältnisse des Polnischen Bauers. 11. Aufforderung an Staatsmänner.

Das Interesse dieses Journals geht aus dem angezeigten Inhalt hervor; der Ruf, den es sich bereits erworben, bürgt für die geistvolle Behandlung der Gegenstände. Neben den wichtigen politischen Abhandlungen und den Materialien zur Zeitgeschichte, die es liefert, nehmen auch manche unterhaltende Aufsätze, aus der Feder vorzüglicher Schriftsteller, die Aufmerksamkeit in Anspruch.

Bei Duncker und Humblot in Berlin ist erschienen:

Zweiter satyrischer Feldzug,

mit humoristischen Abschweifungen;

von

T. H. Friedrich.

Ein Bändchen geheftet 1 Thlr. 8 Gr.

Inhalt:

1. Ueber den Zustand der Kultur und Humanität im künftigen Jahrhundert. 2. Ueber die Kunst, zu lachen. 3. Israels Jubel, oder der Geburtstag des großen Lieferanten, nebst einer Exkursion in das Schlaraffenland. 4. Leben eines Papageyen. 5. Der idealische Staat, oder die Deutsche Kolonie auf den Kanarischen Inseln. 6. Vorschlag zur Errichtung einer Maulheldenlegion. 7. Kuriose Fata einer reisenden Dorfgesellschaft. 8. Gemälde aus dem Traumreiche: Das Dichterparadies; Abstecher ins Elysium. 9. Lebenslauf und philosophische Lebensansicht eines Lüderlichen. 10. Der Narrenvormund, und dessen Plan zur Errichtung eines General-Land-Narrenhauses. 11. Selbstvertheidigung des Justiz-Kommissarius Nimm gegen die Beschuldigung, daß er ein geheimer Bekenner des Judenthums sei. 12. Fastenpredigt des Pastors Fiducius. 13. Schattenrisse einiger Nachbarn. 14. Satyre des Verfassers auf sich selbst.

Für die Oesterreichischen Staaten besorgt den Verkauf die Gerold'sche Buchhandlung in Wien.

Digitized by Google

Digitized by Google

WIDENER LIBRARY
HX XYLK T

Digitized by Google

WIDENER LIBRARY
HX XYLK T

Digitized by Google